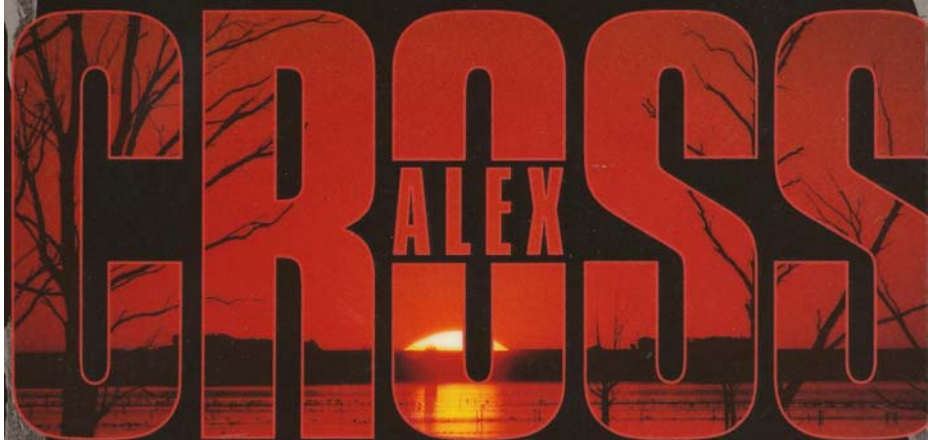


blanvalet

JAMES
PATTERSON

CROSS



BLOOD

Scan by Schlaflos

Buch

Nie vergeben, nie vergessen! Als ein Heckenschütze seine Frau Maria vor seinen Augen tötete, stand der Profiler Alex Cross erst am Anfang seine Karriere. Doch während all der Jahre seines Erfolgs hat er eins nie vergessen:

Dieser

Mörder wurde nie gefunden! Noch heute, Alex Cross hat Polizei und FBI verlassen und sich mit einer eigenen Praxis selbstständig gemacht, um sich intensiver um seine Kinder kümmern zu können, verfolgen ihn diese Erinnerungen. Doch sein Leben scheint endlich in ruhigen Bahnen angelangt zu sein, sogar eine neue Liebesbeziehung steht am Horizont. Da werden die alten Wunden brutal wieder aufgerissen: Cross' früherer Partner John Sampson bittet ihn um einen Gefallen. In Georgetown, einem Stadtteil von Washington, D.C., treibt ein Serienvergewaltiger sein Unwesen. Dessen brutale Vorgehensweise erinnert Sampson nicht nur an einen alten Fall, den sie beide einmal zusammen bearbeitet haben. Er führt auch direkt zu Marias Tod. Cross war schon oft in Gefahr. Manchmal fürchtete er nur um sein Leben, oft genug auch um seinen Verstand. Doch noch nie ging ihm ein Fall derart nahe, noch nie war es so ungeheuer wichtig, Erfolg zu haben - um jeden Preis! Denn diesmal zielt der Mörder mitten ins Cross' Herz... und deswegen geht er jetzt durch die Hölle!

Autor

James Patterson, geboren 1949, war Kreativdirektor bei einer großen amerikanischen Werbeagentur. Seine Thriller um den Kriminalpsychologen Alex Cross machten ihn zu einem der erfolgreichsten Bestsellerautoren der Welt. Inzwischen erreicht auch jeder Roman seiner neuen packenden Thrillerserie um Lieutenant Lindsay Boxer und den »Club der Ermittlerinnen« regelmäßig die Spitzenplätze der internationalen Bestsellerlisten.

James Patterson lebt mit seiner Familie in Palm Beach und Westchester, N.Y.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.jamespatterson.com

Außerdem sind von James Patterson lieferbar: DIE ALEX-CROSS-ROMANE: Stunde der Rache (7; 35892) -Mauer des Schweigens (8; 35988) - Vor aller Augen (9; 36167) -Und erlöse uns von dem Bösen (10; 36232) - Ave Maria (11; 36406)

DER CLUB DER ERMITTLERINNEN: Der 1. Mord (36075) -Die 2. Chance (36392) - Der 3. Grad (36627) - Die 4. Frau (36756) Die 5. Plage (geb. Ausgabe, Limes Verlag, 2527)

James Patterson

Blood

Ein Alex-Cross-Roman

Die englische Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel »Cross (Alex-Cross 12)« bei Little, Brown & Co., New York.

Dieses Buch ist der Palm Beach Day School, ihrem Leiter Jack Thompson sowie Shirley gewidmet.

Prolog

Wie heißen Sie, Sir?

THOMPSON: Ich bin Dr. Thompson vom Berkshires Medical Center. Wie viele Schüsse haben Sie gehört? CROSS: Viele Schüsse. THOMPSON: Wie heißen Sie, Sir? CROSS: Alex Cross.

THOMPSON: Haben Sie Schwierigkeiten beim Atmen? Irgendwelche Schmerzen?

CROSS: Schmerzen im Unterleib. Fühlt sich an, als würde da Flüssigkeit hin und her schwappen. Kurzatmigkeit.

THOMPSON: Ist Ihnen bewusst, dass man auf Sie geschossen hat?

CROSS: Ja. Zweimal. Ist er tot? Der Schlachter? Michael Sullivan?

THOMPSON: Ich weiß nicht. Es gibt etliche Tote. Okay, Leute, ich brauche eine Sauerstoffmaske. Zwei Infusionsschläuche, großer Durchmesser. Zwei Liter Salzlösung. Sofort! Mr Cross, wir versuchen, Sie unverzüglich in ein Krankenhaus zu schaffen. Halten Sie durch. Können Sie mich verstehen? Hören Sie mich?

CROSS: Meine Kinder... sagen Sie Ihnen, dass ich sie liebe.

3

Erster Teil

Niemand wird dich je so lieben wie ich - 1993

1

»Ich bin schwanger, Alex.«

Ich sehe diesen Abend in allen Einzelheiten vor mir. Immer noch, nach so langer Zeit, nach

so vielen Jahren, nach allem, was geschehen ist, nach all diesen schrecklichen Mördern, den aufgeklärten und manchmal auch nicht aufgeklärten Morden.

Ich stand in dem abgedunkelten Schlafzimmer, die Arme von hinten sanft um die Hüften meiner Frau Maria geschlungen, das Kinn auf ihrer Schulter liegend. Damals war ich einunddreißig, und ich war so glücklich wie nie zuvor in meinem gesamten Leben.

Nichts war auch nur annähernd dem vergleichbar, was wir gemeinsam hatten: Maria, Dämon, Jannie und ich.

Das war im Herbst 1993, heute kommt es mir vor, als sei es eine Million Jahre her.

Es war außerdem zwei Uhr nachts, und unser Baby Jannie hatte einen fürchterlichen Kruppanfall. Die arme Kleine war fast die ganze Nacht schon wach, wie so oft in den vergangenen Nächten, wie so oft während ihres noch jungen Lebens. Maria wiegte Jannie sanft in den Armen und summte dazu »You Are So Beautiful«, ich hatte meine Arme um Maria geschlungen und wiegte sie.

Ich war als Erster aufgestanden, aber es war mir nicht gelungen, Jannie wieder in den Schlaf zu wiegen. Nach vielleicht einer Stunde war Maria dazugekommen und hatte mir das Baby abgenommen. Wir mussten beide am nächsten Morgen arbeiten. Ich saß gerade an einem Mordfall.

»Du bist schwanger?«, nuschelte ich, den Mund an Marias Schulter gelegt.

3

»Kein guter Zeitpunkt, hmm, Alex? Siehst du noch mehr Kruppanfälle auf dich zukommen? Schnuller? Noch mehr volle Windeln? Nächte wie diese?«

»Das hier macht mir wirklich nicht gerade Spaß. So spät -oder so früh, keine Ahnung - noch auf zu sein. Aber ich finde unser Leben wundervoll, Maria. Und ich finde es wundervoll, dass wir noch ein Baby bekommen.«

Ich hielt Maria fest und schaltete das Spieluhr-Mobile ein, das über Janelles Stubenwagen hing. Wir wiegten uns zu den Klängen von »Someone to Watch Over Me« auf der Stelle hin und her.

Dann schenkte sie mir dieses wunderschöne, teils schüchterne, teils naive Lächeln, in das ich mich vielleicht schon am Abend unserer ersten Begegnung verliebt hatte. Das war in der Notaufnahme des St. Anthony Hospital gewesen. Maria hatte ein jugendliches Bandenmitglied mitgebracht, einen ihrer Klienten, der bei einer Schießerei

verletzt worden war. Sie war eine engagierte Sozialarbeiterin und wollte ihn beschützen - vor allem deshalb, weil ich ein gefürchteter Detective bei der Mordkommission war und sie der Polizei nicht gerade großes Vertrauen entgegenbrachte. Aber das tat ich ja auch nicht.

Ich umfasste Maria noch ein bisschen fester. »Ich bin glücklich. Das weißt du. Ich bin froh, dass du schwanger bist. Komm, lass uns feiern. Ich besorge uns ein bisschen Sekt.«

»Die Papa-Rolle gefällt dir, stimmt's?«

»Stimmt. Weiß auch nicht genau, wieso, aber sie gefällt mir.«

»Schreiende Babys mitten in der Nacht gefallen dir also?« »Das geht vorbei. Hab ich nicht Recht, Janelle? *Junges Fräulein, ich rede mit dir.*« Maria wandte ihren Blick von dem kreischenden Baby ab

4

und drückte mir einen süßen Kuss auf die Lippen. Sie hatte einen weichen Mund, immer einladend, immer sexy. Ich war verrückt nach ihren Küssen - jederzeit, überall. Schließlich wand sie sich aus meinen Armen. »Leg dich wieder ins Bett, Alex. Wir müssen ja nicht beide auf sein. Schlaf ein bisschen für mich mit.«

Erst jetzt fiel mir hier im Kinderzimmer etwas auf, und ich musste lachen.

»Worüber lachst du denn?« Maria lächelte.

Ich zeigte es ihr. Drei Äpfel, jeder war einmal von einem Kindergebiss angebissen worden. Sie lagen nun auf den Schößen von drei Plüschtieren, genauer gesagt von drei Dinosauriern in unterschiedlichen Farben. Das hatte der kleine Dämon also gespielt.

Unser kleiner Junge hatte eine Weile bei seiner Schwester Jannie gegessen.

Als ich bei der Tür angelangt war, zeigte Maria mir noch einmal ihr naives Lächeln.

Und zwinkerte mir zu. Sie flüsterte mir zu, und die Worte werde ich niemals vergessen:

»Ich liebe dich, Alex. Niemand wird dich je so lieben wie ich.«

4

2

Sechzig Kilometer nördlich von Washington D.C., in Baltimore, ignorierten zwei großspurige, langhaarige Profikiller Mitte bis Ende zwanzig das Schild mit der Aufschrift *Nur für Mitglieder* und betraten selbstgefällig den St. Francis Social Club in der South High Street, nicht weit vom Hafen entfernt. Beide Männer waren schwer bewaffnet und grinsten wie ein Paar Stand-Up-Comedians. An diesem Abend befanden sich siebenundzwanzig Capos und Soldaten im Club. Sie spielten Karten, tranken Grappa und Espresso und sahen im Fernsehen die Bullets gegen die Knicks verlieren. Schlagartig wurde es still im Raum, und die Spannung stieg.

Niemand kommt so einfach in den Club von St. Francis of Assisi, schon gar nicht ohne Einladung und bewaffnet.

Einer der Eindringlinge, ein Mann namens Michael Sullivan, bedachte die Anwesenden von der Tür her mit einem gelassenen Salut. Komische Geschichte, dachte Sullivan. Wie diese gnadenlosen, harten Jungs hier auf einem Haufen hocken und über das Leben sinnieren. Sein Partner, Jimmy »Hats« Galati, ließ seine Blicke unter dem Rand eines mitgenommenen schwarzen Filzhutes - so ähnlich wie der von Squiggy in der Sitcom *Laverne & Shirley* - hervor durch den Raum gleiten. Der Club wirkte ziemlich konventionell - normale Stühle, Kartentische, behelfsmäßige Bar, verwanzte Holztäfelung.

»Kein Empfangskomitee? Keine Blaskapelle?«, fragte Sullivan, der Konfrontationen in jeder Form liebte, verbale genau so wie körperliche. Er und Jimmy Hats gegen alle an

5

deren, so war es immer gewesen, schon seit ihrem fünfzehnten Lebensjahr, als sie aus ihrem Zuhause in Brooklyn geflüchtet waren.

»Wer, zum Teufel, seid ihr?«, wollte ein einfacher Soldat wissen, während er sich von einem der wackeligen Kartentische erhob. Er war knapp einen Meter neunzig groß, besaß kohlrabenschwarze Haare und mochte an die hundert Kilogramm wiegen. Offensichtlich stemmte er regelmäßige Hanteln.

»Das da ist der Schlachter von Sligo. Schon mal was von ihm gehört?«, fragte Jimmy Hats. »Wir kommen aus New York. Schon mal was von New York gehört?«

5

3

Der geschniegelte Mafia-Soldat zeigte keine Reaktion, aber ein älterer Mann in einem schwarzen Anzug mit bis an den Kragen zugeknöpftem weißen Hemd hob die Hand, als wäre er der Papst, und sagte langsam, mit starkem Akzent und jedes Wort einzeln betonend: »Wem verdanken wir diese Ehre? Natürlich haben wir schon vom Schlachter gehört. Warum seid ihr hierher nach Baltimore gekommen? Was können wir für euch tun?«

»Wir sind nur auf der Durchreise«, wandte sich Michael Sullivan an den alten Mann.

»Müssen in D.C. einen kleinen Job für Mr Maggione erledigen. Haben die Herren vielleicht schon einmal von Mr Maggione gehört?«

Überall im Raum wurde genickt. Der Tonfall der ganzen Unterredung legte nahe, dass es sich um ernsthafte Angelegenheiten handelte. John Maggione war das Oberhaupt der New Yorker Familie, die weite Teile der Ostküste bis hinunter nach Atlanta beherrschte.

Jeder im Raum wusste, wer John Maggione war, und auch, dass es sich bei dem Schlachter um seinen skrupellosesten Auftragskiller handelte. Angeblich traktierte er seine Opfer mit Schlachtermessern, Skalpellen und Hämmern. Ein Journalist der *Newsday* hatte einen seiner Morde mit den folgenden Worten geschildert: »Kein menschliches Wesen könnte so etwas anrichten.« Der Schlachter war in Mafiakreisen genauso gefürchtet wie bei der Polizei. Daher waren die Anwesenden auch verwundert darüber, dass der Killer so jung war und mit seinen langen, blonden Haaren und den auffallend blauen Augen eher wie ein Filmstar aussah.

5

»Wo bleibt dann der Respekt? Ich bekomme das Wort zwar oft zu hören, aber hier in diesem Club ist nichts davon zu spüren«, sagte Jimmy »Hats«, dem, genau wie dem Schlachter selbst, der Ruf vorauseilte, regelmäßig Hände und Füße zu amputieren. Der Soldat, der vorhin aufgestanden war, griff plötzlich und ohne Vorwarnung an, der Arm des Schlachters schoss pfeilschnell nach vorne. Er schnitt dem Mann erst die Nasenspitze und dann eines seiner Ohrläppchen ab. Der Soldat griff sich mit beiden Händen an die verwundeten Stellen und wich so schnell zurück, dass er das Gleichgewicht verlor und krachend auf dem Holzfußboden aufschlug.

Der Schlachter war schnell und offensichtlich tatsächlich so geschickt im Umgang mit dem Messer, wie alle behaupteten. Er war wie einer der Totschläger damals aus

Sizilien, und genau so hatte er auch das Spiel mit dem Messer gelernt: von einem der alten Soldaten in Brooklyn. Das Amputieren und das Knochenzermahlen hatte er sich wie selbstverständlich angeeignet. Für ihn war das so etwas wie sein Markenzeichen, Symbol seiner Skrupellosigkeit.

Jimmy Hats hatte jetzt eine Pistole gezogen, eine Halbautomatik, Kaliber vierundvierzig. Hats trug den Beinamen »Jimmy, der Beschützer« und hielt dem Schlachter den Rücken frei. Immer.

Jetzt ging Michael Sullivan mit langsamen Schritten im Raum umher. Er trat ein paar Kartentische um, schaltete den Fernseher ab und zog den Stecker aus der Espressomaschine. Jeder rechnete damit, dass gleich jemand sterben musste. Aber wieso? Wieso hatte John Maggione ihnen diesen Wahnsinnigen auf den Hals gehetzt? »Ich sehe, dass ein paar von euch auf eine kleine Showeinlage warten«, sagte er. »Ich sehe es euren Blicken an, ich kann

6

es riechen. Tja, verflucht noch mal, ich will niemanden enttäuschen.«

Urpötzlich kniete Sullivan nieder und stach auf den verwundet am Boden liegenden Mafia-Soldaten ein. Er stach dem Mann in den Hals, dann ins Gesicht und in die Brust, so lange, bis der Körper sich nicht mehr rührte. Die Stiche waren nicht zu zählen gewesen, aber es mussten mindestens ein Dutzend gewesen sein, wahrscheinlich mehr. Dann geschah das Seltsamste. Sullivan stand auf und verbeugte sich über der Leiche. Als wäre das alles für ihn nichts weiter gewesen als eine große Show, eine Zirkusnummer.

Schließlich wandte der Schlachter den Anwesenden den Rücken zu und ging unbekümmert in Richtung Tür. Keine Angst vor nichts und niemandem. Über die Schulter rief er zurück: »War nett, Sie kennen gelernt zu haben, meine Herren. Das nächste Mal zeigen Sie ein bisschen mehr Respekt, wenn schon nicht für mich und Mr Jimmy Hats, dann wenigstens für Mr Maggione.«

Jimmy Hats schickte ein Grinsen in den Raum und tippte sich mit dem Finger an den Filzhut. »Oh ja, er ist *wirklich* so gut«, sagte er. »Aber wisst ihr was? Mit der Kettensäge ist er noch viel besser.«

6

4

Fast während der gesamten Fahrt lachten sich der Schlachter und Jimmy Hats über ihren Besuch im Social Club von St. Francis of

Assisi schlapp. Sie waren auf dem 1-95 unterwegs, hinunter nach Washington, wo sie in den nächsten ein, zwei Tagen einen ziemlich kniffligen Job zu erledigen hatten. Mr Maggione hatte einen Zwischenstopp in Baltimore angeordnet, um dort einen bleibenden Eindruck zu hinterlassen. Der Don hatte den Verdacht, dass die Capos vor Ort ihm die eine oder andere Einnahme unterschlagen hatten. Der Schlachter war sich ziemlich sicher, dass er seinen Auftrag zufriedenstellend erledigt hatte.

Das gehörte zu seinem immer größer werdenden Ruf: Er war nicht nur ein guter Killer, er kam auch ebenso zuverlässig wie der Herzinfarkt eines dicken Mannes, der sich von Spiegeleiern und Speck ernährt.

Sie erreichten D.C. und fuhren die Touristen-Route entlang, vorbei am Washington Monument und etlichen anderen, ach so sehenswerten Bauwerken. »My country 'tis of V«, sang Jimmy Hats in bemerkenswert falschen Tönen.

Sullivan stieß ein schnaubendes Lachen aus. »Du bist ja so'n Spezialist, James, mein Kleiner. Wo, zum Teufel, hast du denn das gelernt? *My country 'tis of V?*«

»Schule der Kirchengemeinde St. Patrick's, Brooklyn, New York, da, wo sie mir das ABC und das Einmaleins beigebracht haben und wo ich außerdem ein durchgeknalltes Arschloch namens Michael Sean Sullivan kennen gelernt habe.«

Zwanzig Minuten später reiheten sie sich in die spätabendliche Prozession junger Menschen ein, die sich die M-Street

7

in Georgetown entlang wälzte. Ein Haufen tumber, träger College-Deppen und mittendrin er und Jimmy, zwei brillante Profikiller, dachte Sullivan. Also, wer hatte das bessere Leben? Wer hatte es geschafft und wer nicht?

»Wärscht du eigentlich gerne aufs College gegangen?«, wollte er von Hats wissen.

»War mit dem miesen Einkommen einfach nicht klargekommen. Hab mit achtzehn schon fünfundsiebzigtausend im Jahr gemacht. Und außerdem: Ich liebe meine Arbeit!« Sie blieben im Charlie Malone's hängen, einer bei Washingtons Studenten beliebten Kneipe, auch wenn Sullivan beim besten Willen nicht wusste, warum. Weder der Schlachter noch Jimmy Hats waren weiter als bis zur Highschool gekommen, aber kaum hatten sie das Lokal betreten, hatte Sullivan schon ein lockeres Gespräch mit zwei Studentinnen begonnen, die höchstens zwanzig Jahre alt waren, wahrscheinlich noch nicht einmal. Sullivan las viel, und an das meiste konnte er sich auch erinnern, sodass er praktisch mit jedem Menschen eine Unterhaltung anfangen konnte. Am heutigen Abend umfasste sein Repertoire die vor Kurzem in Somalia ums Leben gekommenen US-amerikanischen Soldaten, ein paar neue, angesagte Kinofilme und sogar ein wenig romantische Poesie, Blake und Yeats, was den College-Damen zu imponieren schien. Michael Sullivan war nicht nur charmant, sondern auch noch gut aussehend, und das war ihm durchaus bewusst - schlank und doch angenehm muskulös, eins fünfundachtzig groß, dazu halblange, blonde Haare und ein Lächeln, mit dem er jeden Menschen blenden konnte, wenn er wollte.

Also war es auch keine große Überraschung, dass die zwanzigjährige Marianne Riley aus Burkittsville, Maryland, ihm keine allzu schüchternen Blicke zuwarf und ihn auf eine Art und

7

Weise berührte, wie es unverblümete junge Mädchen manchmal tun.

Sullivan beugte sich dicht zu dem Mädchen, das nach Wildblumen duftete. »Marianne, Marianne... ich kannte mal so ein Lied. Calypso-Melodie. Kennst du das auch? Marianne, Marianne?«

»Vor meiner Zeit«, erwiderte das Mädchen, aber dann zwinkerte sie ihm zu. Sie hatte wundervolle grüne Augen, volle, rote Lippen und ein unglaublich süßes, kariertes Schleifchen im Haar. Von Anfang an war Sullivan sich in einem Punkt absolut sicher gewesen - Marianne wollte ihn bloß ein bisschen anheizen, aber ranlassen würde sie ihn nicht, und das war für ihn vollkommen in Ordnung. Er spielte ja auch gerne seine Spielchen.

»Ich verstehe. Und Mr Yeats, Mr Blake und Mr James Joyce, die waren also nicht vor deiner Zeit?«, fragte er neckisch. Sein gewinnendes Lächeln leuchtete mit voller Kraft. Dann nahm er Mariannes Hand und hauchte ihr einen Kuss darauf. Er zog sie von

ihrem Barhocker herunter und tanzte mit ihr ein paar enge Figuren zu dem Stones-Titel, der aus der Musikbox drang.

»Wo soll das denn hinführen?«, fragte sie. »Was glaubst du denn, wo das hinführen soll?«

»Du wirst schon sehen. Nur keine Sorge. Vertrau mir.«

Sie lachte, kniff ihm in die Wange und lachte noch ein bisschen mehr. »Wie könnte ich diesen mörderischen Blicken widerstehen?«

8

5

Marianne dachte, dass sie diesem niedlichen Typen aus New York eigentlich gar nicht widerstehen wollte. Außerdem war sie in dieser Kneipe in der M-Street sicher. Was sollte hier schon passieren? Schlimmstenfalls spielte die Musikbox einen Titel der New Kids on the Block.

»Ich steh nicht so gern im Scheinwerferlicht«, sagte er gerade und lenkte sie in den hinteren Teil der Kneipe.

»Du hältst dich wohl für einen zweiten Tom Cruise, stimmt's? Dieses Lächeln, funktioniert das eigentlich jedes Mal? Kriegst du damit immer das, was du willst?«, fragte sie.

Aber sie lächelte ebenfalls, forderte ihn heraus, spornte ihn zu Höchstleistungen an.

»Ich weiß nicht, M.M. Manchmal funktioniert es ganz gut, schätze ich.«

Sie standen in dem abgedunkelten Flur im hinteren Teil der Bar, er küsste sie, und der Kuss erfüllte Mariannes sämtliche Hoffnungen, er war irgendwie sogar süß. Auf jeden Fall sehr viel zärtlicher, als sie erwartet hatte. Er versuchte nicht, sie gleichzeitig irgendwo anzufassen, auch wenn sie vielleicht gar nichts dagegen gehabt hätte, aber so war es besser.

»Huuuuii.« Sie stieß schnaubend den Atem aus und fächelte sich mit der Hand Luft zu. Das sollte ein Scherz sein, auch wenn es nur teilweise scherzhaft gemeint war.

»Es ist wirklich ein bisschen warm hier drin, nicht wahr?«, sagte Sullivan und entlockte der College-Studentin damit ein weiteres Lächeln. »Ein bisschen eng, findest du nicht auch?«

»Tut mir leid, aber ich gehe auf gar keinen Fall mit dir irgendwohin. Wir haben ja nicht mal ein Date.«

8

»Verstehe«, erwiderte er. »Habe ich auch nicht mit gerechnet. Nicht mal einen Gedanken habe ich daran verschwendet.«

»Natürlich nicht. Dazu bist du viel zu sehr Kavalier.«

Er küsste sie noch einmal, und dieser Kuss war tiefer. Es gefiel Marianne, dass er nicht so leicht klein beigab. Auch, wenn es keine Rolle spielte... sie würde auf keinen Fall mit ihm irgendwo hingehen. Das machte sie grundsätzlich nicht, niemals... also, zumindest bis jetzt nicht.

»Du kannst wirklich gut küssen«, sagte sie. »Das muss man dir lassen.«

»Du hältst dich auch ganz wacker«, erwiderte er. »Um ehrlich zu sein, du bist eine tolle Küsserin. Das war der beste Kuss meines Lebens«, fuhr er in neckischem Ton fort.

Sullivan ließ sich mit dem Rücken gegen eine Tür fallen, und sie stolperten unvermittelt in die Herrentoilette. Dann stellte sich Jimmy Hats von außen vor die Tür. Er hielt dem Schlachter immer den Rücken frei.

»Nein, nein, nein«, sagte Marianne, musste aber dennoch lachen. *Die Herrentoilette?* Das war echt witzig. Verrückt, aber witzig. Genau das, was man auf dem College eben so macht.

»Du glaubst wirklich, dass du mit allem davonkommst, stimmt's?«, sagte sie.

»Meine Antwort lautet ja. Ich mache eigentlich immer das, was ich will, Marianne.« Plötzlich zückte er ein Skalpell, hielt ihr die blitzende, rasiermesserscharfe Klinge dicht vor die Kehle, und von einem Augenblick auf den anderen war alles anders. »Und du hast Recht, wir haben kein Date. Also, ich will kein Wort hören, Marianne, sonst war es dein letztes auf dieser Welt, das schwöre ich.«

9

6

»An diesem Skalpell klebt schon Blut«, sagte der Schlachter mit einem heiseren Flüstern, das dazu gedacht war, ihr wahnsinnige Angst einzujagen. »Kannst du es sehen?«

Dann berührte er seine Jeans im Schritt. »Diese Klinge hier wird dir nicht ganz so wehtun.« Er fuchtelte ihr mit dem Skalpell vor den Augen herum. »Aber diese hier umso mehr. Entstellt dein hübsches Gesicht für den Rest deines Lebens. Das ist kein Scherz, College-Mädchen.«

Er zog den Reißverschluss seiner Jeans auf und legte Marianne Riley das Skalpell an die Kehle, ohne sie zu verletzen. Er hob ihren Rock hoch und zerrte ihr blaues Höschen beiseite.

Dann sagte er: »Ich will dir nicht wehtun. Das spürst du doch, oder?«

Sie brachte kaum ein Wort heraus. »Ich weiß nicht.«

»Ich gebe dir mein Wort, Marianne.«

Dann schob er sich in das College-Mädchen, langsam, um ihr nicht durch einen plötzlichen Stoß wehzutun. Er wusste, dass er eigentlich so schnell wie möglich machen musste, aber er wollte ihr strammes Inneres nicht verlassen. *Zur Hölle, ich werde Marianne, Marianne nie mehr wiedersehen.*

Zumindest war sie schlau genug, nicht zu schreien oder sich mit den Knien oder Fingernägeln zu wehren. Als er fertig war, zeigte er ihr ein paar Fotos, die er immer bei sich trug. Nur um ihr klarzumachen, in welcher Situation sie sich befand.

Hundertprozentig klar.

»Ich habe diese Aufnahmen persönlich gemacht. Schau sie dir genau *an*, Marianne. Du darfst mit niemandem über den

9

heutigen Abend sprechen. Mit absolut niemandem, ganz besonders nicht mit der Polizei. Hast du verstanden?« Sie nickte, ohne ihn anzuschauen.

»Du musst es aussprechen, meine Kleine. Und du musst mich dabei anschauen, so schmerzhaft es auch sein mag.«

»Verstanden«, sagte sie. »Ich spreche mit niemandem darüber, niemals.«

»Schau mich an.«

Ihr Blick begegnete seinem, und die Verwandlung war verblüffend. Er sah Angst und Hass, und das gefiel ihm. Der Grund dafür war eine lange Geschichte, die Geschichte einer Kindheit in Brooklyn, eine Vater-Sohn-Geschichte, die er lieber für sich behalten wollte.

»Braves Mädchen. Es klingt seltsam, aber ich mag dich. Was ich sagen will, ich spüre eine gewisse Zuneigung zu dir. Auf Wiedersehen, Marianne, Marianne.«
Bevor er die Toilette verließ, durchsuchte er ihre Handtasche und nahm ihre Briefftasche heraus. »Als Versicherung«, sagte er. »Sprich mit niemandem darüber.«
Dann machte der Schlachter die Tür auf und verschwand. Marianne Riley ließ sich am ganzen Körper zitternd auf den Fußboden in der Toilette sinken. Sie würde das, was soeben geschehen war, niemals vergessen, vor allem nicht diese grässlichen Fotos.

10

7

»Wer ist denn da so früh am Morgen schon wach? Ach, du meine Güte, nun sieh dir das mal an. Ist das etwa Dämon Cross? Und entdecke ich da auch noch Janelle Cross?«
Wie jeden Werktag war Nana Mama pünktlich um halb sieben zur Stelle, um sich um die Kinder zu kümmern. Als sie zur Küchentür hereinstürmte, fütterte ich gerade Dämon mit Haferbrei, während Maria Jannie ein Bäuerchen entlockte. Jannie weinte schon wieder. Armes, kleines, krankes Mädchen.
»Genau die gleichen Kinder, die mitten in der Nacht schon wach waren«, erzählte ich meiner Großmutter, während ich einen randvollen Löffel Brei in die ungefähre Richtung von Dämons zuckendem Mündchen dirigierte.
»Dämon kann das schon selbst«, sagte Nana schnaufend und stellte ihre Tasche auf der Küchentheke ab.

Es sah ganz danach aus, als hätte sie warme Brötchen und - war das denn möglich? - selbst gemachte Pfirsichmarmelade mitgebracht. Und außerdem das übliche Büchersortiment für den Tag: *Blueberries for Sal*, *The Gift of the Magi*, *Good-night Moon*.
Ich sagte zu Dämon: »Nana meint, du könntest schon selber essen, Kumpel. Verheimlichst du mir vielleicht etwas?«

»Dämon, nimm den Löffel«, sagte sie.

Natürlich gehorchte er. Niemand stellt sich gegen Nana Mama.

»Verflucht sollst du sein«, sagte ich und nahm mir ein Brötchen. Gepriesen sei der Herr, ein warmes Brötchen! Dann breitete sich langsam der köstliche Geschmack des Himmels

10

auf Erden in meinem Mund aus. »Gebenedeit seist du, oh altehrwürdige Frau. Gebenedeit seist du!«

Maria meinte: »Alex hört zur Zeit nicht besonders gut, Nana. Er hat zu viel mit seinen ständigen Mordermittlungen zu tun. Ich habe ihm auch schon gesagt, dass Dämon selber essen kann. Meistens wenigstens. Wenn er nicht gerade die Wände oder die Decke füttert.«

Nana nickte. »Er kann immer selber essen. Es sei denn, er will hungrig bleiben. Willst du hungrig bleiben, Dämon? Nein, natürlich willst du das nicht, mein Kleiner.«
Maria fing an, ihre Sachen zusammenzupacken. Gestern hatte sie noch bis nach Mitternacht in der Küche gegessen und gearbeitet. Sie war bei der Stadt als Sozialarbeiterin angestellt und erstickte in Arbeit. Sie nahm sich einen violetten Schal vom Haken an der Hintertür und dazu ihren Lieblingshut, der zu ihrer überwiegend schwarzen und blauen Kleidung passte.

»Ich hab dich lieb, Dämon Cross.« Sie flog auf unseren Jungen zu und küsste ihn. »Und dich hab ich auch lieb, Jannie Cross. Trotz heute Nacht.« Sie gab Jannie ein paar Küsschen auf beide Wangen.

Dann schnappte sie sich Nana und küsste sie. »Und dich hab ich auch lieb.« Nana strahlte, als hätte man sie soeben mit Jesus persönlich bekannt gemacht oder mit Maria. »Ich hab dich auch lieb, Maria. Du bist ein wahres Wunder.«

»Ich bin gar nicht da«, sagte ich von meinem Horchposten an der Küchentür her.

»Ach, das wissen wir«, meinte Nana.

Auch ich musste, bevor ich zur Arbeit ging, alle Anwesenden umarmen, küssen und Liebeserklärungen abgeben. Kann sein, dass das kitschig ist, aber es tut gut und ist außerdem

11

eine hübsche Provokation für alle diejenigen, die glauben, dass in einer umtriebigen und stressgeplagten Familie kein Platz für Spaß und Liebe sei. Bei uns gab es eine ganze Menge davon.

»Tschüs, wir haben euch lieb, tschüs, wir haben euch lieb«, sangen Maria und ich im Chor, während wir gemeinsam zur Tür hinausgingen.

11

8

Wie an jedem Morgen, brachte ich auch heute Maria zu ihrem Arbeitsplatz in der Sozialbausiedlung Potomac Gardens. Von dort waren es höchstens fünfzehn, zwanzig Minuten bis zur Fourth Street, und so waren wir wenigstens noch ein bisschen zu zweit. Wir saßen in dem schwarzen Porsche, dem letzten sichtbaren Zeugnis meiner drei Berufsjahre als gut verdienender, privat praktizierender Psychologe, bevor ich einen Vollzeit-Job bei der Polizeibehörde von D.C. angenommen hatte. Maria besaß einen weißen Toyota Corolla, den ich nicht besonders gut leiden konnte. Im Gegensatz zu ihr. Als wir an diesem Morgen durch die G-Street fuhren, hatte ich das Gefühl, als sei sie mit ihren Gedanken weit weg.

»Alles in Ordnung?«, fragte ich sie.

Sie lachte und zwinkerte mir zu.

»Bisschen müde. Eigentlich geht es mir sogar ziemlich gut, den Umständen entsprechend. Ich habe gerade an einen Fall gedacht, den ich gestern als Vertretung für Maria Pugatch übernommen habe. Eine Studentin der George Washington University. Sie ist in einer Kneipe in der M-Street vergewaltigt worden.«

Ich zog die Stirn in Falten und schüttelte den Kopf. »Von einem Kommilitonen?«

»Sie behauptet, nein, aber viel mehr will sie nicht sagen.«

Ich zog die Augenbrauen in die Höhe. »Heißt das, dass sie den Vergewaltiger kennt? Ein Professor vielleicht?«

»Das Mädchen sagt kategorisch nein, Alex. Sie schwört Stein und Bein, dass sie ihn nicht kennt.«

11

»Und glaubst du ihr?«

»Ich denke, schon. Aber ich bin eben auch sehr leichtgläubig und vertrauensselig. Sie macht so einen netten Eindruck.«

Ich wollte meine Nase nicht zu tief in Marias berufliche Angelegenheiten stecken. Das galt auch umgekehrt. Zumindest versuchten wir es.

»Soll ich vielleicht irgendetwas unternehmen?«, fragte ich.

Maria schüttelte den Kopf. »Du hast genug zu tun. Ich unterhalte mich heute noch einmal mit der jungen Frau - Marianne. Hoffentlich kann ich sie dazu bringen, sich ein wenig zu öffnen.«

Ein paar Minuten später blieb ich vor der Sozialbausiedlung Potomac Gardens in der G-Street, zwischen Thirteenth Street und Pennsylvania Avenue, stehen. Maria hatte sich freiwillig hierher versetzen lassen und hatte dafür einen deutlich bequemerem und sichereren Job in Georgetown sausen lassen. Ich glaube, sie hat es deshalb gemacht, weil sie die ersten achtzehn Jahre ihres Lebens, bis zu ihrem Umzug nach Villanova, hier in Potomac Gardens gewohnt hat.

»Kuss«, sagte Maria. »Ich brauche jetzt einen Kuss. Einen schönen. Keinen Schmatz auf die Backe. *Auf die Lippen.*«

Ich beugte mich zu ihr und küsste sie - und dann küsste ich sie noch einmal. Wir knutschten noch ein bisschen auf dem Beifahrersitz, und ich musste unwillkürlich denken, wie sehr ich sie liebte und wie glücklich ich mich schätzen konnte, dass ich sie hatte. Und was das Ganze noch besser machte: Ich wusste, dass Maria genau dasselbe für mich empfand.

»Muss los«, sagte sie schließlich und wand sich aus dem Wagen.

Dann beugte sie sich noch einmal ins Wageninnere. »Kann

12

sein, dass ich nicht so aussehe, aber ich bin glücklich. Ich bin so glücklich.«

Dann kam wieder dieses kleine Zwinkern.

Ich sah Maria nach, wie sie die steile Steintreppe zu dem Wohnblock mit ihrem Büro hinaufstieg. Es war schrecklich, sie weggehen zu sehen, und so ging es mir praktisch jeden Morgen.

Ob sie sich wohl umdrehen und nachschauen würde, ob ich schon weg war? Dann geschah es - sie sah mich, lächelte und winkte mir wie wahnsinnig zu, zumindest wie wahnsinnig verliebt. Dann verschwand sie im Haus.

Es war fast jeden Morgen das Gleiche, aber ich konnte einfach nie genug davon bekommen. Vor allem nicht von ihrem Augenzwinkern. *Niemand wird dich je so lieben wie ich.*

Ich hatte nicht den geringsten Zweifel daran.

12

9

Ich war zu dieser Zeit ein ziemlich erfolgreicher Detective - immer unterwegs, immer gespannt, immer unterrichtet. Daher wurden mir auch immer mehr schwierige, prestigeträchtige Fälle übertragen. Der neueste gehörte jedoch leider nicht dazu. Nach allem, was man im Bereich der Polizeidirektion von Washington wusste, hatte die italienische Mafia noch nie größere Operationen in D.C. durchgeführt, vermutlich aufgrund irgendwelcher Abmachungen mit gewissen Institutionen wie zum Beispiel dem FBI oder der CIA. Vor Kurzem jedoch hatten sich die fünf Familien in New York getroffen und beschlossen, ihr Geschäftsfeld auf Washington, Baltimore und Teile Virginias auszuweiten.

Kein Wunder, dass die örtlichen Gangsterbosse diese Entwicklung nur mäßig begeistert zur Kenntnis nahmen, besonders die Asiaten, die den Kokain- und Heroinhandel kontrollierten.

Vor einer Woche hatte ein chinesischer Drogenbaron namens Jiang An-Lo zwei italienische Abgesandte exekutiert. Keine weise Entscheidung. Es wurde berichtet, dass die Familie in New York einen erstklassigen Profikiller entsandt hatte, vielleicht sogar ein Team von Profikillern, die sich um Jiang kümmern sollten.

Das alles hatte ich während einer einstündigen Einsatzbesprechung im Polizeipräsidium erfahren. Jetzt waren John Sampson und ich unterwegs zu Jiang An-Los Geschäftssitz, der sich in einer Doppelhaushälfte an der Ecke Eighteenth und M-Street im Nordosten der Stadt befand. Wir waren als eines von zwei Überwachungsteams für den heutigen Vor

13

mittag eingeteilt worden. Wir taufte den Einsatz »Operation Drecksack-Bewachung«. Wir stellten unseren Wagen zwischen der Nineteenth und der Twentieth Street ab und begannen mit der Arbeit. An Jiang An-Los Haus blätterte die gelbe Fassadenfarbe ab, es wirkte von außen ziemlich heruntergekommen. Überall im Vorgarten lag Abfall herum, als hätte man eine Müll-Pina-ta platzen lassen. Die meisten Fensteröffnungen waren mit Sperrholz oder Blech zugenagelt worden. Und doch... Jiang An-Lo war eine große Nummer im Drogengeschäft.

Es wurde bereits wärmer, und eine Menge Leute waren auf den Bürgersteigen unterwegs oder trafen sich in kleinen Gruppen auf den Veranden der Nachbarschaft. »Was macht Jiangs Bande noch mal? Ecstasy? Heroin?«, wollte Sampson wissen.

»Und Angel Dust. Sie vertreiben es an der gesamten Ostküste - D.C., Philly, Atlanta, New York. War bis jetzt ein einträgliches Geschäft, darum wollen die Italiener sich ja beteiligen. Was hältst du davon, dass Louis French ins FBI abberufen wurde?«

»Kenne ich nicht. Aber er ist ja *ernannt* worden, also muss er der Falsche für den Job sein.«

Ich lachte. Sampsons Spruch enthielt einen wahren Kern. Dann lehnten wir uns in unsere Sitze und warteten auf ein paar Mafiakiller, die es auf Jiang An-Lo abgesehen hatten. Falls unsere Informationen zutreffend waren.

»Wissen wir irgendetwas über den Killer?«, wollte Sampson wissen.

»Soll angeblich Ire sein«, sagte ich und blickte John an. Ich wollte sehen, wie er darauf reagierte.

Sampson erwiderte meinen Blick. »Der für die Mafia arbeitet? Wie kann denn so was passieren?«

13

»Der Kerl soll wirklich gut sein. Und wahnsinnig. Man nennt ihn den Schlachter.«

In der Zwischenzeit hatte ein alter Mann mit krummem Rücken angefangen, die M-Street zu überqueren. Dabei schaute er sich immer wieder nach links und rechts um und zog bedächtig an seiner Zigarette. In der Straßenmitte begegnete er einem dünnen Weißen mit einer Aluminiumkrücke, und die beiden Versehrten nickten einander feierlich zu.

»Hier wohnen wirklich Typen«, sagte Sampson lächelnd. »So sehen wir in ein paar Jahren aus.«

»Kann sein. Wenn wir Glück haben.«

Dann fasste Jiang An-Lo den Entschluss, sich zum ersten Mal an diesem Tag der Öffentlichkeit zu präsentieren.

13

Jiang war groß gewachsen und wirkte beinahe ausgemergelt. Ein zotteliger, schwarzer Ziegenbart von gut und gerne fünfzehn Zentimetern Länge zierte sein spitzes Kinn. Der Drogenbaron stand in dem Ruf, gerissen, kampflustig und bössartig zu sein, und das oftmals unnötigerweise, als ob er das Ganze als ein einziges, großes, gefährliches Spiel betrachtete. Er war auf den Straßen von Shanghai groß geworden, war dann nach Hongkong und von dort nach Bagdad gegangen und schließlich in Washington gelandet, wo er wie ein neuzeitlicher, chinesischer Kriegsherr etliche Viertel unter Kontrolle hatte.

Ich ließ den Blick die M-Street hinauf- und hinuntergleiten und suchte nach Anzeichen für irgendwelche Unannehmlichkeiten. Jiang war in Begleitung von zwei Leibwächtern, die beide sehr angespannt wirkten. War er vielleicht gewarnt worden? Und wenn ja, von wem? Jemand aus dem Polizeiapparat, der auf seiner Gehaltsliste stand? Das war keineswegs auszuschließen.

Außerdem fragte ich mich, wie gut dieser irische Killer sein mochte.

»Haben die Leibwächter uns schon entdeckt?«, wollte Sampson wissen.

»Davon gehe ich aus, John. Wir sind ja in erster Linie zur Abschreckung da.«

»Der Killer hat uns auch gesehen?«

»Falls er schon da ist. Falls er was taugt. Wenn ein Killer da ist, dann hat er uns wahrscheinlich auch gesehen.«

Als Jiang An-Lo ungefähr die halbe Strecke zu einem

14

schwarz glänzenden, am Straßenrand abgestellten Mercedes zurückgelegt hatte, bog ein anderes Auto, ein Buick LeSabre, auf die M-Street ein. Es beschleunigte mit röhrendem Motor, die Reifen scheuerten quietschend am Bordstein entlang.

Jiangs Leibwächter wandten sich blitzartig um, dem heranrasenden Auto zu. Sie hatten ihre Waffen gezückt. Sampson und ich stießen die Türen unseres Autos auf. »Zur Abschreckung, dass ich nicht lache«, knurrte er.

Jiang zögerte nur einen kurzen Moment. Dann eilte er mit langen, staksigen Schritten, fast so, als trüge er einen knöchellangen Rock, wieder auf das Doppelhaus zu, aus dem er soeben gekommen war. Er hatte sich wahrscheinlich völlig zu Recht überlegt, dass sein Leben auch dann in Gefahr wäre, wenn er den Mercedes noch rechtzeitig erreichte.

Aber wir hatten uns alle getäuscht. Jiang, die Leibwächter, Sampson und ich.

Die Schüsse wurden *hinter* dem Drogenhändler abgegeben, am anderen Ende der Straße.

Drei laut krachende Schüsse aus einem *langen* Gewehr.

Jiang sackte zu Boden und blieb regungslos auf dem Bürgersteig liegen. Ein dicker Blutstrahl sprudelte ihm aus der Schläfe, ich bezweifelte stark, dass er noch am Leben war.

Ich drehte mich blitzschnell um und blickte auf das Dach eines Sandsteingebäudes auf der anderen Straßenseite, das mit den Dächern benachbarter Häuser verbunden war.

Dort sah ich einen blonden Mann, und er machte etwas ausgesprochen Seltsames: *Er verbeugte sich in unsere Richtung.* Ich konnte es nicht glauben. Eine Verbeugung?

Dann duckte er sich hinter eine Backsteinbrüstung und war und blieb verschwunden. Sampson und ich rannten über die M-Street und in das Gebäude. Wir jagten die Treppe hinauf, vier Stockwerke im

Laufschritt. Auf dem Dach angekommen, war der Schütze verschwunden. Weit und breit niemand zu sehen.

War das der irische Killer gewesen? Der Schlachter? Der Mafiaattentäter aus New York?

Wer, zum Teufel, sollte es sonst gewesen sein?

Ich konnte es immer noch nicht glauben. Nicht genug damit, dass er Jiang An-Lo ohne jede Mühe erledigt hatte. Er hatte sich nach diesem Kunststück auch noch verbeugt.

11

Es bereitete dem Schlachter keine Mühe, sich unter die aufgeblasenen College-Studenten auf dem Gelände der George Washington University zu mischen. Er trug eine Jeans und ein graues, zerknittertes T-Shirt mit der Aufschrift »Athletic Department«. Außerdem hatte er einen zerfledderten Isaac-Asimov-Roman dabei. Den ganzen Morgen über saß er auf verschiedenen Parkbänken, las im *Tausendjahresplan*, musterte die eine oder andere Studentin, aber vor allem verfolgte er Marianne, Marianne. Na gut, er war ein bisschen zwanghaft. Wenn er sonst keine Probleme hatte...

Er hatte das Mädchen *wirklich* gern und hatte sie mittlerweile vierundzwanzig Stunden lang beobachtet. Dabei hatte sie ihm das Herz gebrochen. Denn sie hatte alles ausgeplaudert. Das wusste er genau, weil er ein Gespräch mit ihrer besten Freundin Cindi belauscht hatte. Da war es um eine »Beratung« gegangen, die sie in Anspruch genommen hatte. Dann hatte sie noch eine zweite »Beratungssitzung« gehabt, entgegen seiner ausdrücklichen Anweisung.

Fehler, Marianne.

Nach dem Zwölf-Uhr-Kurs in - oh, wie entzückend - britischer Literatur des 18. Jahrhunderts verließ Marianne, Marianne das Universitätsgelände, und er ging ihr, umringt von mindestens zwanzig Studenten, nach. Er sah sofort, dass sie auf dem Weg in ihre Wohnung war. *Gut so.*

Vielleicht war sie schon fertig für heute, oder aber sie hatte eine längere Pause bis zum nächsten Seminar. Ihm war es egal. Sie hatte gegen die Regeln verstoßen und musste die entsprechenden Konsequenzen zu spüren bekommen.

Als ihm klar war, wohin sie wollte, beschloss er, sie dort zu überraschen. Als Senior-Studentin durfte sie außerhalb des Universitätsgeländes wohnen, und so teilte sie sich mit ihrer jungen Freundin Cindi eine kleine Zweizimmerwohnung am Davis Place, unweit der Thirtyninth Street. Er stieg die Treppe in den dritten Stock hinauf und betrat ohne Schwierigkeiten die Wohnung. Die Tür war mit einem einfachen Schloss gesichert. Ein Witz.

Er wollte es sich, während er wartete, bequem machen und zog sich aus, legte die Schuhe und sämtliche Kleidungsstücke ab. In Wirklichkeit wollte er bloß nicht, dass seine Sachen Blutspritzer abbekamen.

Dann wartete er auf das Mädchen, las noch ein bisschen in seinem Buch, hing herum. Sobald Marianne ihr Schlafzimmer betreten hatte, schlang der Schlachter die Arme um sie und legte ihr das Skalpell an den Hals.

»Hallo, Marianne, Marianne«, flüsterte er. »Hatte ich dir nicht gesagt, du sollst den Mund halten?«

»Ich habe zu niemandem was gesagt«, erwiderte sie. »Bitte.«

»Du lügst. Ich habe dir gesagt, was passiert, wenn du lügst. Verdammt noch mal, ich hab es dir sogar *gezeigt*.«

»Ich hab nichts verraten. Ich schwöre.«

»Ich habe auch geschworen, Marianne. Bei den Augen meiner Mutter.«

Dann zog er das Skalpell von links nach rechts über die Kehle des College-Mädchens. Und dann noch einmal in die andere Richtung.

Während sie sich auf dem Boden wand und langsam erstickte, machte er ein paar Aufnahmen.

Preisverdächtig, keine Frage. Er wollte Marianne, Marianne für immer im Gedächtnis behalten.

16

12

Am nächsten Abend war der Schlachter immer noch in D.C. Er wusste genau, was Jimmy Hats darüber dachte, aber Jimmy war ein Feigling und hing an seinem Leben, deshalb fragte er auch nicht: Hast du eigentlich überhaupt eine klare Vorstellung davon, was du jetzt machen willst, verdammt noch mal? Oder wieso wir immer noch in Washington sind?

Nun, diese Vorstellung hatte er in der Tat. Er lenkte einen gestohlenen Chevrolet Caprice mit abgedunkelten Scheiben durch eine Gegend in D.C., die Southeast genannt wurde, auf der Suche nach einem ganz bestimmten Haus. Er war bereit, noch einen Mord zu begehen, und das alles nur wegen Marianne, Marianne und ihrer großen Klappe.

Er hatte die Adresse im Kopf und glaubte, dass es nicht mehr weit sein konnte. Einmal musste er noch zuschlagen, dann konnten er und Jimmy dieser Stadt endgültig den Rücken kehren. Fall abgeschlossen.

»Die Gegend hier erinnert mich an zu Hause«, meldete sich Jimmy Hats vom Beifahrersitz aus zu Wort. Er versuchte seiner Stimme einen möglichst gelassenen und beiläufigen Klang zu geben, als wäre es ihm gleichgültig, dass sie so lange nach den Schüssen auf den Chinamann immer noch in D.C. festsäßen.

»Wieso denn das?«, fragte der Schlachter nach, die Zunge fest in eine Backe gepresst. Er wusste, was Jimmy gleich sagen würde. Wie fast immer. Um ehrlich zu sein, Jimmy Hats' Berechenbarkeit hatte in den meisten Fällen eine beruhigende Wirkung auf ihn.

»Weil alles in die Brüche geht, verstehst du, direkt vor un

16

seren Augen. Genau wie in Brooklyn. Ich sag dir auch, *warum*: Siehst du die Nigger, die da an jeder Ecke rumhängen? Wer sonst will denn hier leben? Wer will so leben?«

Michael Sullivan lächelte, aber es war kein freundliches Lächeln. Hats konnte gelegentlich ziemlich schwachsinnig sein und einem ganz schön auf den Sack gehen.

»Wenn die Politiker wollten, die könnten diesen ganzen Schlamassel in Ordnung bringen. War gar nicht so schwer, Jimmy.«

»Ach, Mikey, du bist so ein verfluchter Romantiker. Vielleicht solltest du ja in die Politik gehen.« Jimmy Hats schüttelte den Kopf und schaute zum Seitenfester hinaus. Er durfte nicht zu weit gehen und wusste genau, wann die Grenze erreicht war.

»Du fragst dich gar nicht, was, zum Teufel, wir hier eigentlich machen? Du findest nicht, dass ich noch durchgeknallter bin als die letzte Scheißhausratte auf Coney Island? Vielleicht willst du ja aussteigen? Räuber zur Union Station rennen und den Zug nach New York nehmen, Jimmy, mein Junge.«

Bei diesen Worten lächelte der Schlachter, daher wusste Hats, dass er vermutlich auch lachen durfte. *Vermutlich*. Aber im Verlauf des letzten Jahres hatte er zweimal mit eigenen Augen gesehen, wie der Schlachter einen ihrer »Freunde« umgebracht hatte, den einen mit einem Baseballschläger, den anderen mit einer Rohrzange. Man musste jederzeit auf der Hut sein.

»Und, was *machen* wir denn nun hier?«, fragte Hats. »Wir müssten doch eigentlich schon längst wieder in New York sein.«

Der Schlachter erwiderte achselzuckend. »Ich suche das Haus von einem Bullen.«

Hats schloss die Augen. »Ach, du Scheiße. Kein Bulle. Wieso denn ein Bulle?« Dann zog er sich den Filzhut übers

17

Gesicht. »Nichts sehen, nichts hören, nichts sagen«, nuschelte er.

Der Schlachter zuckte mit den Schultern, wirkte aber vergnügt. »Vertrau mir einfach.

Habe ich dich *jemals* enttäuscht? Bin ich *jemals* zu weit gegangen?«

Bei diesen Worten fingen beide an zu lachen. War Michael Sullivan jemals zu weit gegangen? War Michael Sullivan jemals *nicht* zu weit gegangen, das wäre die richtigere Frage gewesen.

Es dauerte noch einmal zwanzig Minuten, bis er das richtige Haus gefunden hatte. Ein zweigeschossiges Gebäude mit steilem Dach, allem Anschein nach vor Kurzem erst frisch gestrichen, Blumenkästen vor den Fenstern.

»Hier wohnt ein Bulle? Gar nicht so schlecht. Hat er ganz hübsch hingekriegt.«

»Ja, genau, Jimmy. Aber ich bin versucht, da reinzuplatzen und ein bisschen Chaos und Zerstörung anzurichten. Vielleicht nehme ich meine Säge mit. Schieße ein paar Fotos.«

Hats verzog das Gesicht. »Findest du wirklich, dass das eine gute Idee ist? Ehrlich jetzt mal, ich mein es ernst.«

Achselzuckend erwiderte der Schlachter: »Das weiß ich doch. Ich sehe es dir an, James. Ich kann spüren, wie dein Gehirn heißläuft, bei den ganzen Überstunden.«

»Hat der Bulle auch einen Namen?«, wollte Hats wissen. »Nicht, dass es irgendwie wichtig wäre.«

»Nicht, dass es irgendwie wichtig wäre. Der Bulle heißt Alex Cross.«

17

13

Der Schlachter stellte den Wagen ungefähr einen Straßenblock weit entfernt in der Fourth Street ab, stieg aus und ging mit schnellen Schritten zu dem gemütlichen Häuschen, wo der Bulle die Erdgeschosswohnung bewohnte. Die Adresse herauszufinden, war ein Kinderspiel gewesen. Immerhin hatte die Mafia Verbindungen zum FBI. Er strich seitlich am Haus entlang, versuchte nicht gesehen zu werden, auch, wenn es nicht weiter schlimm gewesen wäre. Leute in Gegenden wie dieser sprachen nicht über das, was sie sahen.

Jetzt würde alles sehr schnell gehen. Rein ins Haus und wieder raus, und das innerhalb weniger Sekunden. Dann zurück nach Brooklyn, den gelungenen Mordanschlag feiern und das Geld kassieren.

Er trat durch ein dichtes Gestrüpp aus Bodendeckern, das die hintere Terrasse umschloss, und holte noch einmal tief Luft. Dann betrat er durch die Küchentür, die kreischte wie ein verletztes Tier, ohne Umschweife das Haus.

Kein Problem bis jetzt. Er war mühelos ins Innere gelangt. Der Rest würde wahrscheinlich genauso lässig gehen.

Niemand in der Küche.

Niemand zu Hause?

Da hörte er Babygeschrei und zog seine Luger. Er befühlte das Skalpell in der linken Hosentasche.

Das war eine viel versprechende Entwicklung. Wenn ein Baby im Haushalt war, wurden die anderen unachtsam. So hatte er schon etliche Typen zur Strecke gebracht, in Brooklyn ebenso wie in Queens. Einer hatte mal die Mafia an die Bullen verpfiffen. Den hatte er in seiner eigenen Küche in

18

kleine Teile gehackt und den Familienkühlschrank damit bestückt, damit die Botschaft klar und deutlich rüber kam.

Er ging durch einen kurzen Flur, lautlos wie ein Schatten. Machte nicht das kleinste Geräusch.

Dann warf er einen Blick in das kleine Wohnzimmer, Familienzimmer, was immer es sein mochte.

Doch mit diesem Anblick hatte er nicht gerechnet. Großer, gut aussehender Mann, der zwei kleinen Kindern die Windeln wechselte. Der Typ schien sich auch ganz gut damit auszukennen. Sullivan konnte das beurteilen, weil er vor Jahren für seine drei rotznasigen Brüder in Brooklyn zuständig gewesen war. Er hatte in seinem Leben schon eine Menge Stinkewindeln gewechselt.

»Bist du die Dame des Hauses?«, fragte er.

Der Kerl hob den Blick - *Detective Alex Cross* - und schien nicht einmal Angst vor ihm zu haben. Schien nicht einmal überrascht zu sein, den Schlachter in seinem Haus zu sehen, obwohl er schockiert und wahrscheinlich auch ängstlich sein *musste*. Der Bulle hatte auf jeden Fall Eier aus Eisen. Unbewaffnet und beim Windelnwechseln, trotzdem bewies er Haltung, echten Charakter.

»Wer sind Sie?«, wollte Detective Cross wissen, als wäre er Herr der Lage.

Der Schlachter verschränkte die Arme über der Brust und achtete darauf, dass die Kinder die Pistole nicht sehen konnten. Zum Teufel, er hatte Kinder auch sehr gern. Probleme hatte er nur mit den Erwachsenen, zum Beispiel mit seinem Alten, um mal einen besonders eklatanten Fall zu nehmen.

»Du weißt nicht, wieso ich hier bin? Keine Ahnung?«

»Vielleicht schon. Ich schätze, Sie sind der Killer von neulich. Aber warum sind Sie *hier*? In meinem Haus? Da stimmt doch was nicht.«

18

Sullivan zuckte mit den Schultern. »Stimmt. Stimmt nicht. Wer kann das schon sagen? Man sagt mir nach, ich sei ein bisschen durchgeknallt. Das bekomme ich jedenfalls immer wieder zu hören. Vielleicht liegt es ja daran. Was meinst du? Man nennt mich den Schlachter.«

Cross nickte. »Das habe ich schon gehört. Tun Sie meinen Kindern nichts. Außer mir ist niemand da. Ihre Mutter ist nicht zu Hause.«

»Aber, aber, warum sollte ich denn so etwas tun? Deinen Kindern was antun? Dir was antun, vor den Augen deiner Kinder? Nicht mein Stil. Ich sag dir was, ich verschwinde. Wie gesagt... durchgeknallt. Hast Glück gehabt. Tschüs, ihr Kindlein.«
Dann machte der Profikiller eine Verbeugung, genau wie nach den Schüssen auf Jiang An-Lo.

Der Schlachter drehte sich um und verließ die Wohnung auf dem Weg, auf dem er auch hereingekommen war. Soll sich der overschlaue Detective doch selber einen Reim darauf machen. Allerdings - sein Wahnsinn hatte tatsächlich Methode. Jeder einzelne Schritt war geplant. Er wusste genau, was er tat und warum und *wann*.

19

14

Die Begegnung mit dem Schlachter an jenem Abend erschütterte mich mehr als alles andere, was ich während meiner Polizeilaufbahn jemals erlebt hatte. Ein Killer in meinem Haus. Im Wohnzimmer, in unmittelbarer Nähe meiner Kinder.

Was sollte ich davon halten? War das eine Warnung gewesen? Hatte ich Glück, noch am Leben zu sein? Oh, ich Glücklicher? Der Killer hatte meine Familie verschont. Aber warum war er überhaupt zu mir gekommen?

Der folgende Tag war einer der hektischsten, seitdem ich bei der Polizei war. Während ein Streifenwagen mein Haus bewachte, musste ich an drei Sitzungen teilnehmen, die sich mit dem Desaster vor Jiang An-Los Haus befassten. Es wurde über eine gründliche Revision der gesamten Abteilung gesprochen, was ich noch nie erlebt hatte.

Angesichts all dieser unvorhergesehenen Sitzungen, des zusätzlichen Schreibkrams sowie meiner ganz normalen Arbeitsbelastung kam ich an diesem Abend zu spät zu den Potomac Gardens, um Maria abzuholen. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich mich noch immer nicht damit angefreundet hatte, dass sie so viel Zeit in einem sozialen Brennpunkt zubrachte, besonders nach Einbruch der Dunkelheit. Jetzt war es dunkel. Und Maria war wieder schwanger.

Es war kurz nach 19.15 Uhr, als ich vor der Siedlung ankam. Maria stand nicht, wie sonst üblich, am Straßenrand.

Ich stellte den Wagen ab und stieg aus. Dann ging ich zu ihrem Büro im Erdgeschoss, neben der Hausmeisterei. Schließlich verfiel ich in einen leichten Trab.

Doch dann sah ich Maria aus der Tür kommen, und mit

19

einem Schlag war alles wieder im Lot. Ihre Mappe war so prall gefüllt mit Papieren, dass sie sie nicht einmal mehr zu bekam. Unter dem Arm trug sie einen ganzen Stapel Ordner, die nicht mehr in die Tasche gepasst hatten.

Trotzdem gelang es ihr, mir zuzuwinken und zu lächeln, als sie mich kommen sah. Sie hat eigentlich nie verärgert reagiert, wenn ich einmal etwas falsch gemacht habe, wie zum Beispiel mich um eine halbe Stunde zu verspäten.

Es war mir egal, ob es nun altmodisch oder kitschig sein mochte, aber ich freute mich sie zu sehen. So war es jedes Mal. Meine Prioritäten hatten sich verschoben.

Mittlerweile kamen Maria und unsere Kinder *vor* meinem Job. Das fühlte sich richtig an, im Gleichgewicht.

Freudig erregt wie immer rief Maria meinen Namen: »Alex! Alex!« Dabei winkte sie mir mit einem Arm zu, während ich ihr im Laufschrift entgegenkam. Vor dem Gebäude

trafen wir aufeinander. Ein paar Jugendliche aus der Siedlung, die am Zaun herumlungerten, drehten sich zu uns um und amüsierten sich über uns.

»Hallo, Schönste«, rief ich. »Tut mir leid, dass ich zu spät komme.«

»Kein Problem. Ich habe auch gearbeitet. Hey, *Rueben* Na, bist du eifersüchtig, Kleiner?«, rief sie einem der Jugendlichen am Zaun zu.

Er lachte und antwortete: »Hätt'st du wohl gerne, Maria. Ich wäre dir bestimmt viel lieber als der.«

»Na klar. Traum weiter.«

Wir küssten uns, nicht allzu heftig, da wir ja noch bei ihrer Arbeitsstelle waren und diese Jugendlichen uns zuschauten, aber doch so, dass klar war, dass wir es ernst meinten. Dann nahm ich ihr die Ordner ab, und wir machten uns auf den Weg zum Auto.

20

»Du trägst mir die Bücher«, sagte Maria neckisch. »Das ist so süß, Alex.«

»Wenn du möchtest, dann trage ich auch dich.«

»Ich hab dich so vermisst, den ganzen Tag über. Sogar noch mehr als sonst«, sagte sie und lächelte erneut. Dann legte sie das Gesicht an meine Schulter. »Ich liebe dich so sehr.«

Sie sackte in meinen Armen zusammen, dann hörte ich die Schüsse. Zwei weit entfernte Plopps, die eigentlich nicht weiter auffielen. Den Schützen habe ich nicht gesehen, nicht einmal eine Andeutung. Ich wusste nicht einmal, aus welcher Richtung die Schüsse gekommen waren.

Maria flüsterte: »Oh, Alex«, dann wurde sie sehr still und sehr reglos. Ich konnte nicht einmal sagen, ob sie noch atmete.

Bevor ich überhaupt erfassen konnte, was da geschah, glitt sie zur Seite und landete auf dem Gehweg. Ich konnte sehen, dass sie in die Brust oder den oberen Bauchbereich getroffen worden war. Es war viel zu dunkel und zu verwirrend, als dass man irgendetwas mit Sicherheit hätte sagen können.

Ich versuchte mich vor sie zu werfen, doch dann sah ich das Blut aus ihrer Wunde pulsieren, nahm sie in die Arme und rannte los.

Ich war blutüberströmt. Ich glaube, ich schrie die ganze Zeit, aber so genau weiß ich nicht mehr, was nach den Schüssen auf Maria und nachdem mir klar geworden war, wie schlecht es um sie stand, geschehen ist.

Ein paar Jugendliche rannten hinter mir her, darunter auch Reuben. Vielleicht wollten sie mir helfen. Aber ich wusste gar nicht, ob für Maria überhaupt noch Hilfe möglich war. Ich hatte Angst, dass sie schon tot in meinen Armen lag.

20

15

Das St. Anthony's Hospital war nicht weit entfernt, und ich rannte, so schnell ich nur konnte. Maria hing als lebloses Bündel schwer

in meinen Armen. Mein Herzschlag, das Rauschen des Blutes, erzeugte ein lautes Dröhnen in meinen Ohren, als wäre ich unter eine Meereswelle geraten, oder vielleicht mitten in eine solche Welle hinein, die kurz davor war, über uns beiden zusammenzubrechen und uns auf den Straßen dieser Stadt zu ersäufen.

Ich hatte Angst davor hinzufallen, weil meine Knie nachgaben und meine Beine Schwächelten. Aber ich wusste auch, dass ich auf gar keinen Fall stürzen, auf gar keinen Fall stehen bleiben durfte, bis ich in der Notaufnahme war.

Seitdem sie meinen Namen geflüstert hatte, hatte Maria keinen Laut mehr von sich gegeben. Ich hatte Angst, stand womöglich unter Schock und bewegte mich eindeutig in einem schwarzen Tunnel. Meine Umgebung nahm ich nur als verschwommenen Nebel wahr, sodass das ganze Geschehen sehr unreal wirkte.

Aber dass ich rannte, das war klar.

Ich erreichte die Independence Avenue, und schließlich sah ich auch, keinen Straßenblock weit entfernt, das leuchtendrote »Notaufnahme«-Schild des St. Anthony's. Der starke Verkehr zwang mich, stehen zu bleiben. Ich fing an, um Hilfe zu rufen. Vom Bordstein aus konnte ich ein Grüppchen von Krankenhausangestellten sehen. Sie unterhielten sich miteinander, hatten mich aber noch nicht bemerkt und konnten mich wegen des Verkehrslärms auch nicht hören.

21

Ich hatte keine Wahl, und so trat ich langsam und vorsichtig auf die viel befahrene Straße hinaus.

Autos umkurvten mich schlittrnd, ein silberfarbener Kombi blieb gleich ganz stehen. Am Steuer saß ein sprachloser Vater, und vom Rücksitz her beugten sich die Kinder nach vorne. Niemand hupte, vielleicht, weil sie Maria in meinem Arm gesehen hatten. Oder wegen meines Gesichtsausdrucks. Panik, Verzweiflung, was immer es sein mochte.

Noch mehr Autos bremsen, um mir den Weg frei zu machen.

Ich dachte: *Wir schaffen es*. Ich sagte zu Maria: »Wir sind jetzt im St. Anthony's. Du wirst wieder ganz gesund, Liebste. Wir haben es fast geschafft. Halte durch, wir sind fast im Krankenhaus. Ich liebe dich.«

Dann war ich auf der anderen Straßenseite angelangt, und mit einem Mal riss Maria die Augen weit auf. Sie schaute mich an, sah mir tief in die Augen. Zunächst schien sie verwirrt zu sein, doch dann konzentrierte sie sich auf mein Gesicht.

»Oh, ich liebe dich wirklich, Alex«, sagte Maria und zwinkerte mir auf ihre wundervolle Weise zu. Dann schloss mein süßes Mädchen die Augen zum letzten Mal und verließ mich für immer. Noch während ich dastand und sie verzweifelt in meinen Armen hielt.

21

16

Maria Simpson Cross starb in meinen Armen, ich habe es, abgesehen von Sampson und Nana Mama, keinem Menschen erzählt.

Ich wollte nicht über unsere letzten gemeinsamen Augenblicke sprechen, wollte kein Mitleid, keine Neugier. Ich wollte nicht das Bedürfnis mancher Menschen nach Klatsch und Tratsch befriedigen, wollte ihnen nicht die neueste dramatische Geschichte liefern, die sie sich in gedämpftem Ton zuflüstern konnten. Während der gesamten Dauer der Mordermittlungen, die sich über die kommenden Monate erstreckten, sprach ich nicht ein einziges Mal über das, was sich vor dem Eingang des St. Anthony's abgespielt hatte. Das war etwas, was nur Maria und mich anging. Sampson und ich hatten Hunderte von Leuten befragt, aber niemand konnte uns einen Hinweis auf ihren Mörder geben. Die Spur wurde schnell kalt und blieb es auch. Wir forschten nach dem Wahnsinnigen

Mafiakiller, mussten aber feststellen, dass er schon am Abend davor nach New York zurückgefliegen war, offensichtlich hatte er kurz nach dem Besuch in meiner Küche die Stadt verlassen. Das FBI war uns in diesem Fall behilflich, schließlich ging es um die Frau eines Bullen. Der Schlachter war nicht der Mörder.

In der Nacht ihres Todes lief ich mit einer kreischenden Janelle im Arm in unserem Wohnzimmer auf und ab. Ich bekam den Gedanken nicht aus dem Kopf, dass unser kleines Mädchen um seine Mutter weinte, die an diesem Abend vor der Tür des St. Anthony's Hospital gestorben war, genau dort, wo Jannie vor sechs Monaten das Licht der Welt erblickt hatte.

Plötzlich rollten mir die Tränen über die Wangen, ich fühl

22

te mich von den Ereignissen des Tages überwältigt, sowohl von der Wirklichkeit als auch von der Unwirklichkeit des Geschehenen. Ich kam mit alledem nicht klar, aber am allerwenigsten mit dem Baby, das ich in den Armen hielt und das einfach nicht aufhören wollte zu weinen.

»Ist ja gut, mein Baby. Ist ja gut«, flüsterte ich meinem armen Mädchen zu, das von einem heimtückischen Kruppanfall gequält wurde und das wahrscheinlich lieber im Arm seiner Mutter als in meinem gelegen hätte. »Ist ja gut, Jannie, ist ja gut«, wiederholte ich, auch wenn ich wusste, dass das gelogen war. Im Stillen dachte ich: *Nichts ist gut! Deine Mama lebt nicht mehr. Du wirst sie nie mehr wiedersehen. Genauso wenig wie ich!* Oh, liebe, süße Maria, die niemals einem Menschen etwas zu Leide getan hat und die ich mehr geliebt habe als mein eigenes Leben. Sie war uns so plötzlich genommen worden, und aus einem Grund, den niemand - auch kein Gott - mir jemals erklären könnte.

Oh, Maria, sagte ich zu ihr, während ich mit unserem Baby im Arm auf und ab ging, wie konnte das bloß geschehen? Wie soll ich das alles bewältigen, was ich von nun an zu bewältigen habe? Wie soll ich das ohne dich schaffen? Das ist kein Selbstmitleid. Ich bin im Augenblick nur so fürchterlich durcheinander. Ich reiße mich zusammen. Ich reiße mich zusammen, das verspreche ich dir. Bloß nicht heute Nacht.

Ich wusste, dass sie mir keine Antwort geben würde, aber die Vorstellung, dass Maria mit mir reden könnte, dass sie mich vielleicht wenigstens hören konnte, besaß eine seltsam tröstliche Wirkung. Immer wieder hörte ich ihre Stimme, hatte sie genau im Ohr, und dazu die Worte: *Du schaffst das schon, Alex, und zwar deshalb, weil du die Kinder so sehr liebst.*

22

»Oh, Jannie, mein armes Baby. Ich hab dich so lieb«, flüsterte ich, den Mund dicht an den feuchten, überhitzten Kopf unseres Babys gelegt.

Da bemerkte ich Nana Mama.

22

17

Meine Großmutter stand in der Tür zum Flur mit den beiden kleinen Zimmern. Mit verschränkten Armen hatte sie mich die ganze

Zeit über beobachtet. Hatte ich vielleicht mit mir selber geredet? Hatte ich laut gesprochen? Ich hatte keine Ahnung.

»Ich habe dich aufgeweckt, stimmt's?«, flüsterte ich, was angesichts des Babygeschreis gar nicht notwendig gewesen wäre.

Nana wirkte ruhig, als hätte sie sich gut im Griff. Sie war hiergeblieben, damit sie sich am Morgen um die Kinder kümmern konnte, aber jetzt war sie wach, und das war meine Schuld. Und die der kleinen Jannie.

»Ich war sowieso wach«, sagte sie. »Ich war wach und habe mir überlegt, dass du mit den Kindern zu mir in die Fifth Street ziehen musst. Das Haus ist groß genug, Alex. Bei Weitem groß genug. So ist es am besten für uns alle.«

»Wie meinst du das?«, wollte ich wissen. Ihre Worte hatten mich etwas verwirrt, vor allem, weil Jannie lauthals in mein anderes Ohr brüllte.

Nana drückte den Rücken durch. »Du brauchst meine Hilfe mit den Kindern, Alex. Das ist vollkommen klar. Ich bin bereit, das zu akzeptieren. Ich will das schaffen, und das werde ich auch.«

»Nana«, erwiderte ich. »Wir kommen schon zurecht. Das kriegen wir alleine hin. Lass mir einfach ein bisschen Zeit, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen.«

Nana beachtete mich nicht, sondern ließ mich weiterhin an ihren Gedanken teilhaben.

»Ich bin für dich da, Alex, und für die Kinder. So muss es von nun an sein. Widerspruch zwecklos. Also hör jetzt auf damit, bitte.«

23

Sie kam auf mich zu und umarmte mich, eine Umarmung, die fester ausfiel, als ich angesichts ihrer dünnen Ärmchen erwartet hätte. »Ich liebe dich mehr als mein eigenes Leben.« Dann fügte sie hinzu: »Maria habe ich auch geliebt. Sie fehlt mir auch. Und ich liebe diese Kinder, Alex. Jetzt noch mehr als zuvor.«

Jetzt kamen uns beiden die Tränen, und so weinten wir alle *drei* gemeinsam in dem engen, vollgestopften Wohnzimmer unserer Wohnung. In einem Punkt hatte Nana Recht: Hier konnten wir nicht bleiben. Die Wohnung enthielt viel zu viele Erinnerungen an Maria.

»Jetzt gib mir Jannie. Gib sie schon her«, sagte sie, und es klang nicht gerade nach einer höflichen Bitte. Seufzend reichte ich dieser einen Meter dreiundfünfzig großen Kriegerin, die mich als zehnjährigen Waisen bei sich aufgenommen und mich großgezogen hatte, das Baby.

Nana fing an, Jannies Rücken zu streicheln und ihr den Nacken zu reiben, dann ließ die Kleine einen kräftigen Rülps ertönen. Trotz alledem mussten Nana und ich lachen.

»Nicht besonders damenhaft«, flüsterte Nana. »Und jetzt, Janelle, hörst du sofort mit diesem grässlichen Geheule auf. Hast du mich verstanden? Hör auf der Stelle damit auf.«

Janelle tat, wie Nana Mama ihr befohlen hatte, und das war der Beginn unseres neuen Lebens.

23

Zweiter Teil

Kalte Spur

18

Gegenwart

Heute habe ich einen Brief von Kyle Craig, diesem Psychopathen, erhalten. Ich konnte es nicht glauben. *Wie hat er es bloß geschafft, einen Brief an mich abzuschicken?* Er war an das Haus in der Fifth Street adressiert. Soweit ich wusste, saß Kyle immer noch im

Hochsicherheitsgefängnis in Florence, Colorado, ein. Dennoch war es beunruhigend, eine Botschaft von ihm zu bekommen.

Um ehrlich zu sein, mir wurde richtig schlecht dabei.

ich habe Sie in letzter Zeit sehr vermisst - unsere regelmäßigen Gespräche und so weiter -, deshalb nun dieses kleine Schreiben. Um ganz ehrlich zu sein, ich bin immer noch erschüttert darüber, wie tief Sie unter mir stehen, sowohl in puncto Intellekt als auch in puncto Fantasie. Und doch waren Sie es, der mich gefangen genommen und hier eingesperrt hat, nicht wahr? Die Umstände und das schlussendliche Resultat könnten mich beinahe dazu verleiten, an eine göttliche Intervention zu glauben, aber natürlich bin ich noch nicht ganz so außer Gefecht gesetzt.

Jedenfalls ist mir klar, dass Sie ein viel beschäftigtes Bürschchen sind (das soll nicht herabwürdigend klingen), daher will ich Sie nicht lange aufhalten. Sie sollen lediglich wissen, dass ich pausenlos an Sie denke und dass ich auf ein baldiges Wiedersehen hoffe. Um genau zu sein - Sie können sich darauf verlassen. Dann werde ich zuerst

Alex,

24

Nana und die Kinder umbringen, Sie werden dabei zusehen. Kann es kaum erwarten, Sie alle wiederzusehen. Ich Sorge dafür, dass es geschieht, versprochen. K

Ich las den Brief zweimal durch und jagte ihn anschließend durch den Shredder. Dann versuchte ich, das Gegenteil von dem zu tun, was Kyle offensichtlich von mir erwartete. *Ich verbannte ihn aus meinen Gedanken.* Irgendwie.

Nachdem ich das Hochsicherheitsgefängnis in Colorado angerufen und ihnen von dem Brief erzählt hatte und mich versichert hatte, dass Kyle Craig noch in seiner Gummizelle saß.

24

19

Es war Sonnabend, und ich hatte frei. Heute gab es kein Verbrechen und keine Strafe. Keine Psychopathen in Sicht, jedenfalls keine, von denen ich wusste.

Das »Familienauto« der Familie Cross war ein steinalter Toyota Corolla, der früher einmal Maria gehört hatte. Abgesehen von seinem offensichtlichen, sentimental Wert und seiner Langlebigkeit hielt ich nicht viel von dem Fahrzeug, weder in Bezug auf Form und Funktion noch in Bezug auf die schmutzig weiße Lackierung oder die diversen Rostflecken auf Kofferraumdeckel und Motorhaube. Die Kinder hatten mir zum letzten Geburtstag ein paar Aufkleber geschenkt -*Ich bin vielleicht langsamer als Sie, aber immer noch vor Ihnen!* und *Tut mir den Gefallen und klaut dieses Auto!* Sie konnten den Corolla auch nicht leiden.

Also schnappte ich mir an diesem freundlichen und sonnigen Sonnabend Jannie, Dämon und den kleinen Alex, und wir zogen los, um uns ein neues Auto zu kaufen. Während der Fahrt lief Twista mit »Overnight Celebrity« im CD-Spieler, gefolgt von Kanye Wests »All Falls Down«. Die ganze Zeit über machten die Kinder die verrücktesten Vorschläge, welches Auto wir uns zulegen sollten.

Jannie hatte Interesse an einem Range Rover bekundet, was aber aufgrund einer Vielzahl guter Gründe nicht in Frage kam. Dämon versuchte mich von einem Motorrad zu überzeugen, das selbstverständlich in vier Jahren, an seinem achtzehnten Geburtstag, ihm gehören sollte, das war so absurd, dass ich ihm nicht einmal eine Antwort gab. Es sei denn, ein Knurren wird heutzutage schon als Gesprächsbeitrag gewertet.

Der kleine Alex, oder Ali, war grundsätzlich für jedes Modell offen, solange es nur rot oder hellblau war. Intelligentes Bürschchen, das war kein schlechter Plan, von den Worten »rot« und »hell« einmal abgesehen.

Wir fuhren also zu dem Mercedes-Händler draußen in Arlington, gar nicht weit von unserem Haus entfernt. Jannie und Dämon beäugten fasziniert einen silbernen CLK 500, ein Cabrio, während Ali und ich den gewaltigen Fahrersitz eines R 350 einem gewissenhaften Test unterzogen. Ich dachte an die wichtigsten Merkmale eines Familienautos - Sicherheit, Schönheit, Wiederverkaufswert. *Intellekt und Emotion.*

»Das da gefällt mir«, sagte Ali. »Es ist blau. Es ist wunderschön. Genau das Richtige.«

»Du hast einen vorzüglichen Automobilgeschmack, mein Freund. Das hier ist ein Sechssitzer, und schau dir mal an, *was* das für Sitze sind. Sieh mal hoch zum Glasdach. Das sind bestimmt anderthalb Meter oder so.«

»Wunderschön«, wiederholte Ali.

»Streck mal die Beine aus. Schau dir mal an, wie viel Platz du da hast. Ja, *das* ist ein Auto.«

Eine Verkäuferin namens Laurie Berger war die ganze Zeit in unserer Nähe gewesen, ohne aufdringlich zu wirken oder sich unnötig in den Vordergrund zu drängen. Das wusste ich zu schätzen. Gott segne Mercedes.

»Haben Sie Fragen?«, sagte sie jetzt. »Möchten Sie etwas wissen?«

»Um ehrlich zu sein, nein, Laurie. Man setzt sich in diesen Wagen, und man will ihn haben.«

»Das erleichtert mir die Arbeit. Wir hätten auch noch einen in Obsidianschwarz, Innenbezüge aschgrau. Der R 350 gilt als Crossover-Fahrzeug, Dr. Cross. Eine Mischung aus Kombi und Geländewagen.«

»Mit dem besten aus beiden«, fügte ich hinzu und lächelte wohlwollend.

Dann meldete sich mein Piepser, mein Stöhnen fiel so laut aus, dass ich damit etliche Blicke auf mich lenkte.

Nicht am Sonnabend! Und nicht während des Autokaufs. Nicht, während ich in diesem wunderschönen Mercedes R 350 saß.

»Au weia«, sagte Ali und riss die Augen auf. »Daddys Piepser!«, rief er Dämon und Jannie quer durch den Ausstellungssaal zu. »Daddys Piepser hat gepiepst.«

»Du bist eine Petze. Eine miese, alte Petze«, sagte ich und gab ihm einen Kuss auf den Kopf. Das mache ich täglich, und zwar mindestens ein halbes Dutzend Mal.

Er kicherte und gab mir einen Klaps auf den Arm. Er verstand jeden meiner Witze. Kein Wunder, dass wir beide so prima miteinander klarkamen.

Dass der Piepser sich gemeldet hatte, war hingegen nicht witzig. Alles andere als das. Ich erkannte die Nummer sofort und bezweifelte stark, dass es sich um eine gute Nachricht handelte.

Ned Mahoney von der Geiselfreiung? Vielleicht eine Einladung zu einem Grillabend mit Tanz, draußen in Quantico. War aber wahrscheinlich gar kein Grillabend.

Ich griff zum Handy und rief Ned zurück. »Hier spricht Alex Cross. Ich habe deine Nachricht bekommen, Ned. *Warum* hast du mich benachrichtigt?«

Ned kam gleich zur Sache. »Alex, kennst du die Kentucky Avenue, in der Nähe der Fünfzehnten, in Southeast?«

»Natürlich kenne ich die. Ist gar nicht weit weg von meinem Haus. Aber im Augenblick bin ich draußen in Arlington. Mit den Kindern. Wir wollen uns ein neues Familienauto zulegen. *Fa-mi-li-e*, Ned. Sprich mir nach.«

26

»Wir treffen uns hier, Kentucky, Ecke Fifteenth. Ich brauche deine Hilfe, deine Ortskenntnis. Viel mehr will ich übers Handy gar nicht sagen.« Ned erzählte mir noch ein paar wenige Einzelheiten, aber nicht alles. Wieso denn bloß? Was wollte er für sich behalten?

Oh, Mannomannomann. »Wann genau? Ich habe die Kinder dabei, Ned.«

»Tut mir leid. Mein Team ist in ungefähr zehn, fünfzehn Minuten vor Ort. Es ist mein voller Ernst, Alex, hier ist die Hölle los.«

Natürlich war die Hölle los. Warum sonst hätte die FBI-Spezialeinheit für Geiselfreiung in der Washingtoner Innenstadt zu tun gehabt? Und warum sonst sollte Ned Mahoney mich an einem Sonabendnachmittag anrufen?

»Was ist los?« Ali schaute mich an.

»Ich muss zu einem Grillabend.« *Ich fürchte fast, als Hauptgericht am Grillspieß, kleiner Mann.*

26

20

Ich versprach Laurie Berger, wegen des Crossover-Fahrzeugs bald noch einmal bei ihr vorbeizuschauen, dann brachte ich die

Kinder nach Hause. Sie waren die ganze Fahrt über schweigsam und mürrisch, genau wie ich. Den größten Teil der Strecke hing ich hinter einem großen Kombi, an dessen Stoßstange ein Aufkleber mit der Aufschrift *Erst Irak, dann Frankreich* klebte. Den sah man in Washington in letzter Zeit öfter.

Aus dem CD-Player plärrten die nervtötenden Klänge der Band Hoobastank, damit das Chaos nur ja nicht weniger wurde und weiterhin klare Verhältnisse herrschten. Sie waren die Kinder, und ich war der Vater, der sie wegen seiner Arbeit im Stich ließ. Für sie spielte es keine Rolle, dass ich unseren Lebensunterhalt verdienen musste oder eine wichtige Aufgabe zu erledigen hatte. Was, zum Teufel, mochte da los sein, an der Ecke Kentucky und Fifteenth? Warum musste es ausgerechnet heute los sein, was immer es war? Nichts Gutes jedenfalls!

»Danke für den schönen Nachmittag, Daddy«, sagte Jannie, als sie in der Fifth Street aus dem Auto stieg. »Echt toll. Unvergesslich.« Ihr schnippischer, sarkastischer Tonfall hielt mich davon ab, mich zu entschuldigen, wie ich es eigentlich vorgehabt hatte.

»Wir sehen uns später«, sagte ich stattdessen. Und fügte dann hinzu: »Hab euch lieb.« Was auch stimmte. Sehr sogar.

»Ja, ja, Daddy, irgendwann *später*. Nächste Woche zum Beispiel, falls wir Glück haben.« Jannie ließ nicht locker und gab mir noch einen wütenden Soldatengruß mit auf den Weg. Es traf mich wie ein Pfeil mitten ins Herz.

26

»Tut mir leid«, sagte ich schließlich. »Tut mir leid. Es tut mir wirklich leid.«

Dann fuhr ich in die Kentucky Avenue hinüber, wo ich mit Ned Mahoney und seinen Spezialisten von der Geiselfreiung verabredet war und wo ich mehr über diese angebliche Notsituation erfahren wollte.

Es stellte sich aber heraus, dass ich nicht einmal in die *Nähe* der Kreuzung Kentucky und Fifteenth Street gelangen konnte. Die Streifenwagen der Washingtoner Polizei hatten die ganze Gegend im Umkreis von zehn Straßenblocks abgeriegelt. Es machte auf jeden Fall einen sehr ernsten Eindruck.

Also stieg ich irgendwann aus dem Wagen und ging zu Fuß.

»Was ist denn los? Haben Sie irgendetwas mitgekriegt?«, wandte ich mich an einen Mann, der am Straßenrand herumstand. Ich kannte ihn, weil er in einer Bäckerei in der Nähe arbeitete, wo ich gelegentlich Doughnuts mit Wackelpuddingfüllung für die Kinder kaufe. Nicht für mich, natürlich.

»Polypenparty«, sagte er. »Alles voll mit Bullenschweinen. Sieh dich doch um, Bruder.« Vermutlich wusste er nicht, dass ich bei der Mordkommission war und jetzt für das FBI arbeitete. Ich nickte nur, aber irgendwie gewöhnt man sich nie an diese Bitterkeit oder Wut, auch wenn sie in manchen Fällen sogar gerechtfertigt ist. »Bullen«, »Büttel«, »Greifer«, wie immer die Leute uns nennen mögen, wir setzen für sie unser Leben aufs Spiel. Viele begreifen nicht, was das tatsächlich bedeutet. Wir sind alles andere als perfekt, das behaupten wir auch gar nicht, aber auf der Straße ist es sehr gefährlich. *Wie wär's, wenn du mal während der Arbeit auf dich schießen lässt, Bäckereifachverkäufer?*, wollte ich zu ihm sagen,

27

ließ es aber sein. Ich ging einfach weiter, schluckte es wieder einmal hinunter, spielte wieder einmal den fröhlichen Vaterlandsverteidiger.

Zumindest war ich rechtschaffen wütend, als ich Ned Mahoney endlich entdeckte. Ich zeigte meinen FBI-Ausweis, damit man mich näher an den Ort des Geschehens ließ. Ich wusste immer noch nicht, was, zum Teufel, da eigentlich vor sich ging, nur, dass es im Inneren eines Drogenlabors zu einer Geiselnahme mit Geiseln unbekannter Identität gekommen sei. Das klang eigentlich nicht halb so schlimm, wie es aussah. Also wo war der Haken? Es musste einen geben.

»Wenn das kein tröstender Anblick für meine entzündeten Augen ist«, sagte Mahoney, als er mich auf sich zukommen sah. »Alex, so eine Scheiße, das wirst du mir nie im Leben abkaufen. Glaub mir, niemals.«

»Wollen wir wetten?«, erwiderte ich.

»Zehn Dollar, dass du so was noch nie gesehen hast. Her mit dem Geld.«

Wir besiegelten die Wette per Handschlag. Ich wollte sie wirklich nicht verlieren.

27

21

Ned kratzte und rieb sich seinen ein bis zwei Tage alten Stoppelbart und redete dabei lebhaft, pausenlos und ohne Punkt und

Komma, wie es eben seine Art war. Ich konnte nicht anders, als auf sein Kinn zu starren. Ned hat eine sehr helle Haut, und ich glaube, er ist mächtig stolz darauf, dass er nun, mit mittlerweile über vierzig Lenzen, einen Hauch von Bartwuchs vorzuweisen hat. Ich habe Ned Mahoney wirklich gern, auch wenn er manchmal unausstehlich ist. Ich mag ihn wirklich sehr gern.

»Ein paar Typen, ein halbes Dutzend vielleicht und gut bewaffnet, wollten ein Drogenlabor ausrauben«, sagte er. »Dabei haben sie ernsthafte Schwierigkeiten bekommen, sind aufgehalten worden. Dann gibt es da noch ein paar Leute aus dem Viertel hier, die im Labor arbeiten. Nach unseren Recherchen müssten es so ungefähr

ein Dutzend sein. Auch die stecken da drin fest, das dürfen wir nicht außer Acht lassen. Außerdem...«

Ich hob die Hand, um Neds Hochgeschwindigkeitsanalyse zu unterbrechen.

»Diese Leute, von denen du sprichst, die die Drogen verpacken. Sind das überwiegend Frauen? Mütter, Großmütter? Die Dealer nehmen dafür gerne Leute, die an ihren Produkten nicht interessiert sind.«

»Siehst du, genau deshalb wollte ich dich hier haben«, sagte Mahoney und grinste oder zeigte mir zumindest seine Schneidezähne. Sein Tonfall erinnerte mich eher an Jannies Geschimpfe von vorhin. Ein bisschen Klugscheißerei, die die Brüchigkeit seiner

»Ich-weiß-wo's-langgeht«-Attitüde überspielen sollte.

28

»Das heißt also, dass die Drogendiebe und die Dealer da drin eingeschlossen sind? Warum lassen wir sie einander nicht einfach erschießen?«

»Haben wir auch schon überlegt«, erwiderte Mahoney trocken. »Aber jetzt kommen wir zum interessanten Teil, Alex. Darum bist du hier. Diese sehr gut bewaffneten Typen, die das Labor ausrauben wollten, sind Mitarbeiter der Polizeibehörden von Washington, D.C. und zwar Angehörige der SWAT-Einheiten. Deine ehemaligen Kollegen stellen also die *anderen* Bösewichte in unserer heutigen Folge aus >Alles, was möglich ist, wird wahr!<. Du schuldest mir zehn Mäuse.«

Mir wurde schon wieder schlecht. Ich hatte viele Bekannte bei den Spezialeinsatzkommandos der SWAT. »Bist du dir sicher?«

»Oh, ja. Ein paar Streifenbeamte haben Schüsse in dem Gebäude gehört. Sie haben nachgesehen. Einer hat einen Schuss in den Bauch abgeköriegt. Sie haben die Typen von der SWAT erkannt.«

Ich drehte den Kopf in alle Richtungen. Mein Hals fühlte sich plötzlich steif an. »Dann ist also die FBI-Spezialeinheit für Geiselnbefreiung hier, um SWAT-Leute aus D.C. zu bekämpfen?«

»Sieht ganz danach aus, mein Lieber. Herzlich willkommen in der Scheiße. Hast du vielleicht schon eine tolle Idee?«

Na klar, dachte ich: *Auf der Stelle abhauen. Zu den Kindern zurückgehen. Es ist Sonnabend. Heute ist mein freier Tag.*

Ich gab Ned die zehn Dollar.

28

22

Mir fiel beim besten Willen keine Lösung für diese vertrackte Zwickmühle ein, und so erging es auch allen anderen. Darum hatte Mahoney mich ja geholt, in der Hoffnung, dass ich vielleicht einen brauchbaren Vorschlag hätte.

Ein Unglück kommt selten allein, und das gilt selbstverständlich besonders an einem sonnigen Nachmittag, an dem jeder sich irgendwo anders hin wünscht als an den Schauplatz einer bevorstehenden Schießerei, bei der es aller Wahrscheinlichkeit nach etliche Tote gibt.

Die erste Einsatzbesprechung fand in der Eingangshalle einer nahe gelegenen Grundschule statt. Sie war bis zum Platzen mit Angehörigen der Polizei von Washington und FBI-Agenten gefüllt, unter ihnen auch hochrangige Angehörige des Hostage Rescue Teams, HRT, der Spezialeinheit für Geiselnbefreiung. Das HRT war

einsatzbereit, falls es so weit kommen sollte, und es sah ganz danach aus, als würde es nicht mehr lange dauern.

Gegen Ende der Besprechung fasste Captain Tim Moran, der Leiter der SWAT-Einheiten im Stadtgebiet, die bekannten Fakten noch einmal zusammen. Er musste aus naheliegenden Gründen unter einer enormen inneren Anspannung stehen, wirkte nach außen hin aber ruhig und abgeklärt. Ich kannte Moran aus meiner Zeit bei der Polizei und hatte große Hochachtung vor seiner Unerschrockenheit. Noch mehr Hochachtung empfand ich jedoch angesichts seiner Integrität, und nie war sie größer als an diesem Nachmittag, an dem er womöglich gegen seine eigenen Männer vorgehen musste.

»Um die Situation kurz zusammenzufassen: Das Zielob

29

jekt ist ein vierstöckiges Gebäude, wo schwarzes Heroin zu Pulver und zu einem Haufen Bargeld verarbeitet wird. Da drin befinden sich mindestens ein Dutzend Leute, die im Labor arbeiten, überwiegend Frauen. Dann haben wir noch die Wachposten des Labors, gut bewaffnet und auf mindestens drei Stockwerke verteilt. Das müssten auch so ungefähr ein Dutzend sein. Und dann haben wir noch sechs SWAT-Beamte, die bei einem versuchten Raubüberfall im Inneren des Gebäudes eingeschlossen worden sind. Allem Anschein nach haben sie einen Teil des Heroins und des Bargelds in ihren Besitz gebracht. Sie sitzen zwischen den Drogendealern, dem Personal und ungefähr einem halben Dutzend weiterer Wachposten, die dazugekommen sind, als der Überfall schon im Gang war, im obersten Stockwerk in der Falle. Wir haben also eine klassische Patt-Situation. Mit beiden Seiten haben wir ersten Kontakt aufgenommen. Keiner will nachgeben. Ich schätze mal, sie denken sich: Was habe ich schon zu verlieren? Also stellen sie sich stur.«

Mit ruhiger Stimme fuhr Tim Moran fort: »Angesichts der Komplikationen, die durch die Beteiligung von Angehörigen der SWAT entstanden sind, untersteht dieser Einsatz von jetzt an dem Kommando des Hostage Rescue Teams. Die Polizeikräfte der Stadt Washington, D.C, sichern dem FBI ihre volle Unterstützung zu.«

Captains Morans Zusammenfassung war eindeutig und präzise, und es erforderte durchaus eine gewisse Courage, die Einsatzleitung an das FBI abzugeben. Aber es war der richtige Schritt. Schließlich war es denkbar, dass man in das Haus eindringen und das Feuer auf die SWAT-Beamten eröffnen musste. Sie mochten zwar schlechte Polizisten sein, aber sie waren immer noch Polizisten. Auf unsere Brüder schießen zu müssen, dieser Gedanke war für keinen von uns angenehm.

29

Ned Mahoney beugte sich dicht zu mir. »Und? Was sollen wir jetzt machen, Einstein? Wir als HRT sitzen mächtig in der Scheiße. Verstehst du jetzt, wieso ich dich hergerufen hab?«

»Ja, na ja, entschuldige vielmals, dass ich mich jetzt nicht vor Dankbarkeit überschlage.«

»Ach, ist trotzdem gern geschehen«, erwiderte Mahoney und hieb mir in einer übertrieben kumpelhafte Geste mit der Faust auf den Arm, sodass wir beide lachen musste.

29

23

Es lag ihm im Blut.

Wenn der Schlachter in D.C. war, hörte er jedes Mal den Polizeifunk ab, aus reiner Gewohnheit, und dieser Hammer ließ sich wohl kaum überhören. Der absolute Super-GAU, musste er unwillkürlich denken. SWAT gegen Geiselnbefreiung. Großartig. Im Lauf der vergangenen Jahre war er in Bezug auf seine Aufträge etwas wählerischer geworden, Stichwort: »Weniger arbeiten, mehr kassieren.« Drei oder vier große Anschläge pro Jahr, dazu ein paar Gefälligkeiten für die Bosse. Das war mehr, als er brauchte, um sich über Wasser zu halten. Und außerdem... der neue Don, Maggione Junior, gehörte nicht gerade zu seinen Fans. Das einzige echte Problem dabei war, dass ihm der Kick fehlte, der Adrenalinstoß, die andauernde Action. Also kam er hierher zum Polizei-Ball!

Lachend stellte er den Range Rover ein Dutzend Querstraßen vom möglichen Kampfschauplatz entfernt ab. Oh ja, jaja-ja, das Viertel war ganz schön in Aufruhr. Selbst zu Fuß ging es auf der Kentucky Avenue schon etliche Straßenblocks vor dem Ort des Geschehens nicht mehr weiter. Unterwegs hatte er bereits über zwei Dutzend Busse der Polizei von D.C. auf der Straße parken sehen. Dazu Dutzende von Streifenwagen.

Dann entdeckte er ein paar blaue FBI-Anoraks, vermutlich die Geiselnbefreier aus Quantico. Verdammte! Das waren angeblich Top-Leute, absolute Weltspitze. Genau wie er. Das Ganze gefiel ihm sehr gut, er würde es auf keinen Fall verpassen, auch wenn seine Anwesenheit hier nicht ganz ungefährlich war. Als Nächstes fielen ihm etliche Kommando-Fahrer

30

zeuge auf. Im Mittelpunkt des Geschehens glaubte er, den Einsatzleiter ausfindig gemacht zu haben.

Dann sah Michael Sullivan etwas, was ihn kurz erstarren und sein Herz schneller schlagen ließ. Ein Typ in Zivildressen, der mit einem der FBI-Agenten sprach. Sullivan kannte diesen Typen, den in Zivil. Das war Alex Cross, und, nun ja, er und Sullivan hatten so etwas wie eine gemeinsame Geschichte. Dann fiel ihm noch etwas ein - *Marianne, Marianne*. Einer seiner Lieblingsmorde, eines seiner Lieblingsfotos. Die Angelegenheit wurde von Minute zu Minute besser.

30

24

Mir war vollkommen klar, wieso Ned Mahoney mich hier haben wollte.

Eine Heroinfabrik, in der sich über einhundertfünfzig Kilogramm Rauschgift mit einem Straßenverkaufswert von an die sieben Millionen Dollar befinden sollten. Bullen gegen Bullen. Es sah so aus, als könnten alle Beteiligten nur verlieren. Ich hörte Captain Moran sagen: »Am liebsten würde ich sagen: Fahrt zur Hölle, aber ich arbeite hier, und ich will euch nicht jeden Tag sehen.« Das brachte die Dinge irgendwie auf den Punkt. Im Inneren des Gebäudes machte niemand Anstalten aufzugeben, weder die Drogenhändler noch die Kerle von der SWAT. Außerdem wollten sie keinen der im Labor Beschäftigten, die im vierten Stock eingeschlossen waren, frei lassen. Von einigen kannten wir den Namen und das ungefähre Alter, überwiegend Frauen zwischen fünfzehn und einundachtzig. Sie wohnten alle in der Gegend und hatten, meist aufgrund sprachlicher Probleme oder unzureichender Schulbildung, keinen anderen Job gefunden.

Ich hatte auch keine wesentlich bessere Idee als die anderen. Vielleicht entschloss ich mich deshalb so gegen zehn Uhr, einen kleinen Spaziergang außerhalb der Absperrungen zu unternehmen, um meinen Kopf frei zu bekommen. Vielleicht würde mir eine Idee zufliegen, wenn ich mich zumindest körperlich nach draußen begab. Mittlerweile waren Hunderte von Schaulustigen einschließlich Dutzender Journalisten und Kamerateams herbeigeströmt. Ich schlenderte ein paar Häuserblocks weit über die M-Street, die Hände tief in den Hosentaschen vergraben.

31

Dann gelangte ich an eine belebte Straßenecke, wo ein Fernsightteam Leute aus der Nachbarschaft interviewte. Ich wollte gerade vorbeigehen, ganz in Gedanken, als ich eine Frau, immer wieder von markerschütterndem Schluchzen unterbrochen, sagen hörte: »Da drin, das is' mein eigen Fleisch und Blut. Aber das interessiert kein'. Is' denen allen scheißegal!«

Ich blieb stehen und hörte zu. Die Frau war höchstens zwanzig und schwanger. So wie sie aussah, konnte es jeden Tag losgehen. Vielleicht schon heute Nacht.

»Meine Oma is' fünfundsiebzig. Sie is' da, weil sie Geld verdienen will, damit meine Kinder auf die katholische Schule geh'n könn'. Sie heißt Rosario. 'Ne wunderschöne Frau. Meine Oma darf nich' sterb'n.«

Ich hörte mir noch ein paar emotionsgeladene Interviews an. Meist waren es Familienangehörige der Laborarbeiterinnen, aber es waren auch ein paar Frauen und Kinder der Dealer dabei. Einer der im Haus eingeschlossenen Drogenkuriere war gerade mal zwölf Jahre alt.

Schließlich ging ich zurück hinter die Absperrungen bis in den innersten Abschnitt und suchte nach Ned Mahoney. Ich sah ihn zusammen mit ein paar Verwaltungstypen, Schlipsträgern, und Captain Moran vor einem der Kommando-Fahrzeuge stehen. Sie diskutierten gerade über die Frage, ob der Strom im Gebäude abgeschaltet werden sollte.

»Ich habe eine Idee«, sagte ich.

»Na, das wird aber auch langsam Zeit.«

31

25

Der Schlachter trieb sich immer noch vor den Absperrungen der Polizei herum, obwohl er genau wusste, dass er gar nicht hier sein dürfte. Er hätte schon vor Stunden zu Hause in Maryland sein müssen. Aber das hier war es wert. Er schob sich durch die Menge der Gaffer und fühlte sich wie ein Kind - zumindest stellte er sich vor, dass ein Kind, das alleine über einen Jahrmarkt ziehen darf, sich so fühlen musste.

Verdammt noch mal, mittlerweile waren sogar die ersten Eisverkäufer und Hot-Dog-Stände aufgetaucht. Die Augen der Leute funkelten vor Aufregung. Sie waren alle scharf auf ein bisschen echte Live-Action. Tja, verdammt noch mal, genau wie er. Er war tatortsüchtig, keine Frage, das kam wahrscheinlich noch aus der Zeit mit seinem Vater in Brooklyn. Als er klein war, da hatte sein Vater ihn immer zu Bränden und Polizeieinsätzen mitgenommen, die er auf seinem Walkie-Talkie abgehört hatte. Das war so ungefähr das einzig Schöne, was er jemals mit seinem Vater unternommen hatte, und wahrscheinlich hatte der nur gedacht, er würde nicht ganz so abartig wirken, wenn er ein Kind dabei hatte.

Sein Vater *war* abartig. Er hatte immer sehr gerne Leichen betrachtet, alle Arten von Leichen - auf dem Bürgersteig, in einem zertrümmerten Auto oder welche, die aus schwelenden Häusertrümmern gezerrt wurden. Sein verrückter Alter war der *originale* Schlachter von Sligo und noch etwas viel, viel Schlimmeres. Aber jetzt war *er* natürlich der Schlachter, einer der gefürchtetsten und meistgesuchten Attentäter der Welt. Das war er, oder etwa nicht? Er kann

32

te tun und lassen, was immer er wollte, und genau das hatte er jetzt vor. Der Klang einer Stimme, die am Schauplatz der Geiselnahme in ein Mikrofon sprach, riss Michael Sullivan aus seinen Tagträumen. Er hob den Blick, und wieder sah er diesen Detective vor sich, Alex Cross. Es erschien ihm fast wie ein Wink des Schicksals, wie Geister der Vergangenheit, die den Schlachter rufen wollten.

32

26

Meine Idee war ziemlich weit hergeholt und in keinem Lehrbuch zu finden, aber wenn sich damit ein paar Leben retten ließen, dann war sie einen Versuch wert. Außerdem... niemand hatte einen besseren Vorschlag.

Also bauten wir um Mitternacht hinter einer undurchdringlichen Kette aus Streifenwagen und Personentransportern auf der anderen Straßenseite der Fifteenth Street ein paar Mikrofone auf. Das sah beeindruckend aus, und natürlich fielen alle Kamerateams sofort darüber her.

Im Verlauf der nächsten Stunde ließ ich einen Angehörigen nach dem anderen vor die Mikrofone treten. Sie sollten die Männer im Inneren durch ihre Bitten und ihre Argumente dazu bringen, die Waffen niederzulegen und das Gebäude zu verlassen, oder wenigstens die Laborarbeiterinnen freizulassen. Sie alle betonten, dass die Lage hoffnungslos sei und dass viele der Menschen in dem Gebäude sterben würden, wenn sie sich nicht ergaben. Einige Redebeiträge waren herzerweichend, ich konnte beobachten, wie etliche Schaulustige währenddessen in Tränen ausbrachen.

Am besten waren die kleinen Anekdoten - ein Fußballspiel am Sonntag, bei dem ein Vater Schiedsrichter sein sollte, eine für die nächste Woche angesetzte Hochzeit, ein schwangeres Mädchen, dem eigentlich Bettruhe verordnet war, die aber hierhergekommen war, um ihren Freund, einen Drogenkurier, anzuflehen. Sie waren beide achtzehn Jahre alt. Dann kam von drinnen eine Antwort. Während ein zwölfjähriges Mädchen von seinem Vater, einem der Dealer, erzählte. Im Gebäude fielen Schüsse!

32

Die Schießerei dauerte fünf Minuten, dann war es wieder still. Niemand von uns konnte sagen, was geschehen war. Wir wusste nur eines: Die Worte ihrer Liebsten konnten die Männer dort drin nicht umstimmen.

Niemand war herausgekommen, niemand hatte sich ergeben.

»Ist schon gut, Alex.« Ned nahm mich beiseite. »Vielleicht haben wir dadurch ein bisschen Zeit gewonnen.« Aber das war nicht das, was wir uns erhofft hatten. Nicht einmal annähernd.

Um halb zwei schaltete Captain Moran die Mikrofone ab. Es sah nicht so aus, als würde irgendjemand herauskommen. Sie hatten ihre Entscheidung getroffen.

Um kurz nach zwei entschieden die höheren Funktionäre, dass das FBI Hostage Rescue Team das Gebäude stürmen sollte. Dahinter sollten Beamte der Washingtoner Polizei eindringen, aber niemand von der SWAT. Das war eine harte Entscheidung, aber sie entsprach der Stimmung, die in diesen Tagen in Washington herrschte. Vielleicht hing das mit den Terroranschlägen der letzten Jahre zusammen. Anscheinend wollte niemand mehr den Versuch wagen, Krisensituationen mit Hilfe von Verhandlungen zu lösen. Ich wusste nicht genau, auf welcher Seite ich in dieser Frage stand, konnte aber beide verstehen.

Ned Mahoney und ich würden dem ersten Sturmtrupp angehören. Wir sammelten uns auf der Fourteenth Street, direkt hinter dem belagerten Gebäude.

Die meisten unserer Männer liefen unruhig hin und her, führten Selbstgespräche, versuchten konzentriert zu bleiben.

»Das ist eine ganz miese Nummer«, sagte Ned. »Die SWAT-Typen wissen, wie wir funktionieren. Wahrscheinlich sogar, dass wir heute Abend reingehen.«

33

»Kennst du welche von denen? Von den SWAT-Leuten?«, wollte ich wissen.

Ned schüttelte den Kopf. »Wir werden normalerweise nicht zu denselben Partys eingeladen.«

33

27

Wir schlüpfen in vollständig gepanzerte, schwarze Kampfanzüge, und sowohl Ned als auch ich hatten eine MP-5 in der Hand.

Bei einer nächtlichen Stürmung ließ sich nie allzu viel vorhersagen, aber in diesem Fall, wo SWAT-Typen in dem Haus saßen, das das HRT stürmen wollte, noch weniger.

Ned empfing über Kopfhörer eine Nachricht und sagte zu mir: »Es geht los, Alex. Immer schön ducken. Diese Typen sind genau so gut wie wir.«

»Das gilt auch für dich.«

Doch dann geschah das Unerwartete. Und dieses Mal war es gar nicht so schlimm.

Die Haustür ging auf. Ein paar Sekunden lang war nichts zu erkennen. Was ging da drinnen vor sich?

Dann trat eine ältere, mit einem Laborkittel bekleidete Frau in den Strahl der auf die Tür gerichteten Scheinwerfer. Sie hielt die Hände hoch über dem Kopf und sagte:

»Nicht schießen.«

Ihr folgten noch weitere Frauen in Laborkitteln, alte und junge, sowie zwei Jungen, die aussahen wie zwölf, höchstens dreizehn.

Hinter den Absperrungen wurden Namen gerufen. Die Leute weinten vor Freude und klatschen übergücklich in die Hände.

Dann klappte die Haustür krachend ins Schloss. Der Exodus war beendet.

33

28

Die Freilassung von elf Laborarbeiterinnen stoppte die Erstürmung durch das Hostage Rescue Team und ließ erneute Gespräche

folgen. Der Polizeipräsident und der Leiter der Kriminalpolizei ließen sich am Schauplatz sehen und sprachen mit Captain Moran, ebenso einige Vertreter der Stadtverwaltung. Obwohl es schon sehr spät war, waren immer noch verschiedene Kamerateams damit beschäftigt zu filmen.

Gegen drei Uhr wurde uns mitgeteilt, dass wir jetzt doch noch stürmen sollten. Dann gab es eine erneute Verzögerung. *Beeilen und abwarten, beeilen und abwarten.*

Um halb vier dann das Startkommando. Das endgültige, so hieß es.

Wenige Minuten nach halb vier rannten Ned Mahoney und ich gemeinsam mit einem Dutzend weiterer Angehöriger des HRT auf einen Seiteneingang des Gebäudes zu. Der Vorteil einer kugelsicheren Ausrüstung besteht darin, dass sie zumindest teilweise vor ansonsten tödlichen Geschossen schützt. Der Nachteil ist jedoch, dass man deutlich unbeweglicher und längst nicht mehr so schnell ist, wie es vielleicht notwendig wäre oder wie man selbst gerne sein möchte, und dass man nur stoßweise und unter heftigem Röcheln atmen kann.

Scharfschützen nahmen die Fenster unter Beschuss, um den Widerstand aus dem Inneren so weit wie möglich zu unterdrücken.

Mahoney nannte diese Phase immer »fünf Minuten Panik und Nervenkitzel«, ich hatte jedes Mal fürchterliche Angst davor. Für mich waren es eher »fünf Minuten zwischen Him

34

mel und Hölle«. Ned und ich hatten schon etliche Häuser gemeinsam gestürmt, deshalb konnte ich mich nicht einfach heraushalten.

Da zerriss eine donnernde, ohrenbetäubende Explosion die Hintertür.

Plötzlich war die Luft voller umherwirbelnder, schwarzer Rauchwolken und Trümmer, wir rannten mitten hindurch. Ich hoffte, dass ich mir im Verlauf der kommenden Minuten keine Kugel im Kopf oder einem anderen ungeschützten Körperteil einfing. Ich hoffte, dass in dieser Nacht niemand sterben musste.

Ned und ich standen sofort unter Beschuss, und wir konnten nicht einmal sagen, wer zum Teufel da auf uns feuerte. Drogendealer oder Angehörige der SWAT. Vielleicht ja beide.

Maschinenpistolen und Handgranaten sorgten für dröhnenden Lärm, der uns auf unserem vorsichtigen Weg eine Wendeltreppe hinauf begleitete. Mittlerweile hatte sich eine enorme Feuerkraft im Haus versammelt, vielleicht mehr, als das Gebäude verkraften konnte. Der enorme Lärmpegel ließ kaum einen klaren Gedanken oder konzentriertes Handeln zu.

»He, ihr Arschlöcher!«, hörte ich jemanden über uns rufen. Dann folgte eine Gewehr salve. Licht blitze zuckten durch die Dunkelheit.

Ned stöhnte und sackte auf der Treppe zusammen.

Zuerst konnte ich nicht erkennen, wo es ihn erwischte hatte, dann entdeckte ich eine Wunde nahe an seinem Schlüsselbein. Ich wusste nicht, ob er von einer Kugel oder einem herumfliegenden Splitter getroffen worden war. Aber es quoll viel Blut aus der Wunde.

Ich blieb bei ihm und rief über Funk Hilfe. Über uns wa

34

ren weitere Explosionen, Rufe, Männer- und Frauenstimmen zu hören. Chaos.

Neds Hände zitterten. Ich hatte noch nie zuvor gesehen, dass er vor irgendetwas Angst hatte. Das im Haus tobende Feuergefecht erhöhte den Schrecken und die Verwirrung noch zusätzlich. Sämtliche Farbe war aus Neds Gesicht gewichen, er sah nicht gut aus.

»Gleich holen sie dich hier raus«, sagte ich. »Nicht aufgeben, Ned. Hast du verstanden?«

»Zu dämlich«, sagte er schließlich und stöhnte. »Bin mittenrein gelatscht.«

»Spürst du schon was?«

»Könnte schlimmer sein. Könnte aber auch besser sein. Übrigens«, sagte er, »du hast auch was abgekriegt.«

35

29

»Ich werd's überleben«, sagte ich zu Ned, während ich mich auf der Treppe schützend über ihn beugte.

»Ja, ja, ich auch. Wahrscheinlich wenigstens.«

Ein paar Minuten später zwängten sich die Sanitäter zu uns in den engen Flur. Als sie Ned nach draußen geschafft hatten, schien die Schießerei beendet zu sein. Genau, wie er immer sagte: *Fünf Minuten Panik und Nervenkitzel*.

Die ersten Berichte kamen herein. Captain Tim Moran teilte mir persönlich das Neueste mit. Die Erstürmung des Heroin-Labors schien gemischte Ergebnisse erbracht zu haben. Die meisten von uns hatten das Gefühl, dass wir zu früh gestürmt hatten, aber das war nicht unsere Entscheidung gewesen. Zwei Beamte der städtischen Polizei und zwei aus dem HRT waren verletzt. Ned war schon auf dem Weg in den Operationsaal. Unter denjenigen, die im Haus gewesen waren, gab es sechs Todesopfer, darunter zwei SWAT-Beamte. Auch eine siebzehnjährige Mutter von zwei Kindern war unter den Toten. Aus irgendeinem Grund war sie nicht mit den anderen Arbeiterinnen nach draußen gekommen. Der Mann des Mädchens war ebenfalls tot. Er war sechzehn. Es war kurz nach sechs Uhr morgens, als ich endlich nach Hause kam. Ich war völlig erledigt, ausgelaugt, hundemüde, und dieses späte - oder frühe - Nachhausekommen hatte etwas Surreales.

Aber es kam noch schlimmer. Nana erwartete mich in der Küche.

35

30

Sie saß vor einer Tasse Tee und einem Stück Toast und wirkte schwach, aber ich ließ mich davon nicht täuschen.

Ihr Tee dampfte, genau wie sie. Sie hatte die Kinder noch nicht aufgeweckt. In den Lokalnachrichten auf ihrem kleinen Fernseher wurden gerade Bilder von dem Polizeieinsatz an der Ecke Kentucky und Fifteenth aus der Nacht gezeigt. Es kam mir sehr unwirklich vor, diese Bilder hier in unserer Küche zu sehen.

Nanas Blick blieb an dem Kratzer auf meiner Stirn hängen, an dem *Verband*, der sich dort befand.

»Ist bloß ein Kratzer«, sagte ich. »Nichts weiter. Alles in Ordnung. Mir geht's gut.«

»Verschon mich bloß mit diesem lächerlichen Unsinn, Alex. Komm mir ja nicht auf diese herablassende Tour, als wäre ich irgendein dahergelaufenes Dummerchen. Diese Wunde da ist ein Schusskanal. Wäre die Kugel ein paar Zentimeter versetzt angekommen, dann hätte sie dein Gehirn zerfetzt und aus deinen drei Kindern Waisen gemacht. Keine Mutter mehr, kein Vater mehr. Liege ich da etwa falsch? Aber nein, natürlich nicht!

Ich habe die Schnauze so dermaßen voll, Alex. Seit über zehn Jahren lebe ich mit dieser furchtbaren Angst. Jetzt bin ich mit meiner Geduld am Ende. Es steht mir bis *hier*. Mir reicht's. Schluss. Aus. Basta! Ich ziehe aus! Oh, ja, du hast ganz *richtig* gehört. Ich verlasse dich und die Kinder! Ich ziehe *aus* \ «

Ich hob beschwichtigend die Hände über den Kopf. »Nana, ich war gerade mit den Kindern unterwegs, da kam ein Not

36

ruf. Ich wusste nicht, dass sie mich anrufen würden. Woher auch? Ich konnte nicht das Geringste dagegen machen.«

»Du bist ans Telefon gegangen, Alex. Und dann bist du auch noch hingegangen. Das machst du immer. Für dich ist das Einsatzbereitschaft, Pflichterfüllung. Für mich ist es der totale Schwachsinn. Verrückt.«

»Ich hatte keine Wahl.«

»Du *hast* die Wahl, Alex. Genau darum geht es mir. Du hättest nein sagen können. Du hättest sagen können, dass du mit den Kindern unterwegs bist. Was glaubst du wohl, was sie mit dir anstellen würden, Alex... dich feuern, weil du ein Privatleben hast? Weil du Vater bist? Und falls sie dich durch irgendeine glückliche Fügung des Schicksals doch rausschmeißen würden - umso besser.«

»Ich weiß nicht, was sie machen *könnten*, Nana. Über kurz oder lang würden sie mich wahrscheinlich schon rausschmeißen.«

»Wäre das wirklich so schlimm? Ach, vergiss es!« Sie stellte ihre Tasse mit lautem Knall auf den Tisch. »Ich gehe!«

»Nana, um Gottes willen, das ist doch lächerlich. Ich bin vollkommen erschöpft. Ich bin angeschossen worden. Na ja, fast angeschossen. Wir reden später darüber. Jetzt muss ich unbedingt erst mal schlafen.«

Ruckartig stand Nana auf und kam auf mich zu. Ihr Gesicht war wutverzerrt, ihre Augen kleine, schwarze Perlen. So hatte ich sie seit Jahren nicht mehr gesehen, vielleicht nicht mehr seit meiner Jugend, als ich noch ein ziemlich wildes Bürschchen war.

»Lächerlich? Das nennst du lächerlich? Wie kannst du es wagen, so mit mir zu reden?« Nana versetzte mir mit den Handballen ein paar Stöße vor die Brust. Die Schläge taten nicht weh, aber was sie damit sa

36

gen wollte, die Wahrheit in ihren Worten, die tat weh. »Es tut mir leid«, sagte ich. »Ich bin einfach nur müde.«

»Dann schaff dir eine Haushälterin an, ein Kindermädchen, irgendwas, was du kriegen kannst. *Du* bist erschöpft? *Ich* bin erschöpft. Ich habe es bis obenhin satt und bin erschöpft, es hängt mir so was von zum Hals heraus, dass ich mir immer um dich Sorgen machen muss!«

»Nana, es tut mir leid. Was soll ich denn sonst noch sagen?«

»Nichts, Alex. Sag überhaupt nichts. Ich mag dir sowieso nicht mehr zuhören!«

Ohne ein weiteres Wort stapfte sie in ihr Zimmer. Na ja, immerhin ist es jetzt vorbei, dachte ich und setzte mich übermüdet und mittlerweile auch noch höllisch niedergeschlagen an den Küchentisch.

Aber es war nicht vorbei.

Minuten später stand Nana schon wieder in der Küche. Sie zog einen uralten Lederkoffer und eine kleinere Reisetasche auf Rädern hinter sich her. Sie marschierte an mir vorbei, durchquerte das Esszimmer und ging, ohne noch einmal piep zu sagen, zur Haustür hinaus.

»Nana!«, rief ich, rappelte mich auf und fing an, hinter ihr herzulaufen. »Halt. Bitte, bleib stehen und sprich mit mir. Lass uns miteinander reden.«

»Ich habe das Reden *sattl*«

Ich kam zur Tür und sah ein verbeultes und verschrammtes, blassbaues Taxi auf der Straße stehen, das keuchend Abgase und Rauchwolken ausstieß. Einer ihrer vielen Cousins, Abraham, war Taxifahrer. Von der Eingangsterrasse aus erkannte ich seinen Siebzigerjahre-Afro.

Nana bestieg das hässliche, blaue Taxi, und es tuckerte unverzüglich von dannen.

37

Dann hörte ich hinter mir ein zartes Stimmchen. »Wo geht Nana denn hin?«

Ich drehte mich um und nahm Ali, der sich hinter mir auf auf die Eingangsterrasse geschlungen hatte, auf den Arm. »Ich weiß nicht, kleiner Mann. Ich glaube, sie hat uns gerade eben verlassen.«

Er schaute mich entsetzt an. »Nana hat unsere Familie verlassen?«

37

31

Von einem heftigen Schauer geschüttelt schreckte Michael Sullivan auf und wusste sofort, dass er nicht wieder einschlafen könnte.

Er hatte wieder einmal von seinem Vater geträumt, dem Angst einflößenden Drecksack, dem Schreckgespenst all seiner Albträume.

Als er noch ein kleiner Junge war, da hatte der Alte ihn in den Sommermonaten immer zwei-, dreimal pro Woche in seinen Schlachterladen mitgenommen. Als es angefangen hatte, war er sechs, und als es aufgehört hatte, war er elf. Der Laden befand sich im Erdgeschoss eines zweigeschossigen, roten Backsteingebäudes in der Quentin Road, Ecke East Thirty-sixth Street. *Kevin Sullivan, Schlachter*, war bekannt dafür, dass er das beste Fleisch im ganzen »Flatlands«, dem südöstlichen Teil von Brooklyn, hatte. Und das war noch nicht alles: Er konnte außerdem nicht nur den Geschmack der Iren, sondern auch den der Italiener und der Deutschen bedienen.

Tag für Tag bildete das Sägemehl eine dicke Schicht auf dem Fußboden, der jeden Abend saubergewischt wurde. Die Schaufensterscheiben waren blitzblank. Kevin Sullivan besaß ein Markenzeichen: Nachdem er einem Kunden das Fleisch zur Begutachtung präsentiert hatte, lächelte er und vollführte eine höfliche Verbeugung. Mit dieser kleinen Verbeugung bekam er sie alle rum.

Michael, seine Mutter und seine drei Brüder kannten seinen Vater jedoch noch von einer anderen Seite. Kevin Sullivan besaß mächtige Arme und die stärksten Hände, die man sich nur vorstellen kann, besonders aus der Sicht eines klei

37

nen Jungen. Einmal hatte er in der Küche eine Ratte gefangen und sie mit bloßen Händen zerquetscht. Zu seinen Söhnen hatte er gesagt, dass er dasselbe auch mit ihnen machen könne, ihre Knochen zu Sägemehl zermahlen, und es verging kaum eine Woche, ohne dass irgendwo am zarten, zerbrechlichen Körper ihrer Mutter ein frischer blauer Fleck auftauchte.

Aber das war noch nicht das Schlimmste, das war nicht das, was Sullivan in dieser Nacht wie in so vielen anderen im Verlauf seines Lebens aus dem Schlaf gerissen hatte. Der eigentliche Horror hatte angefangen, als er sechs Jahre alt war und sie eines Abends nach Ladenschluss das Geschäft geputzt hatten. Sein Vater rief ihn in das kleine Büro

des Ladens, in dem ein Schreibtisch, ein Aktenschrank und ein Klappbett standen. Kevin Sullivan saß auf dem Klappbett und befahl Michael, sich neben ihn zu setzen.

»Hierher, mein Junge. Neben mich.«

»Es tut mir leid, Dad«, sagte Michael automatisch, weil er wusste, dass es um irgendeinen dämlichen Fehler gehen musste, den er bei der Arbeit begangen hatte. »Ich mach es wieder gut. Ich mach es richtig.«

»Setz dich einfach!«, sagte sein Vater. »Es gibt eine Menge, wofür du dich entschuldigen könntest, aber darum geht es nicht. Jetzt hör mir zu. Hör mir gut zu.«

Sein Vater legte dem Jungen die Hand auf das Knie. »Du weißt, wie schlimm ich dir wehtun kann, Michael«, sagte er. »Das weißt du doch, oder?«

»Ja, Sir, das weiß ich.«

»Und das werde ich auch tun«, fuhr sein Vater fort, »wenn du irgendjemandem auch nur ein Sterbenswörtchen davon sagst.«

Was denn sagen, wollte Michael fragen, aber er wusste, dass

38

er den Vater auf keinen Fall unterbrechen durfte, wenn er einmal angefangen hatte zu reden.

»Keiner Menschenseele.« Der Vater presste seinem Sohn den Oberschenkel zusammen, bis Michael die Tränen in den Augen standen.

Und dann beugte sein Vater sich vor und küsste den Jungen auf den Mund und machte noch andere Sachen, die ein Vater mit seinem Sohn niemals machen dürfte.

38

32

Sein Vater war jetzt schon lange tot, aber der hinterlistige Drecksack ließ sich niemals ganz aus Sullivans Gedanken vertreiben, und so hatte er ungewöhnliche Wege entwickelt, um den Dämonen seiner Kindheit zu entkommen.

Am nächsten Nachmittag, gegen vier Uhr, ging er zum Einkaufen in die Tysons Galeria in McLean, Virginia. Er suchte nach etwas ganz Besonderem: nach dem richtigen Mädchen. Er wollte ein Spiel spielen, das er »Rote Ampel, grüne Ampel« nannte.

Im Verlauf der nächsten halben Stunde sprach er ein paar potenzielle Mitspielerinnen an, erst vor der Filiale von Saks Fifth Avenue, dann vor Neiman Marcus, dann vor Lillie Rubin.

Sein Ansatz war geradeheraus und immer der Gleiche. Breites Lächeln, dann: »Hallo. Ich heiße Jeff Carter. Dürfte ich dir vielleicht ein paar Fragen stellen? Ja? Es dauert auch nicht lange, gesprochen.«

Die fünfte oder sechste Frau, die er ansprach, besaß ein sehr hübsches, unschuldiges Gesicht - ein Madonnen-Gesicht? -, und sie hörte ihm zu. Vier der Frauen, die er vor ihr angesprochen hatte, hatten insgesamt recht freundlich reagiert, eine hatte sogar ein klein wenig mit ihm geflirtet, aber dann waren sie alle weitergegangen. Das war für ihn kein Problem. Er hatte kluge Menschen gern, und diese Frauen waren einfach bloß vorsichtig und wollten nicht gleich mit jedem spielen. Wie lautete der alte Spruch noch mal? *Geh niemals mit einem Fremden mit, auch wenn er einen freundlichen Eindruck macht.*

38

»Na ja, eigentlich sind es gar keine Fragen«, setzte er sein Verkaufsgespräch mit der Madonna der Galeria fort. »Lass es mich so sagen: Falls ich irgendetwas sage, was dir

nicht passt, dann höre ich sofort auf und verschwinde. Das hört sich doch korrekt an, oder? Wie bei einer Ampel: rot oder grün.«

»Ein bisschen merkwürdig ist das schon«, sagte das dunkelhaarige Mädchen. Sie besaß ein wahrhaft anbetungswürdiges Gesicht und, soweit er das beurteilen konnte, einen hübschen Körper. Ihre Stimme klang ein kleines bisschen monoton... aber, na ja.

Niemand ist vollkommen. Abgesehen von ihm selbst vielleicht.

»Es ist ganz harmlos«, fuhr er fort. »Deine Stiefel gefallen mir übrigens gut.«

»Danke. So was höre ich gern. Mir gefallen sie auch.«

»Und dein Lächeln ist auch sehr hübsch. Das *weißt* du aber auch, oder? Natürlich weißt du das.«

»Vorsicht. Nicht zu dick auftragen.«

Sie fingen beide an zu lachen.

Das fängt ja gut an, dachte Sullivan. Das Spiel hatte begonnen. Jetzt musste er nur noch zusehen, dass die Ampel nicht auf Rot sprang.

»Darf ich weitermachen? Bist du einverstanden?«, fragte er. *Immer um Erlaubnis fragen.*

Das war eine Regel, an die er sich bei jedem Spiel hielt. *Immer höflich bleiben.*

Sie zuckte mit den Schultern, verdrehte die sanften, braunen Augen, verlagerte ihr Gewicht auf das andere gestiefelte Bein. »Schätze schon. Wo wir schon mal angefangen haben, stimmt's?«

»Eintausend Dollar«, sagte Sullivan. Das war der Punkt, an dem das Spiel sich normalerweise entschied. Genau jetzt. Das Lächeln der Madonna erlosch, aber sie blieb stehen.

39

Sullivans Herz fing an zu pochen. Er hatte sie so weit, sie kam ihm entgegen. Jetzt musste er nur noch den Deckel drauf-machen.

»Nichts Besonderes. Versprochen«, sagte Sullivan schnell. Er verströmte möglichst unauffällig seinen Charme.

Die Madonna runzelte die Stirn. »Versprochen, hmm?«

»Eine Stunde«, sagte Sullivan. Dabei kam es nur darauf an, *wie* man es sagte. Es musste irgendwie beiläufig klingen, nicht bedrohlich, nicht weiter ungewöhnlich. *Bloß eine Stunde. Bloß eintausend Dollar. Warum nicht? Was ist schon dabei?*

»Rot«, sagte sie und kehrte ihm beleidigt den Rücken, drehte sich nicht noch einmal um. Und sauer war sie auch, das merkte er.

Sullivan war fuchsteufelswild, sein Herz wummerte mit harten Schlägen, und etwas anderes war mittlerweile auch steinhart geworden. Er hätte die Madonna am liebsten gepackt und sie hier, mitten im Einkaufszentrum, erwürgt. Sie so richtig schön zugerichtet. Aber er war verrückt nach diesem kleinen Spiel, das er sich ausgedacht hatte. Rote Ampel, grüne Ampel.

Eine halbe Stunde später versuchte er sein Glück vor dem Victoria's Secret in der nahe gelegenen Tysons Corner Mall bei einer verträumten Blondine mit einem

»Jersey-Girl«-T-Shirt und kurzen Shorts. Er gelangte wieder bis an die »Eine Stunde«-Marke. Aber wieder hatte er kein Glück und war mittlerweile richtig scharf und unruhig geworden. Er brauchte jetzt einen Sieg, brauchte eine Nummer, brauchte einen Adrenalinstoß.

Das nächste Mädchen, das er ansprach, besaß wunderschönes, glänzend rotes Haar. Toller Körper. Lange Beine und kleine, lebhafte Titten, die im Rhythmus ihrer Worte auf- und

40

abhüpfen. Bei der »Eine-Stunde«-Marke verschränkte sie die schlanken Arme vor der Brust. So viel zum Thema Körpersprache, Mannomann! Aber die Rote lief nicht vor ihm weg. Hin- und hergerissen? Na klar! Das gefiel ihm so an den Frauen.

»Du bestimmst die ganze Zeit über. Du entscheidest, ob im Hotel oder bei dir. Was immer du willst, was immer dir gefällt. Liegt alles in deiner Hand.«

Sie betrachtete ihn einen Augenblick lang schweigend, und ihm war klar, dass sie versuchte, ihn einzuschätzen - an diesem Punkt schauen sie dir direkt in die Augen. Er erkannte, dass diese hier ihren Instinkten vertraute. *Liegt alles in deiner Hand.* Und außerdem... entweder wollte oder brauchte sie die tausend Dollar. Selbstverständlich war sie niedlich.

Schließlich sagte die Rote mit leiser Stimme - schließlich sollte es doch niemand hören, nicht wahr? -: »Hast du das Geld dabei?«

Er zeigte ihr ein zusammengerolltes Bündel Hunderter. »Das sind alles Hunderter?«, wollte sie wissen. Er zeigte ihr, dass es alles Hunderter waren. »Hättest du was dagegen, mir deinen Namen zu verraten?«, fragte er. »Sherry.«

»Ist das dein richtiger Name?«

»Ist doch egal, Jeff. Gehen wir. Die Uhr tickt. Deine Stunde hat angefangen.« Und schon waren sie unterwegs.

Nachdem seine Stunde mit Sherry zu Ende war - eigentlich waren es sogar fast anderthalb gewesen -, brauchte Michael Sullivan ihr kein Geld zu geben. Keine tausend Dollar, nicht einmal zehn Cent. Er brauchte ihr lediglich seine Bilder-

40

Sammlung zu zeigen und ein Skalpell, das er ebenfalls mitgebracht hatte.

Rote Ampel, grüne Ampel.

Geiles Spiel.

40

33

Zwei Tage, nachdem sie uns verlassen hatte, war Nana wieder zurück. Dank sei Gott und allen Engelschören, die ganz offensichtlich ihre schützende Hand über uns hielten. Die gesamte Familie, ganz besonders aber ich, hatte eine Lektion bekommen. Wie viele kleine, oftmals unbemerkte und ungedankte Dinge sie Tag für Tag für uns tat, wie vollkommen unverzichtbar sie war und welche Opfer sie brachte.

Nicht, dass Nana uns unter normalen Umständen hätte vergessen lassen, welchen Beitrag sie leistete. Es war nur so, dass sie noch wertvoller war, als sie selbst dachte.

Als sie an diesem Morgen zur Küchentür hereingestürzt kam, erwischte sie Jannie bei einer Portion Cocoa Puffs und wies sie in ihrem ganz persönlichen, unnachahmlichen Stil zurecht: »Ich heiße Janelle Cross. Ich bin süchtig nach Süßigkeiten«, sagte Nana.

Jannie hob zum Zeichen, dass sie aufgab, beide Hände über den Kopf, und dann schüttete sie die Schokoladenflocken direkt in den Mülleimer. Sie blickte Nana in die Augen und sagte: »Wenn du ein Auto wärst, das sich mit Lichtgeschwindigkeit vorwärtsbewegt, was würde passieren, wenn du die Scheinwerfer einschaltest?« Dann umarmte sie Nana, bevor sie versuchen konnte, das Unbeantwortbare zu beantworten.

Ich ging ebenfalls zu ihr und umarmte sie, und ich war klug genug, den Mund zu halten und mein Pulver nicht zu verschießen.

Als ich an diesem Abend von der Arbeit nach Hause kam, erwartete meine Großmutter mich in der Küche. Auweia,

41

dachte ich, aber sie streckte, sobald sie mich sah, die Arme nach mir aus. Das überraschte mich. »Komm her«, sagte sie.

Als ich in ihren Armen lag, fuhr sie fort: »Es tut mir leid, Alex. Ich hatte kein Recht, davonzulaufen und euch einfach so zurückzulassen. Ich war im Unrecht. Schon, als ich bei Abraham im Taxi gegessen habe, habt ihr mir gefehlt.«

»Du hattest alles Recht...«, fing ich an.

Nana fiel mir ins Wort. »Jetzt fang nicht an, mit mir zu streiten, Alex. Halt wenigstens einmal die Klappe, solange du noch im Vorteil bist.«

Ich tat, wie mir befohlen ward, und hielt die Klappe.

41

34

Große Dinge kündigten sich an. Am Freitagmorgen dieser Woche, es war wenige Minuten nach neun, fand ich mich mutterseelenallein im Vorzimmer zu den Büroräumen von Direktor Ron Burns im neunten Stock des Hoover-Buildings wieder, der FBI-Zentrale.

Tony Woods, der Assistent des Direktors, steckte seinen runden, trügerisch engelsgleichen Kopf aus Burns' Bürotür heraus.

»Hallo, Alex, da sind Sie ja. Kommen Sie doch rein. Gute Arbeit neulich in der Kentucky Avenue. Besonders angesichts der Umstände. Darüber und über ein paar andere Dinge, die ihn gerade beschäftigen, würde der Direktor gerne mit Ihnen sprechen. Ich habe gehört, dass Ned Mahoney wieder vollständig genesen wird.« *Hervorragende Arbeit - ich wäre um ein Haar erschossen worden*, dachte ich, während ich Woods ins eigentliche Büro folgte. Ned Mahoney hatte sich einen Schuss in den Hals eingefangen. Auch er hätte sterben können.

Der Direktor erwartete mich in seinem Allerheiligsten. Ron Burns hat eine etwas seltsame Art: Eigentlich ist er ein Mensch, der ohne Umschweife auf sein Ziel lossteuert, aber er hat sich angewöhnt, zunächst einmal irgendwelche belanglosen Themen anzusprechen und viel zu lächeln, bevor er auf den Punkt kommt. Das ist in Washington einfach notwendig, vor allem, wenn man so oft mit verschlagenen Politikern zu tun hat wie er. Aber wie viele Männer in Führungspositionen, die eigentlich nichts anderes als das Geschäft im Kopf haben, ist er ein miserabler Plauderer. Trotzdem plauschten wir gut

41

neunzig Sekunden lang über Neuigkeiten aus dem Sport und das Wetter, bevor wir auf den eigentlichen Grund meines Besuchs zu sprechen kamen.

»Was spukt Ihnen zurzeit so im Kopf herum?«, wollte Burns wissen. »Tony hat gesagt, Sie wollten mich sprechen, also gehe ich davon aus, dass es sich nicht nur um einen Höflichkeitsbesuch handelt.

Ich wollte sowieso das eine oder andere mit Ihnen besprechen. Einen neuen Auftrag zum Beispiel: Eine Mordserie droben in Maine und Vermont - ausgerechnet.«

Ich nickte und ließ Burns reden. Doch mit einem Mal fühlte ich eine gewisse Anspannung und wurde unsicher. Schließlich hatte ich keine Wahl mehr, als ihn zu unterbrechen. »Ich sehe keine Möglichkeit, wie ich es Ihnen schonend beibringen soll, Herr Direktor, also sage ich es einfach, wie es ist: Ich bin hergekommen, um Ihnen mitzuteilen, dass ich meinen Dienst beim FBI quittieren werde. Es fällt mir sehr schwer, und es ist mir auch unangenehm. Ich möchte mich herzlich für alles bedanken, was Sie für mich getan haben, aber ich habe diese Entscheidung im Sinn meiner Familie getroffen. Sie ist endgültig. Ich werde sie nicht rückgängig machen.«

»Scheiße«, sagte Burns und hieb die flache Hand mit Wucht auf seinen Schreibtisch.

»Verdammt noch mal, Alex. Warum wollen Sie uns ausgerechnet jetzt verlassen? Das will mir nicht in den Kopf. Sie machen hier im Haus Karriere auf der Überholspur. Das ist Ihnen doch klar, oder? Wissen Sie was, ich nehme Ihren Rücktritt schlicht und einfach nicht an.«

»Da können Sie gar nichts machen«, erwiderte ich. »Tut mir leid, aber ich bin mir sicher, dass das der richtige Schritt ist. Ich habe das Ganze während der letzten Tage immer und immer wieder überdacht.«

Burns starrte mir in die Augen, und er musste darin eine

42

gewisse Entschlossenheit entdeckt haben, denn er erhob sich von seinem Schreibtischstuhl. Dann kam er mir mit ausgestrecktem Arm entgegen.

»Sie begehen einen fürchterlichen Fehler, für sich persönlich und für Ihre berufliche Laufbahn, aber ich sehe ein, dass es keinen Sinn mehr hat, mit Ihnen darüber zu streiten. Es war mir ein großes Vergnügen, Alex, und ich habe viel von Ihnen gelernt«, sagte er, als wir uns die Hand gaben. Die folgenden Minuten verbrachten wir mit noch mehr gezwungenem Small Talk. Dann stand ich auf und wollte mich endgültig verabschieden.

Als ich an der Tür war, rief Burns mir nach: »Alex? Ich hoffe, ich darf mich wenigstens von Zeit zu Zeit an Sie wenden. Das darf ich doch, oder?«

Ich musste lachen, obwohl mir eigentlich gar nicht danach zumute war. Diese Bemerkung war so typisch für Burns und seine Sag-niemals-nie-Einstellung.

»Irgendwann einmal, gern. Aber lassen Sie mir vorher ein paar Monate Zeit, einverstanden?«

»Ein paar Tage jedenfalls«, erwiderte Burns, aber wenigstens zwinkerte er mir dabei zu. Wir lachten, und urplötzlich wurde es mir bewusst, dass meine kurze und irgendwie glanzvolle Karriere beim FBI hiermit beendet war.

Und ich war arbeitslos.

42

35

Wenn ich auf die diversen Stationen meines Lebens zurückblicke, dann normalerweise nicht mit Bedauern, zumal meine Zeit beim FBI über weite Strecken sehr schön war und sich vermutlich auf lange Sicht sogar als wertvoll erweisen würde. Ich hatte eine ganze Menge gelernt, etliches erreicht - zum Beispiel hatte ich den »Wolf« zur Strecke gebracht, einen durchgeknallten Killer der Russenmafia. Und ich hatte ein paar gute Freunde gewonnen - den Leiter der Geiselnbefreiung, vielleicht sogar den Direktor -, was nicht schaden, vielleicht eines Tages sogar nützlich werden konnte.

Dennoch war ich nicht auf die unglaubliche Erleichterung vorbereitet, die mich erfasste, als ich an diesem Vormittag den Karton mit meinen Sachen aus dem FBI-Gebäude trug. Ich hatte das Gefühl, als wäre mir eine Zentnerlast, deren Existenz ich bis jetzt noch nicht einmal geahnt hatte, von den Schultern genommen worden. Zwar war ich mir noch nicht sicher, ob ich eine gute Entscheidung getroffen hatte, aber zumindest fühlte es sich so an.

Keine Monster mehr, egal, ob in menschlicher oder anderer Gestalt, das schoss mir durch den Kopf.

Keine Monster mehr, nie mehr.

Kurz vor zwölf machte ich mich auf dem Heimweg. Endlich frei! Ich kurbelte die Autofenster herunter und hörte während der Fahrt Bob Marleys »No Woman, No Cry«. Die Textzeile »Everything's gonna be alright« dröhnte aus den Lautsprechern. Ich sang mit. Ich wusste nicht, was ich als Nächstes machen würde, nicht einmal in den restlichen Stunden des Tages, und das war ein ziemlich großartiges Gefühl.

43

Die Vorstellung, für eine Weile überhaupt nichts zu tun, gefiel mir eigentlich ganz gut, wahrscheinlich war ich gar nicht so schlecht darin.

Aber es gab etwas, was ich jetzt sofort erledigen musste, solange ich noch in Stimmung war. Ich fuhr zu dem Mercedes-Händler und machte die Verkäuferin Laurie Berger ausfindig. Dann machte ich eine Probefahrt mit dem R 350, und das großzügige Platzangebot des Wagens war auf der Straße sogar noch beeindruckender als im Geschäft. Die Motorleistung des Autos gefiel mir genauso gut wie die Zwei-Zonen-Klimaanlage, die dafür sorgen würde, dass alle sich wohl fühlten, sogar Nana Mama.

Aber was noch wichtiger war: Es war Zeit, dass wir, meine Familie und ich, uns von Marias altem Auto verabschiedeten. Es war Zeit, ich hatte Geld auf dem Sparguth, und so kaufte ich den R 350 und fühlte mich großartig dabei.

Als ich nach Hause kam, lag auf dem Küchentisch ein Zettel von Nana. Er war für Jannie und Dämon gedacht, aber ich las ihn trotzdem.

Geht raus an die frische Luft, ihr beiden. Im Römertopf findet ihr coq au vin. Köstlich! Stellt mir bitte auch einen Teller auf den Tisch. Und fangt noch vor dem Abendessen mit den Hausaufgaben an. Dämon hat heute Abend Chorprobe. Nicht vergessen, junger Mann: »Zwerchfellatmung«.

Tante Tia und ich haben Ali mit in den Zoo genommen, wir finden es großartig.

Eure Nana ist zwar nicht da, aber ich sehe euch trotzdem genau auf die Finger!

Ich musste einfach schmunzeln. Diese Frau hatte mir vor langer Zeit das Leben gerettet, jetzt rettete sie das meiner Kinder.

43

Ich hatte ein wenig darauf spekuliert, mit Ali zusammen die Zeit totzuschlagen, aber dafür würde es in nächster Zukunft noch reichlich Gelegenheit geben. Also machte ich mir ein Sandwich mit kaltem Schweinefleisch und Krautsalat und anschließend noch - seltsamerweise - eine Portion Popcorn.

Warum? Warum nicht! Ich mag Popcorn nicht besonders gerne, aber urplötzlich hatte ich Lust auf etwas warmes, butteriges Ungesundes. Ich war frei, ganz ich selbst zu sein. Frei, mich dämlich anzustellen, wenn ich es wollte.

Ich aß das frische Popcorn und spielte am Nachmittag ein paar Stunden lang Klavier - Duke Ellington, Jelly Roll Morton, Alex Green. Ich las etliche Kapitel in einem Buch mit

dem Titel *Der Schatten des Windes*. Und dann machte ich das wirklich Undenkbare - ein Nickerchen mitten am helllichten Tag. Bevor ich wegdöste, dachte ich wieder einmal an Maria, an unsere schönste Zeit, die Flitterwochen in Sandy Lane auf Barbados. Was war das für ein Fest gewesen. Wie sehr sie mir immer noch fehlte. Wie sehr ich mir wünschte, sie könnte hier bei mir sein und die Neuigkeiten direkt aus meinem Mund erfahren.

Den ganzen Nachmittag über klingelte nicht einmal das Telefon. Ich besaß keinen Piepser mehr, und das fand ich, um es mit den Worten von Nana Mama zu sagen: großartig.

Zuerst kamen Nana und Ali nach Hause, anschließend Jannie und schließlich auch Dämon. Ihre gestaffelte Ankunft verschaffte mir die Gelegenheit, drei Mal mit unserem neuen Auto anzugeben und *drei Mal* in ihrem Lobpreis und ihrem Beifall zu baden. Welch herrlich herrlicher Tag das geworden war.

Beim Abendessen machten wir uns über Nanas köstliches, französisches Hühnchen her, und ich behielt die gute Nachricht bis nach dem Dessert - Kürbiseis und Milchkaffee - für mich.

44

Jannie und Dämon wären am liebsten sofort aufgesprungen, aber ich hielt sie alle auf ihren Stühlen fest. Jannie wollte weiterlesen. Sie war zurzeit komplett in *Eragon* abgetaucht, was vermutlich völlig in Ordnung war, aber ich konnte einfach nicht verstehen, wieso Kinder das gleiche Buch ein halbes Dutzend Mal lesen können.

»Was ist denn noch?«, fragte sie mit verdrehten Augen, als würde sie die Antwort schon längst kennen.

»Es gibt Neuigkeiten«, sagte ich zu ihr und zu allen anderen.

Die Kinder blickten einander an, Jannie und Dämon tauschten ein Stirnrunzeln und ein Kopfschütteln aus. Sie glaubten, genau zu wissen, was als Nächstes kommen würde - dass ich wegen irgendeines Mordfalls, wahrscheinlich eine Mordserie, verreisen musste. Vielleicht schon heute Abend, wie sonst auch immer.

»Ich gehe nirgendwo hin«, sagte ich und grinste über das ganze Gesicht. »Ganz im Gegenteil, um ehrlich zu sein. Vielmehr gehe ich heute Abend mit zu Dämons Chorprobe. Ich möchte mir dieses *fröhliche Getöse* einmal aus der Nähe anhören. Möchte doch mal wissen, wie gut er neuerdings die *Zwerchfellatmung* beherrscht.«

»Du kommst mit zur Probe?«, rief Dämon. »Wieso, haben wir vielleicht einen *Killer* im Chor?«

Ich zog die ganze Sache absichtlich noch ein bisschen in die Länge, ließ den Blick systematisch von einem zum anderen gleiten. Ich sah ihnen an, dass sie allesamt nicht einmal andeutungsweise ahnten, was als Nächstes kommen sollte. Nicht einmal unsere patente, allwissende Nana war bis jetzt dahintergekommen.

Schließlich nahm Jannie Ali ins Visier. »Quetsch es aus ihm raus, Ali. Bring ihn zum Reden.«

44

»Oooch, Daddy, nun mach schon«, sagte der kleine Mann, der schon jetzt ein geschickter Überredungskünstler war. »Verrat es uns. Bevor Janelle ausflippt.«

»Also gut, also gut, also gut. Ich sag's euch. Ich muss euch zu meinem Bedauern mitteilen, dass ich ab sofort arbeitslos bin und dass wir praktisch mittellos dastehen. Na ja, nicht ganz. Aber trotzdem: Heute Morgen habe ich beim FBI gekündigt. Den ganzen

Tag lang habe ich überhaupt nichts gemacht. Und heute Abend gehe ich mit zur Probe des >Cantante Domino<.«

Nana Mama und die Kinder brachen in tosenden Applaus aus. »Mit-tel-los!

Mit-tel-los!«, skandierten die Kinder.

Und wissen Sie was? Es klang gar nicht mal so schlecht.

Genau wie *Keine Monster mehr*.

45

36

Das nächste Kapitel der Geschichte vollzog sich wie folgt: John Sampson war dieser Tage ein Star der Polizeidirektion von

Washington D.C. Seitdem Alex aus dem Dienst ausgeschieden und zum FBI gewechselt hatte, hatte Sampsons Ruhm sich stetig gemehrt. Nicht, dass er nicht vorher schon anerkannt gewesen wäre, nicht, dass er nicht vorher schon aus verschiedenen Gründen einen sehr guten Ruf genossen hätte. Das Eigenartige war jedoch, dass Sampson sich einen Scheißdreck dafür interessierte. Der Hüne hatte noch nie viel auf die Anerkennung seiner Umgebung gegeben. Außer vielleicht auf Alex', aber selbst das war alles andere als sicher.

Sein aktueller Fall war definitiv eine Herausforderung. Vielleicht, weil er den schlechten Schauspieler, den er hinter Gitter bringen wollte, nicht leiden konnte. Es handelte sich dabei um einen Widerling namens Gino »Spaghettifresser« Giametti. Dieser besaß Striptease-Schuppen und Massage-Salons die ganze Küste entlang bis hinunter nach Fort Lauderdale und Miami. Im »Nebenberuf« bediente er irgendwelche Perversen mit heranwachsenden, manchmal sogar präpubertären Mädchen. Giametti selbst war von einem sogenannten Lolita-Komplex geradezu besessen.

»Capo«, murmelte Sampson fast unhörbar vor sich hin, als er durch Giamettis Wohnstraße im schneien Washingtoner Viertel Kalorama fuhr. Der selbstgefällige Terminus war eine Abkürzung für *capitano*. So wurden die oberen Chargen der Mafia genannt. Gino Giametti verdiente schon seit Jahren sehr gut. Er hatte als einer der ersten Mafiosi erkannt, dass sich mit hübschen Mädchen aus dem ehemaligen Ostblock,

45

besonders aus Russland, Polen und Tschechien, ein Haufen Geld verdienen ließ. Das war seine Spezialität und gleichzeitig auch der Grund dafür, dass Sampson ihm jetzt im Nacken saß. Der einzige Wermutstropfen dabei war, dass Alex bei der Festnahme nicht dabei sein konnte. Diese Verhaftung hätte ihm einen Heidenspaß gemacht.

Kurz nach Mitternacht stellte er den Wagen vor Giamettis Haus ab. Der Mafioso führte kein besonders extravagantes Leben, und doch wurden alle seine Bedürfnisse erfüllt. So nahm sich die Mafia der ihren an.

Sampson warf einen Blick in den Rückspiegel und bemerkte zwei weitere Autos, die direkt hinter ihm am Bordstein parkten. Er sprach in ein Mikrofon, das aus seinem Hemdkragen ragte. »Guten Abend, meine Herren. Ich denke, wir haben einen sehr schönen Abend vor uns. Das spüre ich. Also dann, wecken wir den Schleimscheißer auf.«

45

37

Sampson hatte dieser Tage einen neuen Partner bekommen, einen achtundzwanzig Jahre alten Detective namens Mario Handler,

der fast dieselbe Statur besaß wie Sampson. Aber Handler war alles andere als ein Alex Cross. Momentan lebte er mit einem Cheerleader der Washington Redskins zusammen -großer Busen, kleines Hirn - und wollte sich einen Namen in der Mordkommission machen. »Ich nehme die Überholspur, Alter«, sagte er öfter einmal zu Sampson, ohne die geringste Andeutung von Humor oder Bescheidenheit.

Schon die bloße Gegenwart des aufgeblasenen Detectives war schwer zu ertragen und darüber hinaus deprimierend. Der Kerl war schlicht und einfach dumm, und was es noch schlimmer machte, er bildete sich auch noch etwas darauf ein, indem er mit seinen laufenden Denkfehlern angab.

»Den schnappe *ich* mir«, gab Handler bekannt, als sie auf Giamettis Eingangsterrasse angelangt waren. Vier weitere Detectives, von denen einer einen Rammbock im Arm hielt, standen bereits vor der Tür. Erwartungsvoll blickten sie Sampson an.

»Du willst vorausgehen? Kein Problem, Mario. Mit Vergnügen«, sagte er zu Handler. Dann fügte er hinzu: »Als Erster drin, als Erster im Leichenwagen.« Anschließend wandte er sich an den Detective mit dem Rammbock: »Legen Sie los! Detective Handler geht als Erster rein.«

Nach zwei kräftigen Stößen mit dem Rammbock gab die Eingangstür nach. Die Alarmanlage fing an zu jaulen, die Beamten hasteten nach drinnen.

Sampsons Augen suchten die dunkle Küche ab. Niemand

46

da. Überall neue Küchengeräte. Auf dem Boden lagen ein iPod und CDs herum. Kinder im Haus.

»Er ist unten«, sagte Sampson zu den anderen. »Giametti schläft nicht mehr bei seiner Frau.«

Die Polizisten stürmten die steile Holztreppe am anderen Ende der Küche hinunter. Sie waren jetzt höchstens zwanzig Sekunden im Haus. Im Keller brachen sie durch die erste Tür, die sie sahen. »Polizei! Hände hoch. Sofort, Giametti«, dröhnte Mario Handler.

Der Schleimscheißer war schnell wach. Er hatte sich schützend am hinteren Ende des Bettes zusammengekauert - ein kleiner, kugelbäuchiger, stark behaarter Mittvierziger.

Er machte einen halb betäubten, benommenen Eindruck, vielleicht stand er unter Drogen. Aber Sampson ließ sich durch seine äußere Erscheinung nicht täuschen, dieser Mann war ein eiskalter Killer. Und noch viel Schlimmeres.

Ein hübsches, nacktes junges Mädchen mit langen, blonden Haaren und heller Haut lag noch im Bett. Sie versuchte, ihre kleinen Brüste und die rasierte Schamgegend vor Blicken zu schützen. Sampson kannte ihren Namen, Paulina Sroka, und wusste, dass sie aus Polen stammte. Sampson hatte gewusst, dass sie hier wäre und dass es Gerüchte gab, die besagten, dass Giametti sich wahnsinnig in die blonde Schönheit verliebt hatte, die er vor sechs Monaten aus Europa importiert hatte. Einige Quellen berichteten, dass der Schleimscheißer die beste Freundin des Mädchens umgebracht hatte, weil sie sich geweigert hatte, mit ihm Analsex zu haben.

»Du brauchst keine Angst zu haben«, sagte Sampson zu Paulina. »Wir sind von der Polizei. Dir machen wir keine Schwierigkeiten. Aber *ihm*.«

»Halt bloß die Klappe, verdammt noch mal!«, brüllte Giametti das ebenso verwirrt wie verängstigt dreinschauende

46

Mädchen an. »Du sagst denen kein Wort! Kein einziges Wort, Paulie! Ich warne dich!« Sampson bewegte sich schneller, als man ihm zugetraut hätte. Er warf Giametti zu Boden und legte ihm Handschellen an, wie einem Stier beim Rodeo.

»Du sagst kein Wort!« Giametti brüllte immer weiter, obwohl sein Mund auf den Bettvorleger gepresst wurde. »Rede nicht mit ihnen, Paulie! Ich warne dich! Hast du mich verstanden?«

Das Mädchen saß zwischen zerwühlten Laken, versuchte mit einem Männerhemd, das ihr einer der Detectives gereicht hatte, ihre Blöße zu bedecken, und bot ein Bild des Jammers und der Verlorenheit.

Schließlich sagte sie mit kaum hörbarem Flüstern. »Er mich zwingen, machen alles, was er sagen. Er machen alle schlimme Sachen mit mir. Sie wissen, was ich meinen, alles, was können vorstellen. Ich kann kaum gehen... ich vierzehn Jahre alt.«

Sampson wandte sich an Handler. »Sie übernehmen ab jetzt, Mario. Schaffen Sie ihn hier raus. Ich will diesen Kotzbrocken nicht mehr anfassen.«

47

38

Eine Stunde später saß Gino Giametti im Verhörzimmer Nummer eins der Polizeiwache des Ersten Bezirks, frisch mit Öl beträufelt, und wurde unter hellen Neonröhren so lange gegrillt, bis er gut durch war. Sampson wandte den Blick keine Sekunde lang von dem gewalttätigen Verbrecher, der die verstörende Angewohnheit besaß, sich wie wild die Kopfhaut aufzukratzen, bis es anfang zu bluten. Giametti selbst schien das gar nicht wahrzunehmen.

Bis jetzt hatte Mario Handler den Abend gestaltet, hatte den überwiegenden Teil der einleitenden Fragen übernommen, aber Giametti hatte ihm nicht allzu viel zu sagen. Sampson lehnte sich zurück und beobachtete, unterzog *beide* Männer einer eingehenden Betrachtung.

Bis jetzt lag Giametti eindeutig im Vorteil. Er war sehr viel schlauer, als er aussah. »Ich bin aufgewacht, und Paulie lag schlafend neben mir. Schlafend - ihr habt das gesehen, als ihr reingekommen seid. Was soll ich dazu sagen? Sie hat oben ein eigenes Zimmer. Sie ist ein verängstigtes kleines Mädchen. Manchmal fast ein bisschen verrückt. Sie macht meiner Frau den Haushalt, kauft ein und so'n Scheiß. Wir wollten sie in die Schule schicken. In die besten Schulen. Zuerst haben wir ihr Englischunterricht gegeben. Mann, wir haben wirklich versucht, diesem Kind was Gutes zu tun, also warum habt ihr mich an den Eiern?«

Jetzt endlich setzte sich Sampson auf. Für heute hatte er genug von diesem Blödsinn.

»Du wärst kein schlechter Stand-Up-Comedian, hat dir das schon mal jemand gesagt?«
Und du, Mario, könntest sein Stichwortgeber werden.

47

»Also, ehrlich gesagt, ja«, erwiderte Giametti und grinste schmierig. »Genau das hab ich schon paar Mal zu hören gekriegt. Und weißt du was? Ich glaub, jedes Mal von irgendwelchen Bullen.«

»Paulina hat uns bereits verraten, dass sie gesehen hat, wie du ihre Freundin Alexa umgebracht hast. Alexa war sechzehn, als sie gestorben ist. Sie wurde erdrosselt.«

Giametti hieb mit der Faust auf den Tisch. »Diese durchgeknallte, kleine Schlampe. Paulie lügt, wenn sie das Maul aufmacht. Was habt Ihr mit ihr gemacht? Habt Ihr

gedroht, sie zurückzuschicken? Sie nach Polen abzuschieben? Davor hat sie am allermeisten Angst.«

Sampson schüttelte den Kopf. »Nein, wir haben gesagt, dass wir ihr helfen, in Amerika zu bleiben. Dass wir sie in die Schule schicken. Die beste. Ihr was Gutes tun.«

»Sie lügt, und sie ist verrückt. Wenn ich's Ihnen sage, dieses hübsche, kleine Mädchen ist verrückt.«

Sampson nickte bedächtig. »Sie lügt? Also gut, und was ist mit Roberto Gallo? Lügt er etwa auch? Er hat beobachtet, wie du Alexa umgebracht und sie anschließend in den Kofferraum deines Lincoln gestopft hast. Hat er sich das ausgedacht?«

»Natürlich hat er sich das ausgedacht. Das ist totaler Blödsinn, absoluter Müll. Sie wissen es. Ich weiß es. Bobby Gallo weiß es. Alexa? Wer, zum Teufel, ist Alexa? *Paulies Fantasie-Freundin?*«

Sampson zuckte die breiten Schultern. »Woher soll ich wissen, ob Gallos Geschichte Blödsinn ist?«

»Weil sie nie *passiert* ist, deshalb! Weil Bobby Gallo wahrscheinlich einen Deal mit euch gemacht hat.«

»Du willst damit sagen, so war es gar nicht? Gallo war gar kein Augenzeuge? Aber Paulina? Willst du etwa das damit sagen?«

48

Giametti runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf. »Halten Sie mich für dämlich, Detective Sampson? Ich bin nicht dämlich.«

Sampson spreizte die Hände und erfasst mit dieser Geste das kleine, sehr hell erleuchtete Verhörzimmer. »Und doch bist du hier.«

Giametti dachte einen Augenblick lang darüber nach. Dann deutete er auf Handler.

»Sagen Sie dem Junior hier, dass er einen schönen, ausgedehnten Spaziergang machen soll. Ich will mit Ihnen sprechen. Nur Sie und ich, ganz unter uns.«

Sampson warf einen Blick zu Mario Handler. Er zuckte mit den Schultern und verdrehte die Augen. »Mach doch mal Pause, Mario.«

Das gefiel Handler zwar nicht, aber er stand auf und verließ das Verhörzimmer. Dabei machte er eine Menge Krach, wie ein bockiges Schulkind, dem man gerade Schularrest aufgebremst hat.

Nachdem er und Giametti alleine waren, blieb Sampson zunächst stumm. Er beobachtete den Mafioso noch immer, versuchte, das Schwein nervös zu machen. Der Kerl war ein Mörder, so viel war klar. Und ihm musste mittlerweile auch klar sein, dass er bis zur Oberkante Unterlippe in der Scheiße steckte. *Paulina Sroka war vierzehn Jahre alt.*

»Der markige, schweigsame Typ?« Giametti zeigte schon wieder sein verschlagenes Lächeln. »Ist das Ihre Nummer, großer Mann?«

Immer noch kein Wort von Sampson. So ging es noch etliche Minuten weiter.

Schließlich beugte Giametti sich vor und sagte mit leiser, ernster Stimme: »Hören Sie, Sie wissen doch, dass das alles Blödsinn ist, oder? Keine Mordwaffe. Keine Leiche. Ich habe kein kleines Polackennädel namens Alexa abgemurkst. Und

48

Paulie *ist* verrückt. Das können Sie mir wirklich glauben. Sie mag vielleicht noch jung sein, aber sie ist alles andere als ein kleines Mädchen. In ihrer Heimat ist sie auf den Strich gegangen. Haben Sie das gewusst?«

Jetzt endlich meldete sich Sampson zu Wort. »Folgendes weiß ich und kann ich beweisen: Du hattest Sex mit einer Vierzehnjährigen, und zwar in deinen eigenen vier Wänden.«

Giametti schüttelte den Kopf. »Sie ist nicht vierzehn. Sie ist eine kleine *Hure*. Aber was soll's, ich habe jedenfalls was für Sie, was für einen kleinen Deal. Es geht um einen Ihrer Freunde - *Alex Cross*. Hören Sie mir zu, Detective? Hören sie mir genau zu. Ich weiß, wer seine Frau umgebracht hat. Und ich weiß, wo derjenige sich jetzt gerade befindet.«

49

39

John Sampson stieg langsam aus seinem Wagen und trottete den wohlbekannten, gepflasterten Pfad entlang, um anschließend die Eingangstreppe zum Haus der Familie Cross in der Fifth Street emporzusteigen.

Vor der Tür zögerte er noch einmal, versuchte sich zu sammeln, ein bisschen ruhiger zu werden, falls das möglich war. Es würde nicht leicht, niemand wusste das besser als er. Er wusste etwas über den Mord an Maria Cross, etwas, was nicht einmal Alex wusste. Schließlich legte er den Finger auf die Klingel.

Das musste er schon tausendmal im Leben gemacht haben, aber noch nie hatte es sich so angefühlt wie in diesem Augenblick.

Dieser Besuch würde kein gutes Ende nehmen. Alles andere als ein gutes Ende.

Womöglich bedeutete er das Ende einer langjährigen Freundschaft.

Einen Augenblick später machte, zu Sampsons Überraschung, Nana Mama die Tür auf. Das alte Mädchen trug eine blaue Schürze mit Blumenmuster und wirkte noch winziger als sonst, wie eine Art antiker Vogel, dem Anbetung und Ehrerbietung entgegengebracht werden musste. Was hier in diesem Haus mit Sicherheit der Fall war.

»John, was gibt es denn? Was ist los? Ich habe ja fast Angst zu fragen. Na, komm rein, komm rein. Sonst bekommen die Nachbarn noch Angst.«

»Die haben doch schon Angst, Nana«, orgelte Sampson und deutete ein Lächeln an.

»Wir sind hier in Southeast, schon vergessen?«

49

»Versuch bloß nicht, hier irgendwelche Witzchen zu machen, John. Wage es ja nicht. Warum bist du hier?«

Schlagartig fühlte Sampson sich wieder wie ein Teenager, wehrlos Nanas erbarmungslosem Blick ausgeliefert. Irgendetwas an dieser Szene kam ihm verdammt bekannt vor. Es war wie damals, irgendwann in der achten, neunten Klasse, als er und Alex beim Schallplattenklauen bei Grady's erwischt worden waren. Oder als sie hinter der John Carroll Highschool Gras geraucht hatten und vom stellvertretenden Direktor ertappt worden waren und Nana sie dann abgeholt hatte.

»Ich muss mit Alex sprechen«, sagte Sampson. »Es ist wichtig, Nana. Wir müssen ihn aufwecken.«

»Und warum müssen wir das?«, wollte sie wissen und klopfte dabei mit dem Fuß auf den Boden. »Nachts um Viertel nach drei? Alex ist nicht mehr bei der Stadt Washington beschäftigt. Wieso könnt ihr ihn nicht einfach zufrieden lassen? Ausgerechnet du, John Sampson. Du müsstest es doch eigentlich besser wissen, als mitten in der Nacht hier vorbeizukommen und ihn um Hilfe zu bitten.«

Normalerweise hätte sich Sampson nicht auf einen Streit mit Nana eingelassen, aber in diesem Fall schon. »Ich fürchte, ich kann damit nicht warten, Nana. Und dieses Mal bin nicht ich es, der Alex' Hilfe braucht. Er braucht meine.«

Dann schob Sampson sich an Nana vorbei und betrat das Haus der Familie Cross.

50

40

Es war beinahe vier Uhr morgens, Sampson und ich saßen in seinem Auto und fuhren zur Polizeiwache des Ersten Bezirks.

Ich war hellwach und völlig aufgedreht. Mein gesamtes Nervensystem schien zu vibrieren.

Marias Mörder? Nach all den Jahren? Bestand denn überhaupt die Andeutung einer Chance, dass der Killer über zehn Jahre nach der Tat gefasst werden konnte? Das Ganze kam mir ausgesprochen unwirklich vor. Damals hatte ich den Fall ein Jahr lang von allen Seiten beleuchtet, und ich hatte die Jagd niemals ganz aufgegeben. Jetzt bestand plötzlich die Chance, den Killer ausfindig zu machen. War das möglich?

Wir erreichten die Wache in der Fourth Street und eilten hinein. Keiner von uns sagte ein Wort. Nachts haben Polizeistationen oft eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Notaufnahme im Krankenhaus: Man weiß nie, was auf einen zukommt. Dieses Mal hatte ich wirklich keinen Schimmer, aber ich wollte unbedingt so schnell wie möglich mit Giametti reden.

Als wir durch den Haupteingang kamen, herrschte eine ungewöhnliche Stille, aber das sollte sich schnell ändern. Sobald wir die Treppe zu den Arrestzellen hinuntergestiegen waren, wurde sowohl Sampson als auch mir klar, dass irgendetwas nicht stimmte. Ein halbes Dutzend Kriminalbeamte und Uniformierte standen dort herum. Für die Uhrzeit sahen sie viel zu wach und viel zu nervös aus. Da war eindeutig etwas passiert. Sampsons neuer Partner, Mario Handler, entdeckte uns und kam zu John geeilt.

Handler ignorierte mich, und ich tat mein

50

Bestes, um ihn ebenfalls nicht zu beachten. Ich hatte schon ein paar Mal mit ihm geredet und hielt den Detective für einen blöden Angeber. Wie hielt John es bloß mit dem aus? Vielleicht erkannte Sampson bei Handler ja Qualitäten, die mir verborgen geblieben waren. Oder er war mit der Zeit doch ein bisschen umgänglicher geworden.

»Du glaubst es nicht, so eine Scheiße. Ist wirklich nicht zu fassen«, sagte er zu Sampson. »Irgendjemand hat Giametti umgelegt. Kein Scheiß, Sampson. Er liegt tot in seiner Zelle, da drüben. Irgendjemand hat ihn da drin kaltgemacht.«

Ich fühlte mich am ganzen Körper wie betäubt, während Handler uns zu der letzten Zelle des Traktes führte. Ich konnte es einfach nicht glauben. Zuerst bekommen wir einen Hinweis auf den Aufenthaltsort von Marias Killer, und dann wird der Mann, von dem dieser Hinweis stammt, ermordet? Hier in der Polizeiwache?

»Er hatte sogar eine Einzelzelle«, sagte Handler zu Sampson. »Wie haben sie das hier drin bloß angestellt? Direkt vor unserer Nase?«

Sampson und ich beachteten ihn nicht und betraten die letzte Zelle auf der rechten Seite. Zwei Kriminaltechniker machten sich um die Leiche herum zu schaffen, aber ich konnte alles sehen, was ich sehen musste. In Gino Giamettis Nase steckte ein Eiszerkleinerer. Es sah ganz danach aus, als hätte man ihm mit dem Ding vorher noch die Augen ausgestochen.

»Nichts sehen«, sagte Sampson mit tiefer, sachlicher Stimme. »Muss die Mafia gewesen sein.«

51

41

Als ich an diesem Morgen nach Hause kam, da war mir klar, dass ich nicht besonders gut schlafen könnte. Tja, was war daran besonders? Die Kinder waren in der Schule.

Nana war auch nicht da, im ganzen Haus herrschte Grabesstille.

Nana hatte wieder einmal eine missratene Zeitungsüberschrift an die Kühlschranktür gehängt: *Neubau der städtischen Leichenhalle vorerst gestorben*. Ganz nett, aber mir war nicht nach Schmunzeln zumute, auch nicht auf Kosten der Presse. Ich setzte mich ans Klavier auf der Terrasse und trank ein Glas Rotwein, aber es schien alles nichts zu helfen.

Im Geist hatte ich Marias Gesicht vor mir und hörte ihre Stimme. Warum fangen wir an, die Menschen, die wir verloren haben, zu vergessen, nur um sie dann manchmal in solcher Klarheit wieder vor uns zu haben? Alles, was mit Maria zusammenhing, mit unserer gemeinsamen Zeit, schien wieder aufgewühlt worden zu sein.

Schließlich, gegen halb elf, schleppte ich mich nach oben in mein Zimmer. Ich hatte schon viel zu viele solcher Tage und Nächte erlebt. Ich würde mich ins Bett legen und alleine einschlafen. Was sollte das Ganze eigentlich?

Also legte ich mich hin und machte die Augen zu, ohne ernsthaft damit zu rechnen, wirklich einschlafen zu können, höchstens ein wenig ausruhen. Seitdem ich die Polizeiwache in der Fourth Street verlassen hatte, hatte ich an Maria gedacht. Unter all den Bildern, die mir durch den Kopf geschossen waren, waren auch einige aus der Zeit, als die Kinder klein waren - die guten und die schlechten Zeiten, nicht einfach nur ein paar ausgewählte sentimentale Augenblicke.

51

Meine Muskeln verkrampften sich bei dem Gedanken an sie, und endlich wurde mir etwas in Bezug auf die Gegenwart klar, dass ich wollte, dass mein Leben wieder einen Sinn ergab. Eigentlich ziemlich einfach, oder nicht? Aber war das überhaupt noch möglich? Konnte ich den nächsten Schritt wirklich tun?

Tja, *vielleicht*. Es gab da jemanden. Jemanden, der mir so wichtig war, dass ich bereit war, das eine oder andere zu verändern. Oder wollte ich mich nur wieder selbst hinteres Licht führen? Schließlich fiel ich in einen ruhelosen, traumlosen Schlaf, der so erholsam war, wie es in diesen Tagen eben möglich war.

51

42

Ich musste lediglich den nächsten Schritt wagen, nicht wahr? Ein paar intelligente Veränderungen in meinem Leben vornehmen. Ich war Marias alte Schrottmühle losgeworden und hatte mich weiter und höher zu einem Crossover-Fahrzeug hin entwickelt. Was konnte schon so schwierig daran sein, ein paar andere Dinge zu verändern? Und warum versagte ich dabei immer und immer wieder?

Alex hat ein aufregendes Date, sagte ich mir im Lauf des folgenden Freitags wiederholt. Deshalb hatte ich auch das New Heights Restaurant in der Calvert Street drüben in Woodley Park herausgesucht. Das New Heights war wie gemacht für aufregende Dates. Dr. Kayla Coles wollte sich dort nach der Arbeit, die sie, zumindest nach ihren Maßstäben, schon früh beendet würde, um neun mit mir treffen.

Ich setzte mich gleich an unseren Tisch, zum Teil auch deshalb, weil ich Angst hatte, sie würden ihn an andere Gäste weitergeben, falls Kayla zu spät kam, was sie auch tat. So gegen Viertel nach.

Ihre Verspätung machte mir nichts aus. Ich war einfach nur glücklich, sie zu sehen.

Kayla ist eine hübsche Frau mit einem strahlenden Lächeln, aber was noch wichtiger ist:

Ich bin gerne mit ihr zusammen. Es kommt mir so vor, als hätten wir immer etwas zu reden. Ganz im Gegensatz zu einer Menge Paaren aus meinem Bekanntenkreis.

»Boah«, sagte ich und blinzelte, als ich sie durch den Speisesaal schweben sah. Sie trug Schuhe mit flachen Absätzen, vielleicht, weil sie auch so über eins fünfundsiebzig groß war,

52

vielleicht aber auch, weil sie bei klarem Verstand war und diese unbequemen hohen Hacken nicht ertragen konnte.

»Boah gleichfalls! Du siehst auch toll aus, Alex. Und dieser *Ausblick* Ich finde es großartig hier.«

Ich hatte um einen Tisch am Fenster mit Blick auf den Rock Creek Park gebeten, und ich muss gestehen, dass sich ein durchaus spektakulärer Anblick bot. Dasselbe ließ sich auch von Kayla sagen, die ein weißes Seidenjackett mit beigefarbenem Top trug, dazu eine lange, schwarze Hose und um die Hüften eine hübsche, goldene Schärpe, die locker seitlich herabfiel.

Wir bestellten eine Flasche Pinot Noir und genossen anschließend ein vorzügliches Mahl, dessen Höhepunkte in einer Schwarzbohnen-und-Ziegenkäse-Pastete, die wir uns teilten, ihrem Arktis-Saibling, meinem Rib-Eye-Steak au poivre sowie einem Zartbitterschokoladen-Pralinen-Becher für zwei bestanden. Alles, was das New Heights Restaurant zu bieten hatte, schien wie für uns gemacht: Die Kirschbäume vor dem Eingang, die im Herbst noch blühten, ein paar wirklich interessante Werke einheimischer Künstler an den Wänden, köstliche Düfte nach Fenchel und geröstetem Knoblauch, die durch den Speisesaal schwebten, Kerzen, wo immer unsere Blicke sich auch hin wandten. Mein Blick war jedoch überwiegend auf Kayla gerichtet, in der Regel auf ihre Augen, die tiefbraun, wunderschön und intelligent waren.

Nach dem Essen schlenderten wir über die Duke-Ellington-Brücke, in Richtung der vielen Bars und Kneipen im Latino-Viertel Adams Morgan und an der Columbia Road.

Wir blieben vor einem meiner Lieblingsgeschäfte in Washington stehen, Crookes Beat Records, und ich schenkte Kayla ein paar Aufnahmen von Alex Chilton und John Coltrane. Bedient wurden wir von Neil Becton, einem der Besitzer des Ladens

52

und gleichzeitig einem alten Freund, der früher einmal für die *Washington Post* geschrieben hat. Dann gelangten wir in das Kabani Village, nur wenige Schritte von der Straße entfernt. Im Verlauf der folgenden Stunde tranken wir Mojitos und schauten einer Theatergruppe beim Proben zu.

Auf dem Rückweg zu meinem Auto hielten wir Händchen und redeten ununterbrochen. Dann gab Kayla mir einen Kuss - auf die Wange.

Was sollte *das* denn bedeuten? »Vielen Dank für diesen Abend«, sagte sie. »Er war einfach perfekt, Alex. Genau wie du.«

»Ja, nett war's, nicht wahr?«, erwiderte ich. Der schwesterliche Kuss machte mir zu schaffen.

Sie lächelte. »Ich habe dich noch nie so locker erlebt.«

Ich glaube, das war das Beste, was sie in diesem Moment sagen konnte, und war sogar so etwas wie eine kleine Wiedergutmachung für den Wangenkuss. Eine sehr kleine. Dann gab Kayla mir einen Kuss auf den Mund, und ich küsste sie zurück. Das war viel besser, genau wie der Rest der Nacht in ihrer Wohnung in Capitol Hill. Wenigstens ein paar Stunden lang hatte ich das Gefühl, als würde mein Leben vielleicht langsam wieder einen Sinn ergeben.

53

43

Der Schlachter war eigentlich schon immer der Meinung gewesen, dass Venedig überschätzt wurde.

Aber heutzutage, mit diesem niemals endenden Ansturm von Touristen, vor allem dieser arroganten, hoffnungslos naiven Amerikaner, da musste ihm jeder Recht geben, der auch nur einen Funken Verstand beisammen hatte. Obwohl, vielleicht auch nicht. Die meisten Menschen, die er kannte, waren schließlich Vollidioten, wenn man mal ehrlich war. Das hatte er schon mit fünfzehn Jahren gelernt, auf den Straßen von Brooklyn, nachdem er zum dritten oder vierten Mal von zu Hause abgehauen war, als Heranwachsender, als verhaltensauffälliger Jugendlicher, als Opfer der Umstände oder vielleicht einfach als geborener Psychopath.

Als er bei der Piazzale Roma zu einem Wassertaxi hastete, das ihn an sein Ziel bringen sollte, da strahlte aus beinahe jedem Gesicht, das ihm begegnete, eine gewisse Begeisterung, vielleicht sogar Verehrung für Venedig. *Volltrottel und Schafsköpfe*. Nicht einer von denen hatte jemals selbständig eine originelle Idee entwickelt oder war ohne Zuhilfenahme eines dämlichen Ratgebers zu irgendeinem Entschluss gekommen. Trotzdem, er musste zugeben, dass der Anblick dieser vielen antiken Villen, die langsam im Sumpf versanken, bei gutem Licht durchaus atemberaubend sein konnte, vor allem aus der Entfernung.

Aber sobald er an Bord des Wassertaxis war, dachte er an nichts anderes mehr als an seinen Auftrag - *Martin und Marcia Harris*.

Das dachten jedenfalls ihre ahnungslosen Nachbarn und

53

Bekannten in Madison, Wisconsin. Es spielte keine Rolle, wer die beiden *wirklich* waren, wenn auch Sullivan ihre wahre Identität kannte. Wichtiger waren die einhunderttausend Dollar zuzüglich Spesen, die bereits auf seinem Schweizer Konto lagen, und das für ein paar Tage Arbeit. Er galt als einer der erfolgreichsten Attentäter weltweit, und für gutes Geld bekommt man auch gute Arbeit - außer vielleicht in den Restaurants von L.A. Ein wenig überrascht war er schon, als John Maggione Jr. ihm einen Job angeboten hatte, aber es war gut, wieder einmal zu arbeiten.

Das Wassertaxi machte an einem Anleger am Rio di San Moise, einem kleinen Seitenkanal des Canal Grande, fest, und Sullivan kam an vielen kleinen Geschäften und Museen vorbei, bis er auf den riesigen Markusplatz gelangte. Er hatte Funkkontakt zu einem Späher und hatte erfahren, dass die Harris' kreuz und quer über den Platz gingen und sich zwanglos die Sehenswürdigkeiten betrachteten. Es war schon fast elf Uhr abends, und er fragte sich, was sie wohl als Nächstes vorhatten. Ein Musik-Club? Ein kleines, spätäbendliches Dinner bei Capriani? Einen Drink in Harry's Bar?

Dann sah er die beiden - *ihn* mit einem Burberry-Trenchcoat, *sie* mit einem Umhang aus Kaschmir und John Berendts *Die Stadt der fallenden Engel* unter dem Arm.

Er ging ihnen nach, verborgen inmitten der fröhlichen, lärmenden Menschenmenge. Sullivan hatte es für das Beste gehalten, sich wie ein Nullachtfünfzehn-Tourist zu kleiden - Khaki-Hose, Sweatshirt, schlaffer Regenhut. Die Hose, das Sweatshirt und den Hut konnte er innerhalb von wenigen Sekunden loswerden. Darunter trug er einen braunen Tweed-Anzug mit Hemd und Krawatte, und er hatte eine Baskenmütze dabei. So würde er sich in den Professor verwandeln. Eine seiner liebsten Verkleidungen, wenn er in Europa zu tun hatte.

54

Die Harris' entfernten sich nicht weit vom Markusplatz und bogen schließlich in die Calle 13 Martiri ein. Sullivan wusste bereits, dass sie im Hotel Bauer abgestiegen waren. Sie waren also auf dem Weg nach Hause. »Ihr macht es mir fast zu einfach«, murmelte er vor sich hin.

Dann dachte er: *Fehler.*

54

44

Er folgte Martin und Marcia Harris, die Arm in Arm durch eine dunkle, schmale und typisch venezianische Gasse gingen. Sie betraten das Hotel Bauer. Er fragte sich, warum John Maggione Jr. die beiden eigentlich loswerden wollte.

Nur wenige Augenblicke später saß er ihnen gegenüber auf der Hotelterrasse. Ein wirklich hübsches Plätzchen, kuschelig wie ein Zweiersofa, mit Blick auf den Kanal und die Chiesa della Salute. Der Schlachter bestellte einen Bushmills, trank aber nicht mehr als ein, zwei winzige Schlückchen, gerade so viel, um seine Nervosität ein wenig einzudämmen. In seiner Hosentasche befand sich ein Skalpell. Während er die Harris' beobachtete, spielte er damit herum.

Das sind ja mal zwei Turteltäubchen, musste er unwillkürlich denken, als die beiden sich in der Bar ausgiebig küssten. Geht doch auf euer Zimmer, worauf wartet ihr noch? Als könnten sie seine Gedanken lesen, bezahlte Martin Harris jetzt die Rechnung, und die beiden verließen die belebte, dezente Terrassenbar. Sullivan folgte ihnen. Das Bauer war ein Palazzo im venezianischen Stil. Es ähnelte eher einer Privatvilla als einem Hotel, zeigte sich hinter jeder Ecke wieder neu von seiner üppigen, opulenten Seite. Seiner eigenen Frau, Caitlin, hätte es hier wirklich sehr gut gefallen, aber er konnte ihr das alles niemals zeigen, konnte niemals wieder hierher zurückkehren.

Nicht nach dem heutigen Abend und der unaussprechlichen Tragödie, die sich in wenigen Minuten ereignen würde. Denn genau darauf war der Schlachter spezialisiert - Tragödien von der unaussprechlichen Sorte.

54

Er wusste, dass das Bauer über siebenundneunzig Gästezimmer und achtzehn Suiten verfügte und dass die Harris' eine Suite im dritten Stock gemietet hatten. Er ging hinter ihnen die mit Teppich belegte Treppe hinauf und dachte sofort: *Fehler.*

Aber wessen ? Deren oder meiner?

Er kam aus dem Treppenhaus, und alles lief völlig anders als geplant!

Die Harris' erwarteten ihn. Beide hatten sie ihre Pistolen gezogen, und auf Martins Gesicht war ein hässliches Grinsen zu erkennen. Höchstwahrscheinlich würden sie ihn

in ihr Zimmer bringen und ihn dort umbringen. Das war eindeutig eine Falle - gestellt von zwei Profis.

Nicht einmal schlecht gemacht. Acht von zehn Punkten.

Aber wer hatte ihm das angetan? Wer hatte ihn in Venedig in einen Hinterhalt gelockt, damit er sterben musste? Und was noch interessanter war, warum war er zur Zielscheibe geworden? Warum er? Und warum jetzt?

Nicht, dass er sich jetzt im Augenblick, wo er sich im schlecht erleuchteten Korridor des Bauer zweier feindlicher Pistolen gegenüber sah, ernsthaft mit irgendeiner dieser Fragen beschäftigt hätte.

Glücklicherweise hatten die Harris' unterwegs eine ganze Anzahl von Fehlern begangen: Sie hatten ihm die Verfolgung zu leicht gemacht. Sie waren sorglos und leichtsinnig gewesen und außerdem, zumindest seiner voreingenommenen Meinung nach, für ein seit zwanzig Jahren verheiratetes Paar zu verliebt, selbst für einen Urlaub in Venedig.

Daher war der Schlachter mit gezogener Pistole die Treppe heraufgekommen und hatte in dem Augenblick geschossen, als er sie mit den Waffen in der Hand bemerkt hatte. Ohne zu zögern, nicht einmal eine halbe Sekunde.

55

Als das chauvinistische Schwein, das er war, erledigte er den Mann zuerst. Von ihm ging seiner Einschätzung nach die größere Gefahr aus. Er schoss Martin Harris ins Gesicht, zerschmetterte ihm die Nase und die Oberlippe. Hundertprozentig tödlich. Der Kopf des Mannes knickte nach hinten, und sein blondes Toupet fiel herab.

Dann ließ Sullivan sich fallen, rollte sich nach links, und Marcia Harris' Schuss verfehlte ihn um etwa dreißig Zentimeter.

Er schoss noch einmal und erwischte Marcia seitlich am Hals. Dann jagte er ihr eine zweite Kugel in die wogende Brust und eine dritte ins Herz.

Der Schlachter wusste, dass die Harris' beide tot im Flur lagen, leblos wie Schweinehälften, aber er rannte jetzt nicht zum Ausgang.

Stattdessen zückte er sein Skalpell und machte sich an ihren Gesichtern und Hälsen zu schaffen. Wenn er genügend Zeit gehabt hätte, dann hätte er ihnen noch die Augen und die Münder zugenäht, um eine Botschaft zu hinterlassen. Dann machte er ein halbes Dutzend Fotos von seinen Opfern, den Möchtegernattentätern, für seine viel gerühmte Bildersammlung.

Eines nicht allzu fernen Tages würde der Schlachter diese Fotos demjenigen zeigen, der für seinen Tod bezahlt und der *versagt* hatte, und der jetzt selbst so gut wie tot war.

Dieser Mann war John Maggione jr., der Don persönlich.

55

45

In seiner Rolle als Michael Sullivan hatte er sich angewöhnt, die Dinge mehrere Male zu durchdenken. So ging das nun schon

sein ganzes Leben lang, und das galt nicht nur für seine beruflichen Aufträge, sondern auch für alles Mögliche in Bezug auf seine Familie, kleine Details wie zum Beispiel die Frage, wie und wo sie wohnten oder wer darüber Bescheid wusste. Auch wurde er ständig von Bildern aus dem Schlachterladen seines Vaters in Fiatlands begleitet: eine Markise mit breiten Streifen in Orange, Weiß und Grün, den Farben der irischen Flagge.

Das strahlende Weiß im Inneren des Ladens. Der laute, elektrische Fleischwolf, der jedes Mal, wenn er lief, das ganze Haus zum Erzittern zu bringen schien. Für sein jetziges, neues Leben, weit weg von Brooklyn, hatte er sich für das wohlhabende und überwiegend weiße Montgomery County in Maryland entschieden. Konkret war er auf die Stadt Potomac verfallen.

Gegen drei Uhr an dem Nachmittag, als er aus Europa zurückkehrte, fuhr er mit exakt vierzig Stundenkilometern durch Potomac Village und wartete wie jeder andere gute Bürger die nervtötend lange Ampelphase an der Kreuzung Ecke River und Falls Road ab.

Noch mehr Zeit zum Nachdenken, zum pedantischen Grübeln, was ihm normalerweise durchaus Spaß machte.

Also, wer hatte einen Killer auf ihn angesetzt? War es wirklich Maggione? Und was bedeutete das für ihn und seine Familie? Konnte er es überhaupt wagen, jetzt nach Hause zu gehen?

Eine der »äußeren Erscheinungsformen« oder »Tarnexis

56

tenzen«, die er sich nach sorgfältiger Überlegung für seine Familie zurechtgelegt hatte, war die des großbürgerlichen Bohemien. Die Merkwürdigkeiten des damit verbundenen Lebensstils waren ihm Anlass zu immerwährendem Amusement: fettarme Butter zum Beispiel, oder dass im Autoradio des modischen, luxuriösen Geländewagens seiner Frau permanent NPR lief, ein nicht kommerzieller Sender. Und natürlich das bizarre Essen - Oliven-Spitzgras-Muffins beispielsweise. Der Schlachter hielt diese niemals endenden Freuden des Yuppie-Lebens für vollkommen absurd und lächerlich.

Seine drei Jungen besuchten die private Landor School, wo sie sich unter die weitgehend wohl erzogenen, aber oft recht durchtriebenen Kinder der Mittelreichen mischten. In Montgomery County gab es viele reiche Ärzte, die beim National Institute of Health, bei der Verbraucherschutzbehörde FDA oder im Bethesda Naval Medical Center, dem Flaggsschiff der US-amerikanischen Militärkrankenhäuser, beschäftigt waren. Jetzt war er also auf dem Weg nach Hunt County, dem versnobten Vorort, in dem er wohnte. Ein echter Brüller, wenn auch nur er wusste, wieso: »Hunt County - Heimat des Jägers«.

Endlich lag es vor ihm, sein Heim, seine eigenen vier Wände, erworben im Jahr 2002 für eins Komma fünf Millionen. Sechs große Schlafzimmer, viereinhalb Badezimmer, beheizbarer Swimmingpool, Sauna, ausgebauter Keller mit Multimedia-Zimmer. Digitales Satellitenradio war derzeit bei Caitlin und den Jungs tierisch angesagt. Oh, süße Caitlin, Liebe seines Spießerlebens, die sich derzeit einen »Lebenstrainer« und einen »intuitiven Heiler« leistete und das alles von seinen dubiosen Einkünften als *Jäger*.

Sullivan hatte seine Ankunft per Handy angekündigt, und da standen sie schon auf dem Rasen im Vorgarten, sein Be

56

grüßungskomitee - winkend, als wären sie tatsächlich die große, glückliche Familie, für die sie sich hielten. Sie hatten keine Ahnung, nicht einmal einen Hauch davon, dass sie nur ein Teil seiner Tarnung waren, sein Deckmantel. Das war auch schon alles, oder?

Er sprang aus dem Caddy, grinste wie ein Schauspieler in einem Fast-Food-Werbespot und sang seine Erkennungsmelodie, den alten Klassiker »Daddy's Home« von Shep and the Limelites: »Daddy's home, your Daddy's home to stay.« Caitlin und die Kinder fielen ein: »He's not a thousand miles a-waaay.«

Er hatte das beste Leben, das es gab, oder etwa nicht? Abgesehen von der Tatsache, dass ihn irgendjemand umlegen wollte. Und dann war da natürlich noch seine Vergangenheit, seine Kindheit und Jugend in Brooklyn, sein gestörter Vater, der Knochenmann, das gefürchtete Hinterzimmer im Laden. Aber der Schlachter versuchte, diese Gedanken für den Augenblick auszublenden.

Er war wieder zu Hause, er hatte es geschafft und verneigte sich mit elegantem Schwung vor seiner Familie, die ihrem heimgekehrten Helden natürlich frenetisch zujubelte.

Genau das war er, jawohl, ein Held.

57

Dritter Teil

Therapie

46

»Alex! He, du! Wie geht's? Lange nicht gesehen, Großer. Gut siehst du aus!«

Ich winkte einer zarten, hübschen Frau namens Maline Freeman zu und rannte weiter. Maline war ein fester Bestandteil dieses Viertels, ähnlich wie ich. Sie war ungefähr in meinem Alter und Besitzerin des Zeitungskiosks, wo wir als Kinder gemeinsam unser Taschengeld in Bonbons und Limonade angelegt hatten. Es hieß, dass sie mich nett fand. Na ja, ich fand Malina auch nett, immer schon.

Meine fliegenden Füße trugen mich weiter in Richtung Norden, die Fifth Street entlang, als kannten sie den Weg genau, die Umgebung zog an mir vorbei. Als es auf den Seward Square zuing, schlug ich einen rechten Haken und nahm den längeren Weg. Dafür gab es keinen logischen Grund.

Was mich in diesen Tagen beschäftigte, waren die neuen Informationen über Marias Mörder. Mit dem Haken mied ich den Straßenabschnitt, auf dem es geschehen war, ich mühte mich nach Kräften, Maria so in Erinnerung zu behalten, wie ich sie gekannt hatte, und nicht so, wie ich sie verloren hatte. Außerdem war ich tagtäglich damit beschäftigt, ihrem Mörder auf die Spur zu kommen, jetzt, wo ich den Verdacht hegte, dass er immer noch irgendwo da draußen war.

Ich bog nach rechts in die Seventh Street ab, steuerte dann die National Mall an und beschleunigte noch ein bisschen mehr. Als ich mein Ziel in der Indiana Avenue erreicht hatte, hatte ich gerade noch genügend Puste, um die Treppe bis in den vierten Stock hinaufzulaufen, immer zwei Stufen auf einmal nehmend.

57

Meine neue Praxis war ein ehemaliges Wohnatelier, bestehend aus einem großen Zimmer mit einem kleinen Bad und einer kleinen Einbauküche an einer Seite. Durch die halbkreisförmig angebrachten Fenster im Eckturm strömte Tageslicht in rauen Mengen herein.

Genau dort hatte ich zwei bequeme Sessel und eine kleine Couch für die Therapiesitzungen hingestellt.

Allein, dass ich hier war, versetzte mich schon in erhebliche Aufregung. Ich war gerüstet und bereit, meinen ersten Patienten zu empfangen.

Auf meinem Schreibtisch warteten drei Aktenstapel auf mich, zwei vom FBI und ein weiterer aus dem Polizeipräsidium von Washington D.C. Hinter den meisten Aktendeckeln verbargen sich ungelöste Fälle, an deren Aufklärung ich mich als Berater beteiligen konnte. Ein paar ungeklärte Verbrechen? *Eine Leiche hier und da?*

Im ersten Fall, den ich mir anschaute, ging es um einen Serienmörder in Georgia, den die Medien bereits den »Mitternachtsanrufer« getauft hatten. Drei männliche Schwarze waren schon tot, und die Intervalle zwischen den Morden waren kürzer geworden. Eigentlich ein passender Fall für mich, wären da nicht die tausend Kilometer zwischen D.C. und Atlanta gewesen.

Ich legte die Akte beiseite.

Der nächste Fall spielte sich etwas dichter an meinem Zuhause ab. Zwei Geschichtsprofessoren der Universität von Maryland, die möglicherweise ein intimes Verhältnis miteinander gehabt hatten, waren tot in einem Seminarraum aufgefunden worden, an Deckenbalken hängend. Die örtliche Polizei hatte zwar einen Verdächtigen, wollte aber zuerst ein Täterprofil erstellen, bevor sie weitere Schritte einleitete.

58

Ich legte die Akte mit einem gelben Aufkleber versehen wieder auf meinen Schreibtisch. Gelb hieß *vielleicht*. Da klopfte es an meine Tür.

»Es ist offen«, rief ich und wurde sofort misstrauisch, paranoid, was ich die meiste Zeit über eben bin.

Wie hatte Nana gesagt, als ich vorhin aus dem Haus gegangen war? *Sieh zu, dass du nicht erschossen wirst.*

58

47

Alte Angewohnheiten sind hartnäckig. Aber es war nicht Kyle Craig oder irgendein Psychopath aus meiner Vergangenheit.

Es war meine erste Patientin. Sie füllte den Türrahmen, in dem sie nun stehen blieb, als hätte sie Angst hereinzukommen, fast vollständig aus. Sie hatte die Mundwinkel nach unten gezogen und hielt sich mit der Hand am Türgriff fest, während sie schnaufend versuchte, zu Atem zu kommen, sich einen Rest von Würde zu bewahren.

»Wollen Sie in nächster Zeit vielleicht einen Fahrstuhl einbauen lassen?«, stieß sie keuchend hervor.

»Es tut mir leid, wenn die Treppe Ihnen Unannehmlichkeiten bereitet hat«, sagte ich.

»Sie müssen Kim Stafford sein. Ich bin Alex Cross. Bitte, treten Sie ein. Möchten Sie einen Kaffee, oder vielleicht lieber ein Glas Wasser?«

Mit schwerfälligen Schritten tapste meine erste Patientin schließlich in meine nagelneue Praxis. Sie war dick, schätzungsweise Ende zwanzig, hätte aber auch vierzig sein können. Sie war sehr konservativ gekleidet - dunkler Rock und weiße Bluse, die alt wirkte, aber von guter Qualität zu sein schien. Um den Hals hatte sie sorgfältig ein blau- und lavendelfarbenes Seidentuch gebunden.

»Sie haben mir auf Band gesprochen, dass Robert Hatfield Sie an mich verwiesen hat«, sagte ich. »Ich habe in meiner Zeit bei der Polizei mit Robert zusammengearbeitet. Ist er ein Bekannter von Ihnen?«

»Eigentlich nicht.«

Also gut, keine Bekannte von Hatfield. Ich wartete ab, ob sie noch mehr sagen wollte, aber es kam nichts. Sie stand ein

59

fach nur mitten in der Praxis und begutachtete schweigend jeden einzelnen Einrichtungsgegenstand.

»Hier drüben können wir uns setzen«, sagte ich schließlich. Sie blieb so lange stehen, bis ich mich gesetzt hatte.

Schließlich ließ auch Kim sich nieder, indem sie vorsichtig auf der Vorderkante des Sessels balancierte. Eine Hand zupfte nervös an dem Knoten ihres Halstuchs herum. Die andere hatte sie zur Faust geballt.

»Ich möchte jemanden besser verstehen können, und dazu brauche ich ein bisschen Hilfe«, fing sie an. »Jemanden, der manchmal Wutanfälle bekommt.«

»Steht dieser Jemand Ihnen nahe?«

Sie wurde steif. »Ich verrate Ihnen aber nicht, wie er heißt.«

»Nein«, erwiderte ich. »Das ist auch überhaupt nicht wichtig. Aber geht es um ein Familienmitglied?« »Verlobter.«

Ich nickte. »Wie lange sind Sie schon verlobt, wenn ich fragen darf?«

»Vier Jahre«, erwiderte sie. »Er will erst heiraten, wenn ich ein bisschen abgenommen habe.«

Vielleicht aus reiner Gewohnheit war ich bereits dabei, ein Profil dieses Verlobten zu erstellen. In der Beziehung der beiden trug sie an allem die Schuld. Er übernahm keinerlei Verantwortung für seine eigenen Handlungen. Ihr Übergewicht diente ihm als Hintertürchen.

»Kim, Sie haben gesagt, er bekommt manchmal Wutanfälle, könnten Sie das ein bisschen konkretisieren?«

»Na ja, es ist einfach...« Sie brach ab, ich war mir sicher, dass dies nicht aus mangelnder Erkenntnis, sondern aus Scham geschah. Dann erschienen in ihren Augenwinkeln die ersten Tränen.

59

»Ist er gewalttätig geworden?«, wollte ich wissen.

»Nein«, sagte sie, ein bisschen zu schnell. »Keine Gewalt. Es ist bloß... Na ja, ja. Ich schätze schon.«

Sie stieß schauernd den Atem aus und schien keine Hoffnung mehr in Worte zu setzen. Stattdessen löste sie das Halstuch und ließ es in ihren Schoß gleiten.

Es bot sich ein schrecklicher Anblick. Die Striemen waren klar und deutlich zu erkennen. Sie zogen sich wie verschwommene Striche um ihren Hals.

Diese Art furchiger Striemen hatte ich schon öfter gesehen. Allerdings für gewöhnlich nur an Leichen.

59

48

Ich musste mich bewusst daran erinnern: *Die Morde liegen hinter dir. Das hier ist nichts weiter als eine Therapiesitzung.*

»Kim, woher haben Sie diese Striemen am Hals? Verraten Sie mir, so viel Sie können.« Sie band sich das Tuch wieder um und zuckte zusammen. »Wenn mein Handy klingelt, dann muss ich rangehen. Er glaubt, ich bin bei meiner Mutter«, antwortete sie.

Für einen kurzen Augenblick huschte ein fürchterlicher Ausdruck über ihr Gesicht, und mir wurde klar, dass es zu früh war, um sie nach den Einzelheiten dieser Misshandlungen zu fragen.

Sie vermied auch weiterhin jeden Blickkontakt und knöpfte den Ärmel ihrer Bluse auf. Ich wusste nicht, was sie vorhatte, bis ich die hässliche rote Wunde an ihrem Unterarm, oberhalb des Handgelenks, entdeckt hatte. Der Heilungsprozess hatte gerade angefangen.

»Ist das eine Verbrennung?«, fragte ich.

»Er raucht Zigarre«, antwortete sie.

Ich hielt den Atem an. Ihre Antwort hatte so sachlich geklungen. »Haben Sie die Polizei verständigt?«

Ihr Lachen klang bitter. »Nein. Hab ich nicht.«

Sie schlug die Hand vor den Mund und wandte erneut den Blick ab. Dieser Mann hatte sie offensichtlich massiv eingeschüchtert, sodass sie ihn um keinen Preis verraten wollte.

In ihrer Handtasche piepste ein Handy.

Wortlos holte sie es heraus, warf einen Blick auf das Display und nahm das Gespräch an.

»Hallo, Schätzchen. Was gibt's denn?« Ihre Stimme klang

60

sanft, beiläufig und vollkommen überzeugend. »Nein«, sagte sie. »Mom ist gerade los, ein bisschen Milch holen. Natürlich bin ich mir sicher. Ich sag ihr einen Gruß von dir.« Kims Gesicht bot während dieses Gespräches einen faszinierenden Anblick. Sie spielte nicht nur ihm etwas vor, sondern auch sich selbst. Nur so konnte sie das Ganze ertragen, nahm ich an.

Als sie schließlich aufgelegt hatte, blickte sie mich mit einem vollkommen deplatzierten Lächeln an, als hätte überhaupt kein Gespräch stattgefunden. Doch schon Sekundenbruchteile später brach sie unvermittelt zusammen. Ein tiefes Stöhnen ging in Schluchzen über, das ihren gesamten Körper schüttelte. Sie krümmte sich und umschlang mit beiden Armen ihre Hüften.

»I-ich schaff das nicht«, würgte sie hervor. »Tut mir leid. Ich kann das nicht Ich kann... nicht... *hier sein.*«

Als ihr Handy zum zweiten Mal klingelte, schreckte sie auf. Diese Überwachungsanrufe machten ihr den Besuch bei mir besonders schwer, weil sie versuchen musste, Problembewusstsein und Verleugnung gleichzeitig unter einen Hut zu bekommen.

Sie wischte sich über das Gesicht, als spielte ihr Aussehen irgendeine Rolle, und sagte mit derselben sanften Stimme wie zuvor: »Hallo, Schätzchen. Nein, ich habe mir die Hände gewaschen. Tut mir leid, Schätzchen. Es hat kurz gedauert, bis ich am Telefon war.«

Ich konnte ihn schreien hören, während Kim geduldig nickte und zuhörte. Irgendwann gab sie mir mit dem erhobenen Zeigefinger ein Zeichen und ging auf den Flur hinaus. Ich nutzte die Zeit, um ein paar Lieferantenverzeichnisse durchzugehen und meine Wut in den Griff zu bekommen. Als Kim wieder zurückkam, wollte ich ihr die Adressen ei

60

niger Notunterkünfte in der näheren Umgebung geben, aber sie lehnte ab.

»Ich muss jetzt gehen«, sagte sie plötzlich. Der zweite Anruf hatte sie verschlossen gemacht. »Was bin ich Ihnen schuldig?«

»Sagen wir, es war ein Vorgespräch. Sie brauchen erst die zweite Stunde zu bezahlen.«

»Ich will keine Almosen. Außerdem glaube ich nicht, dass ich noch einmal wiederkommen kann. Wie viel?«

Ich erwiderte zögernd: »Ich berechne hundert für die volle Stunde. Dann würde Ihr Anteil fünfzig betragen.«

Sie zählte mir die Scheine auf den Tisch, überwiegend Fünfer und Einer, die sie vermutlich im Lauf der Zeit heimlich beiseitegeschafft hatte. Dann verließ sie die Praxis. Meine erste Sitzung war zu Ende.

61

49

Fehler. Schwerer Fehler.

Benny»Goodman«Fontana, ein Mafiaboss und ehemaliger Profikiller aus New Jersey, schlenderte zur Beifahrertür seines dunkelblauen Lincoln und pfiff dabei eine muntere Sinatra-Melodie vor sich hin. Dann, mit einer eleganten Bewegung und einem Hundert-Kilowatt-Lächeln, das selbst Ol' Blue Eyes zur Ehre gereicht hätte, machte er die Tür auf.

Eine vollbusige Blondine entstieg der Limousine und streckte dabei die langen Beine, als wollte sie sich für das Fernsehballlet bewerben. Sie war eine ehemalige Kandidatin für den Titel der Miss Universe, sechsundzwanzig Jahre alt und ein paar ihrer beweglichen Körperteile waren das Beste, was man für Geld bekommen konnte.

Außerdem sah sie ein kleines bisschen zu attraktiv und aufregend aus, als dass der Mafioso sie ohne den einen oder anderen größeren Geldschein hätte abschleppen können. Benny war ein zähes, kleines Wiesel, aber nicht gerade ein Filmstar, es sei denn, man rechnete auch diesen Typen, der Tony Soprano spielte, mit dazu.

Der Schlachter sah leicht belustigt zu. Er saß einen halben Straßenblock entfernt in seinem Auto. Die Blondine würde Benny schätzungsweise fünfhundert die Stunde kosten, vielleicht zwei Riesen für die ganze Nacht, falls Mrs Fontana zufällig gerade zu Besuch bei ihrer Tochter war, die in sicherer Entfernung das Marymount Manhattan College in New York besuchte.

Michael Sullivan schaute auf die Uhr.

Neunzehn Uhr zweiundfünfzig. Das war die Rache für Vene

61

dig. Der Anfang der Rache jedenfalls. Die erste einer ganzen Reihe von Botschaften, die er übermitteln wollte.

Um zwanzig Uhr fünfzehn nahm er die Aktentasche vom Rücksitz, stieg aus und überquerte die Straße. Dabei hielt er sich immer im weichen Schatten der Ahorn- und Ulmenbäume. Er musste nicht lange warten, bis eine Dame mit graublauen Haaren und Pelzmantel aus dem Wohnblock kam. Sullivan hielt ihr mit einem freundlichen Lächeln die Tür auf und trat ein.

Es sah mehr oder weniger noch genau so aus wie damals. Das Apartment 4 C befand sich seit Jahren im Besitz der Familie, seit der Zeit, in der sich für die Mafia erste geschäftliche Perspektiven in Washington aufgetan hatten. Es war als Unterschlupf für diejenigen gedacht, die, aus welchem Grund auch immer, ein wenig zusätzliche

Privatsphäre benötigten. Der Schlachter hatte es selbst ein-, zweimal in Anspruch genommen, als er von Benny Fontana einen Auftrag bekommen hatte. Das war jedoch gewesen, bevor John Maggione Jr. das Geschäft von seinem Vater übernommen und den Schlachter immer mehr ins Abseits gedrängt hatte.

Sogar der billige koreanische Türriegel an der Wohnungstür war noch derselbe wie früher, jedenfalls fast. *Nächster Fehler.* Sullivan überlistete ihn mit einer Ahle aus seiner Werkstatt zu Hause, die drei Dollar gekostet hatte. Er steckte das Werkzeug in den Aktenkoffer zurück und holte seine Pistole sowie ein Chirurgenmesser hervor, ein ganz besonderes.

Im Wohnzimmer war es fast vollkommen dunkel. Aus zwei Richtungen drangen Lichtstrahlen herein, aus der Küche zu seiner Linken und aus einem Schlafzimmer zu seiner Rechten. Bennys forderndes Grunzen sagte Sullivan, dass sie sich schon in der zweiten Halbzeit befanden. Geschmeidig huschte er über den Wohnzimmerteppich bis zur Schlafzimmertür

62

und schaute hinein. Miss Universe saß oben - nicht weiter überraschend - und wandte ihm ihren schmalen Rücken zu.

»Genau so, Baby, so hab ich's gern«, sagte Benny, und dann: »Jetzt steck ich meinen Finger...«

Sullivans Schalldämpfer ploppte leise und nur einmal. Er schoss die ehemalige Miss-Universe-Kandidatin in den hinteren Teil ihrer Frisur, sodass das Blut und das Gehirn der Frau auf Benny Fontanas Brust und Gesicht spritzten. Der Mafioso brüllte, als hätte er selbst eine Kugel abbekommen.

Es gelang ihm, sich unter der Toten hervorzuzwängen und sich vom Bett fallen zu lassen, allerdings nicht auf der Seite, wo das Nachttischchen stand, und daher auch nicht auf der Seite, wo seine Pistole lag. Der Schlachter fing an zu lachen. Er wollte nicht respektlos gegenüber dem Mafiaboss oder gegenüber der Toten sein, aber Fontana hatte am heutigen Abend praktisch alles falsch gemacht, was man falsch machen konnte. Er wurde langsam weich, und das war genau der Grund, weshalb Sullivan sich zuerst an ihn herangemacht hatte.

»Hallo, Benny. Wie geht's dir denn?«, fragte der Schlachter, während er die Deckenbeleuchtung einschaltete. »Wir müssen über Venedig sprechen.«

Er holte ein Skalpell hervor, das eine Spezialklinge besaß, die besonders für das Durchtrennen von Muskelsträngen geeignet war. »Um genau zu sein, du musst Mr Maggione eine Botschaft von mir überbringen. Wärest du so nett, Benny? Könntest du den Botenjungen spielen? Ach, übrigens: Hast du schon mal was von einem gewissen James Syme gehört, Ben? Der hat im 19. Jahrhundert eine neue Methode der Fuß-amputation entwickelt.«

62

50

Michael Sullivan konnte nicht gleich zu seiner Familie nach Maryland zurückkehren, nicht nach alledem, was er gerade mit Benny Fontana und seiner Freundin angestellt hatte. Er war innerlich zu aufgewühlt, sein Blut kochte. Wieder einmal erwachten Bilder aus dem Laden seines Alten in Brooklyn vor seinem inneren Auge zum Leben - das Sägemehl in der großen Pappkartontonnen, der Fußboden mit den weiß verfugten Terrakottafliesen, Knochensägen, Schlachtermesser, Fleischerhaken im Kühlraum.

Also schlenderte er eine Weile durch Georgetown, auf der Suche nach ein bisschen Action, falls er das Richtige finden konnte. Die Sache war die... er bevorzugte Frauen, die eine gewisse Förmlichkeit ausstrahlten - besonders Rechtsanwältinnen, Bankerinnen oder den Typ Lehrerin oder Bibliothekarin. Die Brillen, die zugeknöpften Klamotten, die konservativen Frisuren, darauf fuhr er ab. Dieses beherrschte, kontrollierte Auftreten.

Er war ihnen jedes Mal gerne dabei behilflich, etwas von ihrer Selbstbeherrschung zu verlieren, während er selbst ein wenig Dampf ablassen, ein wenig Stress abbauen konnte, indem er sämtliche Regeln dieser völlig idiotischen Gesellschaft missachtete. Georgetown war eine gute Gegend für ihn. Immer wieder begegnete ihm eine Schlampe, die ein bisschen zu hochnäsiger aussah. Nicht, dass es um diese Zeit noch besonders viele davon gegeben hätte. Aber so viele Möglichkeiten brauchte er auch gar nicht, bloß eine einzige, gute. Und vielleicht hatte er sie ja schon entdeckt. Das dachte er jedenfalls.

63

Vom Aussehen her mochte sie vielleicht Strafverteidigerin sein. Mit ihrem schicken Tweed-Anzug konnte sie jedenfalls ganz schön Eindruck schinden. Ihre Absätze klapperten in gleichmäßigem Rhythmus über das Pflaster - *hier hin, da hin, hier hin, da hin*.

Sullivans Nikes hingegen machten eigentlich gar kein Geräusch. Mit seinem Kapuzenshirt sah er aus wie irgendeiner dieser dämlichen, spätabendlichen Jogger aus dem Viertel. Zumindest würde es danach aussehen, falls irgendjemand aus einem der umliegenden Fenster schaute.

Aber es gab niemanden, der zusah, am allerwenigsten Miss Tweedy. *Tweedy-Vögelchen*, dachte er grinsend. *Fehler. Ihrer.*

Sie behielt den schnellen Schritt der Stadtbewohner bei, die lederne Handtasche und die Aktentasche wie den Schlüssel zum Da-Vinci-Code fest unter den Arm geklemmt, und hielt sich am äußeren Rand des Bürgersteigs - alles vernünftige Maßnahmen für eine Frau, die spät in der Nacht noch alleine unterwegs war. Ihr einziger Fehler war, dass sie sich nicht oft genug umblickte, dass sie ihre Umgebung nicht beachtete. Dass sie den Jogger nicht bemerkte, der hinter ihr her ging.

Fehler konnten tödlich sein, oder etwa nicht?

Sullivan zog sich in den Schatten zurück, als Tweedy den Lichtkegel einer Straßenlaterne durchschritt. Hübsche Beine und ein geiler Arsch, stellte er fest. Kein Ring an der linken Hand.

Die Absätze behielten ihren gleichmäßigen Rhythmus noch einen weiteren halben Straßenzug lang bei, dann verlangsamte sie ihre Schritte vor einem roten Backsteinhaus. Ganz hübsch. Neunzehntes Jahrhundert. Allerdings allem Anschein nach eines dieser Häuser, die in einzelne Eigentumswohnungen zerhackt worden waren.

63

Noch bevor sie vor der Haustür angelangt war, zog sie einen Schlüsselbund aus der Handtasche, und Sullivan versuchte abzuschätzen, wie viel Zeit ihm noch blieb. Er griff in seine Hosentasche und holte einen Papierfetzen hervor. Ein Abholzettel einer Reinigung? Das spielte sowieso keine Rolle.

Als sie den Schlüssel ins Schloss steckte und noch bevor sie sie aufmachte, rief er mit freundlicher Stimme: »Entschuldigen Sie bitte, Miss? Entschuldigen Sie. Haben Sie das hier gerade verloren?«

64

51

Kein Dummkopf, dieses Tweedy-Vögelchen, da hatte ihre Mami ein kluges Töchterchen großgezogen. Ihr war sofort klar, dass sie in Schwierigkeiten steckte, aber im Verlauf der folgenden Sekunden konnte sie nicht viel dagegen machen. Noch bevor sie die Glastür schließen und sicher ins Innere des Hauses gelangen konnte, war er die Eingangstreppe hinaufgesprungen.

Eine imitierte Gaslaterne im Hausflur offenbarte die Panik in ihren ausgesprochen hübschen, blauen Augen.

Sie beleuchtete außerdem die Klinge des Skalpells, das er ihr unter die Nase hielt.

Der Schlachter wollte, dass sie die scharfe Klinge sah, damit sie in ihre Gedanken eindrang und nicht er. Genau so funktionierte es, das wusste er. Annähernd neunzig Prozent der Opfer eines Überfalls konnten sich eher an die Waffe als an die Person erinnern, die sie mit der Waffe bedroht hatte.

Ein ungeschicktes Stolpern war alles, was Tweedy zustande brachte, bevor er neben ihr im Hausflur stand. Michael Sullivan wandte der Straße den Rücken zu und schirmte sie so vor irgendwelchen Blicken ab, falls zufällig jemand vorbeikommen sollte. Er behielt das Skalpell gut sichtbar in der einen Hand und nahm ihr mit der anderen die Schlüssel ab.

»Kein Wort«, sagte er und hielt sich die Klinge dicht vor die Lippen. »Denk daran - ich arbeite ohne Betäubung und Desinfektionsmittel. Ich schneide nur.«

Sie drückte sich, auf Zehenspitzen stehend, mit dem Rücken an einen reich verzierten Stülpfeiler. »Hier.« Sie hielt ihm

64

ihre kleine Designer-Handtasche entgegen. »Bitte. Sie gehört Ihnen. Gehen Sie.«

»Keine Chance. Ich will dein Geld nicht. Jetzt hör mir zu. Hörst du mir zu?«

»Ja.«

»Lebst du allein?«, wollte er wissen. Seine Frage erzielte genau die gewünschte Wirkung. Ihr Zögern war seine Antwort.

»Nein.« Zu spät in Deckung gegangen. An der Wand hingen drei Briefkästen. Nur auf dem mittleren stand ein einziger Name: L. Brandt. »Gehen wir nach oben, Miss Brandt.« »Ich bin nicht...«

»Doch, das bist du. Du brauchst nicht zu lügen. Und jetzt Abmarsch, bevor ich die Geduld verliere.«

Keine zwanzig Sekunden später standen sie in ihrer Eigentumswohnung im zweiten Stock. Das Wohnzimmer war aufgeräumt und klar strukturiert, genau wie L. Brandt selbst. An den Wänden hingen Poster mit Kusszenen in schwarz-weiß. Filmplakate... *Schlaflos in Seattle*, *Ein Offizier und Gentleman*. Das Mädchen besaß eine romantische Ader. In gewisser Weise galt das auch für Sullivan, zumindest glaubte er das.

Er hob sie hoch, und sie wurde steif wie ein Brett. Sie war federleicht, er brauchte nur einen Arm, um sie ins Schlafzimmer zu tragen und auf ihr Bett zu legen, wo sie völlig regungslos verharrte.

»Du bist ein sehr schönes Mädchen«, sagte er. »Einfach wundervoll. Wie eine kostbare Puppe. Aber jetzt würde ich gerne den Rest des Päckchens sehen, wenn du nichts dagegen hast.«

Mit Hilfe des Skalpells schnitt er die Knöpfe ihres teuren Tweed-Anzugs ab. Genau wie ihre Kleidung sank L. Brandt

65

in sich zusammen. Jetzt war sie nicht mehr gelähmt, sondern leblos, wenigstens brauchte er sie nicht daran zu erinnern, leise zu sein.

Mit den Händen machte er sich an ihrem BH und dem Höschen zu schaffen, beide aus schwarzer Spitze. *Und das an einem Werktag.* Sie trug keine Strumpfhose, ihre Beine waren echt gut, schlank und leicht gebräunt. Leuchtend rote Zehennägel. Als sie versuchte die Augen zuzumachen, gab er ihr eine Ohrfeige, gerade ausreichend, um sich ihre volle Aufmerksamkeit zu sichern.

»Hier geblieben, L. Brandt.«

Da fiel sein Blick auf einen Gegenstand auf ihrer Kommode. Lippenstift. »Weißt du was? Nimm mal ein bisschen was davon. Und ein nettes Parfüm. Du darfst es dir selber aussuchen.« L. Brandt gehorchte. Sie wusste, dass sie keine Wahl hatte.

Er hielt seinen Schwanz in der einen und das Skalpell in der anderen Hand - ein Bild, das sie niemals in ihrem ganzen Leben wieder vergessen würde. Dann drang er in sie ein. »Ich will, dass du mitspielst«, sagte er. »Mach mir was vor, wenn es sein muss. Ist doch bestimmt nicht das erste Mal.« Sie gab ihr Bestes, bog die Hüften, stöhnte ein-, zweimal, aber sie blickte ihn nicht an.

»Und jetzt, schau mich an«, befahl er. »Schau mich an. Schau mich an. *Schau mich an.* So ist es besser.« Dann war er fertig. Sie waren beide fertig.

»Noch ein kleines Pläuschchen, bevor ich gehe«, sagte er. »Und, ob du es glaubst oder nicht, ich habe tatsächlich vor zu gehen. Ich werde dir nicht wehtun. Nicht mehr als bisher.«

Auf dem Fußboden lag ihre Handtasche. Darin fand er, was er gesucht hatte, einen Führerschein und ein schwarzes

65

Adressbuch. Er hielt den Führerschein unter die Nachttischlampe.

»Also *Lisa* heißt du. Sehr hübsches Foto für so ein offizielles Dokument. Aber natürlich bist du in Wirklichkeit noch hübscher. Ich möchte dir auch ein paar von meinen Bildern zeigen.«

Er hatte nicht viele dabei, nur vier, aber sie gehörten zu seinen persönlichen Favoriten. Er legte sie aufgefächert in eine seiner Handflächen. Jetzt war Lisa wieder völlig erstarrt. Das war beinahe schon komisch, als glaubte sie, er würde sie nicht bemerken, wenn sie nur still genug hielt.

Er hielt ihr die Fotos unter die Nase, damit sie sie sehen konnte, eines nach dem anderen. »Das sind alles Leute, denen ich *zweimal* begegnet bin. Du und ich, wir haben uns ja bisher nur *einmal* gesehen. Ob wir uns wiedersehen oder nicht, das liegt ganz allein an dir. Verstehst du, was ich sagen will? Drücke ich mich verständlich aus?«

»Ja.«

Er stand auf und ging um das Bett herum, kam an ihre Seite. So hatte sie ein paar Sekunden Zeit, um seine Worte zu verarbeiten. Sie bedeckte ihre Blöße mit einem Laken. »Hast du mich verstanden, Lisa? Wirklich? Es ist mir klar, dass es dir im

Augenblick vielleicht ein bisschen schwerfällt, dich zu konzentrieren. Könnte ich mir jedenfalls vorstellen.«

»Ich werde... nichts... verraten«, flüsterte sie. »Ich verspreche.«

»Gut, ich glaube dir«, sagte er. »Aber das da nehme ich trotzdem mit, nur für den Fall.« Er zeigte ihr das Adressbuch. Schlug es beim Buchstaben *B* auf. »Ach, na so was. Tom und Lois Brandt. Sind das Mom und Dad? Vero Beach, Florida. Soll ja sehr hübsch sein da unten. Die Treasure Coast.«

66

»Oh, Gott, bitte«, sagte sie.

»Hängt voll und ganz von dir ab, Lisa«, meinte er. »Sicherlich, wenn du mich fragst, es wäre wirklich ein Jammer, wenn du nach alledem auch so enden würdest wie die hier auf den Fotos. Du weißt schon - in Stücke zerhackt, zersägt. Wonach es mir eben gerade war.«

Er hob das Laken an und musterte sie noch einmal von oben bis unten. »Es wären zwar hübsche Stücke in deinem Fall, aber eben trotzdem nur *Stücke*.«

Mit diesen Worten überließ er Lisa Brandt den Erinnerungen an ihn.

66

52

John Sampson zerrte an dem viel zu engen Knoten um seinen »Genau darum trage ich keine Krawatten.«

Hals und riss das verdammte Ding einfach ab. Dann warf er es zusammen mit dem Rest seines Kaffees in den Mülleimer, bereute jedoch sofort, den Kaffee weggeworfen zu haben. Er und Billie waren die halbe Nacht auf gewesen, weil die kleine Djakata Grippe hatte. Eine Wagenladung Koffein wäre jetzt eigentlich genau das Richtige.

Als sein Schreibtischtelefon klingelte, war er nicht in der Stimmung, um mit irgend jemandem über irgendetwas zu sprechen. »Ja, was ist denn?«

Am anderen Ende der Leitung war eine Frauenstimme zu hören: »Ist das der Anschluss von Detective Sampson?«

»Hier Sampson. Was denn?«

»Hier spricht Detective Angela Susan Anton. Ich gehöre zur Einheit für Sexualverbrechen, die dem Zweiten Bezirk angeschlossen ist.«

»Aha.« Er wartete auf das eine oder andere erklärende Wort.

»Ich habe es hier mit einem ziemlich beunruhigenden Fall zu tun, Detective, und hoffe auf Ihre Mithilfe. Wir kommen einfach nicht weiter.«

Sampson durchsuchte seinen Abfalleimer nach dem Kaffeebecher. Sehr gut! Er war stehend gelandet.

»Worum geht es?«

»Eine Vergewaltigung, gestern Abend in Georgetown. Die Frau hat sich im Georgetown University Hospital behandeln lassen, hat aber lediglich ausgesagt, dass sie überfallen wor

66

den ist. Sie will den Kerl nicht identifizieren. Will uns keinerlei Beschreibung geben. Ich habe den ganzen Morgen mit ihr verbracht und habe nicht das Geringste erreicht. So etwas habe ich noch nie erlebt, Detective. Die Frau hat eine wahnsinnige Angst.«

Sampson klemmte sich den Hörer zwischen Schulter und Ohr und kitzelte ein paar Notizen auf einen Schreibblock, der mit »Väterliche Vermerke« überschrieben war - ein

Vatertagsgeschenk von Billie. »Bis jetzt hab ich alles verstanden. Aber warum rufen Sie mich an, Detective?«

Er nahm noch einen Schluck von dem schlechten Kaffee, und plötzlich erschien er ihm gar nicht mehr so schlecht.

Detective Antons Antwort ließ einen Augenblick auf sich warten. »Wenn ich richtig informiert bin, dann sind Sie ein Freund von Alex Cross.«

Sampson legte seinen Stift beiseite und ließ sich an die Stuhllehne sinken. »Jetzt verstehe ich.«

»Ich hatte gehofft, Sie könnten...«

»Jetzt ist mir alles klar, Detective Anton. Sie wollen, dass ich für Sie den Kontaktmann mache?«

»Nein«, erwiderte sie wie aus der Pistole geschossen. »Rakeem Powell hat mir gesagt, dass Sie beide bei der Aufklärung von Serienstraftaten ein hervorragendes Tandem bilden. Ich hätte Sie gerne beide mit im Boot. Hey, ich bin bloß ehrlich zu Ihnen.«

Sampson sagte nichts und wollte sehen, ob sie sich irgendwie aus der Situation herauswinden oder sich noch weiter verstricken würde.

»Wir haben Dr. Cross gestern Abend und heute Morgen schon eine Nachricht auf Band gesprochen, aber ich könnte mir vorstellen, dass alle Welt im Augenblick hinter ihm her ist. Jetzt, wo er freiberuflich arbeitet.«

67

»Tja, da haben Sie wohl Recht. Alle Welt ist hinter ihm her«, erwiderte er. »Aber Alex ist schon groß. Er kann ganz gut auf sich selbst aufpassen und ist durchaus in der Lage, eigene Entscheidungen zu treffen. Warum rufen Sie ihn nicht einfach noch einmal an?«

»Detective Sampson, es handelt sich bei diesem Täter um ein außergewöhnlich widerliches Schwein. Ich kann mir nicht den Luxus erlauben, Zeit zu vergeuden, nicht die anderer Leute und auch nicht meine eigene. Sollte ich Ihnen also irgendwie auf die Füße getreten sein, dann seien Sie doch, verdammt noch mal, so nett und ertragen den Schmerz und lassen die ganzen Spielereien, und sagen Sie mir, ob Sie mir helfen wollen oder nicht.«

Sampson wusste, was dieser Tonfall zu bedeuten hatte, und er musste schmunzeln.

»Nun, da Sie sich so ausgedrückt haben - also gut, einverstanden. Ich kann nicht für Alex sprechen, aber ich sehe, was ich tun kann.«

»Prima. Danke. Ich schicke Ihnen gleich die Akten. Es sei denn, Sie wollen sie selbst hier abholen.«

»Moment mal. Akten? Plural?«

»Bin ich Ihnen vielleicht zu schnell, Detective Sampson? Das war doch der Grund meines Anrufs: dass Sie und Doktor Cross über eine solch große Erfahrung mit Serienverbrechen verfügen.«

Sampson rieb sich mit dem Telefonhörer die Schläfe.

»Ja, ich schätze, Sie sind mir zu schnell. Geht es denn auch um Mord?«

»Keine Mordserie«, sagte Anton gepresst. »Eine Vergewaltigungsserie.«

67

53

»Ich beteilige mich nicht an den Ermittlungen«, sagte ich zu Sampson. »Das ist eine persönliche Gefälligkeit für dich, John.«

Sampson zog wissend die Augenbrauen in die Höhe. »Anders ausgedrückt: Du hast Nana und den Kindern versprochen, dass du dich nicht mehr aktiv an irgendwelchen Ermittlungen beteiligst.«

Ich winkte ab. »Nein, ich habe niemandem irgendetwas versprochen. Fahr einfach weiter und pass auf, dass du niemanden überfährst. Zumindest niemanden, den wir sympathisch finden.«

Wir befanden uns in McLean, Virginia, wo wir mit Lisa Brandt reden wollten. Sie hatte ihre Wohnung in Georgetown vorübergehend verlassen, um bei einer Freundin auf dem Land unterzuschlüpfen. Ihre Akte lag auf meinem Schoß, zusammen mit drei anderen, in denen es ebenfalls um Vergewaltigungsoffer ging, die keinerlei Aussage machen wollten, um die Ermittlungen voranzutreiben und den Vergewaltiger aufzuhalten. Den *Serien-Vergewaltiger*.

Es war meine erste Gelegenheit, die Papiere durchzusehen, aber schon nach kurzer Zeit war ich mit den Schlussfolgerungen der ermittelnden Detectives einig. Diese Überfälle gingen alle auf das Konto ein und desselben Täters, und der war definitiv ein Irrer. Die uns bekannten Opfer waren alle derselbe Typ: weiße Frauen Ende zwanzig, Anfang dreißig, ohne festen Partner und allein lebend. Alle wohnten in Georgetown und waren beruflich erfolgreich - eine Rechtsanwältin, eine Bank-Managerin. Lisa Brandt war Architektin. Es handelte sich durchweg um kluge, zielstrebige Frauen.

68

Und keine Einzige war gewillt, auch nur ein Wort gegen oder über den Mann auszusagen, der sie überfallen hatte.

Unser Täter war eindeutig ein scharfsinniges und äußerst beherrschtes Tier, das genau wusste, wie er seinen Opfern Todesangst einjagen und dafür sorgen konnte, dass sie sie nicht mehr loswurden. Und das nicht nur ein-, sondern gleich viermal. Womöglich sogar noch öfter. Es war äußerst wahrscheinlich, dass es noch weitere Opfer gab, Frauen, die zu viel Angst hatten, die Vergewaltigung überhaupt anzuzeigen.

»Da wären wir«, sagte Sampson. »Hier hält Lisa Brandt sich versteckt.«

68

54

Wir durchfuhren eine gewaltige Hecke und gelangten auf eine lange, halbmondförmige Auffahrt mit Muschelbelag, ich sah von dem Stapel aus kriminalpolizeilichen Ermittlungsakten auf meinem Schoß auf. Das Haus war ein stattlicher Bau im alt-griechischen Stil, besaß einen Portikus aus zwei Stockwerke hohen, weißen Säulen und sah aus wie eine Vorstadtfestung. Ich konnte verstehen, warum Lisa Brandt ausgerechnet hier Zuflucht und Sicherheit gesucht hatte.

Ihre Freundin Nancy Goodes machte uns die Haustür auf und kam ins Freie, um ein paar vertrauliche Worte mit uns zu wechseln. Sie war zierlich und blond und ungefähr in Miss Brandts Alter, das laut Akte neunundzwanzig betrug.

»Ich muss Ihnen wohl nicht sagen, dass Lisa die Hölle durchgemacht hat«, sagte sie im Flüsterton, der hier auf der Eingangsterrasse mit Sicherheit nicht notwendig gewesen wäre. »Also könnten Sie dieses Gespräch bitte so kurz wie irgend möglich halten? Mir wäre es am liebsten, Sie würden einfach wieder gehen. Ich kann nicht verstehen, wieso sie überhaupt noch einmal vernommen werden soll. Kann mir das vielleicht jemand erklären?«

Lisas Freundin verschränkte die Arme vor der Brust, sie fühlte sich nicht wohl in ihrer Haut, wollte aber gleichzeitig die Interessen ihrer Freundin wahren. Sampson und ich respektierten das, aber wir hatten noch andere Aspekte zu berücksichtigen.

»Wir machen es so kurz wie möglich«, sagte er. »Aber dieser Vergewaltiger ist immer noch auf freiem Fuß.«

69

»Wagen Sie nicht, ihr ein schlechtes Gewissen zu machen. Wagen Sie es ja nicht.«

Wir betraten hinter Mrs Goodes einen mit Marmor gefliesten Flur. Eine ausladende Treppe zu unserer Rechten spiegelte den Schwung des Kronleuchters wider, der über unseren Köpfen schwebte. Das Kindergeschrei, das irgendwo zur Linken ertönte, schien nicht zu der Förmlichkeit zu passen, die das Haus ausstrahlte. Ich fragte mich langsam, wo diese Leute eigentlich ihre unordentlichen Ecken hatten.

Mrs Goodes seufzte und brachte uns dann in ein etwas abseits gelegenes Zimmer. Dort saß Lisa Brandt. Sie war sehr klein, aber hübsch, selbst jetzt, unter diesen Umständen. Ich hatte das Gefühl, dass ihre Kleidung - eine Jeans und ein gestreiftes Oxford-Hemd - Normalität signalisieren sollte, aber ihre gekrümmte Haltung und ihre Augen sprachen eine eindeutige Sprache. Sie hatte offensichtlich keine Ahnung, ob der Schmerz, den sie empfand, jemals wieder vergehen würde.

Sampson und ich stellten uns vor und bekamen einen Platz angeboten. Lisa zwang sich sogar zu einem höflichen Lächeln, bevor sie den Blick wieder abwandte.

»Die sind ja wunderschön«, sagte ich und deutete auf eine Vase mit frischen Rhododendronzweigen auf dem Kaffeetischchen, das zwischen uns stand. Das war leicht gesagt, weil es der Wahrheit entsprach, ich wusste ehrlich gesagt beim besten Willen nicht, was ich sonst sagen sollte.

»Oh.« Sie warf einen abwesenden Blick darauf. »Nancy macht das alles großartig. Sie ist jetzt ein richtiges Mädchen vom Land, eine Mom. Sie wollte immer schon nichts anderes als Mutter werden.«

Sampson fing behutsam an. »Lisa, ich möchte Ihnen versichern, dass uns das, was Ihnen zugestoßen ist, sehr, sehr leid

69

tut. Ich weiß, dass Sie schon mit vielen Leuten darüber geredet haben. Wir werden versuchen, die ganzen Hintergrundinformationen nach Möglichkeit nicht noch einmal abzufragen. Einverstanden?«

Lisa hielt den Blick starr auf eine Ecke des Zimmers gerichtet. »Ja. Danke.«

»Gut. Soweit wir wissen, haben Sie die notwendigen prophylaktischen Untersuchungen erhalten, wollten aber bei Ihrer Untersuchung im Krankenhaus keinerlei physische Indizien zur Verfügung stellen. Außerdem haben Sie bislang darauf verzichtet, eine Beschreibung des Mannes zu geben, der Ihnen dieses Verbrechen angetan hat. Ist das richtig so?«

»Bislang nicht und nicht in alle *Ewigkeit*«, sagte sie. Sie schüttelte mit schwachen Bewegungen den Kopf, wie ein leises, immer und immer wieder wiederholtes *Nein*.

»Sie sind in keiner Weise verpflichtet, darüber zu sprechen«, versicherte ich ihr. »Und wir sind nicht hier, um Ihnen irgendwelche Informationen zu entlocken, die Sie nicht preisgeben wollen.«

»Unter Berücksichtigung des bisher Gesagten«, fuhr Sampson fort, »haben wir einige Arbeitshypothesen erstellt. Zunächst einmal glauben wir, dass der Angreifer nicht aus

Ihrem Bekanntenkreis stammt. Wir nehmen an, dass er Sie irgendwie bedroht hat, damit Sie ihn auf keinen Fall identifizieren oder über ihn sprechen. Lisa, wäre es Ihnen möglich, uns zu sagen, ob das zutreffend ist?»

Sie verharnte regungslos. Ich versuchte, ihre Mimik und ihre Körperhaltung zu deuten, was mir aber nicht gelang. Sie reagierte nicht auf Sampsons Frage, also versuchte ich es mit einem anderen Ansatz.

»Ist Ihnen vielleicht seit dem letzten Gespräch mit der Kri

70

minalpolizei noch etwas eingefallen? Irgendetwas, was Sie uns noch sagen möchten?»

»Selbst das kleinste Detail könnte uns bei unseren Ermittlungen gegen diesen Vergewaltiger weiterhelfen«, sagte Sampson.

»Ich will aber gar nicht, dass Sie irgendwelche Ermittlungen anstellen«, blaffte sie. »Ist das nicht meine Entscheidung?»

»Ich fürchte, nein«, sagte Sampson, und seine Stimme klang so sanft, wie ich sie noch nie zuvor gehört hatte. »Wieso nicht?»

Aus Lisas Mund klang diese Frage eher wie ein verzweifeltetes Flehen.

Ich versuchte, meine Worte so sorgfältig wie möglich zu wählen. »Wir sind uns ziemlich sicher, dass das, was Ihnen zugestoßen ist, kein Einzelfall war, Lisa. Es gibt noch eine Reihe anderer Frauen...«

Bei diesen Worten brach sie zusammen. Ein ersticktes Schluchzen brach aus ihr heraus, und sie ließ alle Dämme brechen. Lisa Brandt ließ den Kopf auf die Knie sinken und schluchzte mit krampfhaft vor den Mund geschlagenen Händen los.

»Tut mir leid«, sagte sie unter Stöhnen. »Ich kann das nicht. Ich kann nicht. Tut mir leid, tut mir leid.«

In diesem Augenblick kam Mrs Goodes wieder ins Zimmer gestürzt. Sie musste direkt vor der Tür gestanden und gelauscht haben. Sie kniete sich vor Lisa hin, nahm sie in die Arme und flüsterte ihr beruhigende Worte ins Ohr.

»Tut mir leid«, stieß Lisa Brandt noch einmal hervor.

»Du musst dich nicht entschuldigen, Liebes. Überhaupt nicht. Lass es einfach raus, so ist es gut«, sagte Nancy Goodes.

70

Sampson legte eine Visitenkarte auf den Tisch. »Wir finden selber raus«, sagte er.

Mrs. Goodes antwortete, ohne sich von ihrer schluchzenden Freundin abzuwenden.

»Gehen Sie. Bitte kommen Sie nicht noch einmal hierher. Lassen Sie Lisa in Ruhe.

Gehen Sie.«

70

55

Der Schlachter hatte einen Auftrag - einen Mord, einen sechsstelligen. Unter anderem versuchte er sich von seinen Gedanken an John Maggione Jr. und an die Schmerzen, die er ihm gerne zufügen wollte, abzulenken. Er beschattete einen älteren, gut gekleideten Mann mit einem jungen Mädchen am Arm. Ein »Vögelchen«, wie man hier in London zu einer bestimmten Zeit gesagt hätte.

Er war vermutlich so um die sechzig, sie auf keinen Fall älter als fünfundzwanzig.

Seltsames Paar. Auffällig, was für ihn ein Problem werden konnte.

Der Schlachter beobachtete, wie sie vor dem exklusiven Claridges Hotel standen und darauf warteten, dass das Privatauto des Mannes vorgefahren wurde. So geschah es auch, genau wie am Abend zuvor und um zehn Uhr heute Vormittag. Keine größeren Fehler bisher auf Seiten des Paares. Nichts, was er zu seinem Vorteil hätte nützen können.

Gefahren wurde das Privatauto von einem Leibwächter. Er war bewaffnet, und er war kein schlechter Vertreter seines Berufsstandes.

Er hatte nur ein Problem: Das Mädchen wollte ihn ganz offensichtlich loswerden. Sie hatte schon gestern Abend, als sie zu irgendeinem offiziellen Anlass in der Saatchi Gallery waren, vergeblich versucht, den Alten dazu zu bringen, seinen Fahrer wegzuschicken.

Na ja, er musste einfach abwarten, was sich heute so entwickeln würde. Der Schlachter ordnete sich ein paar Wagen hinter dem schwarz glänzenden Mercedes CL 65 in den Ver

71

kehr ein. Eine schnelle Kiste, über sechshundert PS, was ihnen auf den stark befahrenen Straßen Londons wahnsinnig viel nützen würde.

Bezüglich seiner Arbeit war er im Augenblick ein wenig paranoid und das aus gutem Grund, aber er hatte den Auftrag über einen verlässlichen Kontakt aus dem Raum Boston bekommen. Diesem Typen vertraute er zumindest bis zur nächsten Ecke.

Außerdem brauchte er den sechsstelligen Zahltag.

Schließlich bot sich am Long Acre in der Nähe der U-Bahn-Station Covent Garden eine Möglichkeit. Vor einer roten Ampel sprang das Mädchen aus dem Wagen und ging zu Fuß weiter, dann stieg der ältere Mann auch aus.

Unverzüglich zog Michael Sullivan seinen Wagen an den Randstein und ließ ihn einfach stehen. Der Mietwagen würde sich niemals bis zu ihm zurückverfolgen lassen. Dieses Vorgehen war insofern exemplarisch, als die wenigsten Menschen nicht einmal im Traum daran denken würden, so etwas zu machen. Ihm aber war es vollkommen gleichgültig, dass er das Auto einfach so mitten in London stehen ließ. Der Wagen hatte keinerlei Bedeutung.

Der Fahrer-Leibwächter mit dem Zweihunderttausend-Dollar-Mercedes würde allerdings vermutlich nicht auf die gleiche Weise verfahren, er hatte also ein paar Minuten Spielraum, bis der Typ wieder bei ihnen wäre.

Die Straßen rund um die Covent Garden Piazza waren voller Fußgänger, er konnte das Pärchen sehen. Ihre Köpfe wackelten, und sie lachten, wahrscheinlich über ihre »Flucht« vor dem Leibwächter. Er folgte ihnen die James Street entlang. Sie lachten, redeten und waren vollkommen arglos.

Schwerer, schwerer Fehler.

Vor sich bemerkte er einen mit Glas überdachten Markt.

71

Und ein paar Straßenkünstler, die sich als weiße Marmorstatuen verkleidet hatten und sich nur bewegten, wenn ihnen jemand eine Münze hinwarf und sich eine Menschentraube gebildet hatte.

Dann stand er plötzlich direkt vor dem Pärchen, und alles schien zu passen, also feuerte er seine schallgedämpfte Beretta ab - zwei Schüsse ins Herz.

Das Mädchen sackte zu Boden, als hätte man ihr einen Bettvorleger unter den Füßen weggezogen.

Er hatte keine Ahnung, wer sie war, wer ihren Tod gewollt hatte oder aus welchem Grund, es war ihm sowieso vollkommen egal.

»Herzinfarkt! Da hat jemand einen Herzinfarkt!«, brüllte er, während er die Waffe aus den Händen gleiten ließ, sich umdrehte und in der dichter werdenden Menge verschwand. Er ging die Neal Street hinauf, an ein paar Kneipen mit viktorianischer Fassade vorbei und entdeckte sein Auto genau an der Stelle, wo er es abgestellt hatte. Welch nette Überraschung.

Es war sicherer, die Nacht in London zu verbringen, aber am nächsten Morgen ging sein Rückflug nach Washington.

Leicht verdientes Geld - wie immer, oder zumindest wie bis zu diesem miesen Hinterhalt in Venedig, den er immer noch umfassend zu würdigen hatte.

72

56

Am Abend im Anschluss an meine letzte Therapiesitzung traf ich mich mit John zu einem kleinen Sparringskampf im Roxy Gym.

Meine Praxis erhielt langsam, aber sicher immer mehr Zulauf, und meine Arbeit dort vermittelte mir zum ersten Mal seit etlichen Jahren ein Gefühl der Befriedigung und des Glücks.

In meinem Kopf spukte mittlerweile oft die etwas altmodisch anmutende Vorstellung der *Normalität* herum, ohne dass ich genau wusste, was sie eigentlich zu bedeuten hatte.

»Zieh die Ellbogen an«, sagte Sampson, »bevor ich deinen verdammten Schädel plattmache.«

Ich zog sie an. Aber es nutzte nicht viel.

Der Hüne erwischte mich mit einer soliden rechten Geraden, und der Schmerz, der mich durchzuckte, war genau die Art Schmerz, die nur ein satter Schlag auslösen kann. Ich holte aus und landete einen festen Schlag an seiner ungedeckten Seite, was meiner Hand mehr auszumachen schien als ihm.

So ging es noch eine Weile weiter, aber ich war mit den Gedanken nicht voll und ganz bei dem Kampf. Es dauerte keine zwanzig Minuten, bis ich die Hände hob. Beide Schultern schmerzten.

»Technischer K.O.«, sagte ich an meinem Mundschutz vorbei. »Besorgen wir uns was zu trinken.«

Letztendlich tranken wir auf dem Bürgersteig vor dem Roxy rote Gatorade aus der Flasche. Nicht gerade das, was mir vorgeschwebt hatte, aber vollkommen in Ordnung.

»Tja«, meinte Sampson, »entweder bin ich schlagartig besser geworden, oder du warst heute Abend einfach schlecht. Was war's denn nun?«

72

»Du wirst nicht besser«, entgegnete ich. »Denkst du immer noch an gestern? Wie bitte? Sag doch was!«

Nach dem beschwerlichen Gespräch mit Lisa Brandt hatten wir uns beide miserabel gefühlt. Es ist *eine* Sache, eine Zeugin so unter Druck zu setzen und wirklich etwas damit zu erreichen, aber wenn man mit leeren Händen wieder gehen muss...

Ich nickte. »Gestern. Genau.«

Sampson ließ sich an der Hauswand zu Boden gleiten und setzte sich neben mich auf den Bürgersteig. »Alex, lass endlich dieses Grübeln sein.«

»Toller Schlagertext«, entgegnete ich.

»Ich habe eigentlich das Gefühl, dass dein Leben ziemlich gut läuft«, sagte er. »In letzter Zeit jedenfalls.«

»Tut es auch. Die Arbeit macht mir Spaß, mehr als ich erwartet hatte.«

»Wo liegt dann das Problem? Zu viele schöne Erlebnisse? Was fehlt dir denn, Mann?« Ich hatte zwei Antworten parat, eine lange und eine kurze. Ich entschied mich für die kurze. »Maria.«

Er wusste, was ich meinte, und er wusste auch, wieso. »Das gestern hat dich an sie erinnert?« .

»Ja, genau. Es war irgendwie seltsam. Ich habe nachgedacht. Weißt du noch, dass es um die Zeit, als sie umgebracht wurde, ebenfalls eine Vergewaltigungsserie gegeben hat? Kannst du dich daran erinnern?«

Sampson blickte mit zusammengekniffenen Augen in die Luft. »Stimmt, jetzt, wo du es erwähnst.«

Ich rieb meine schmerzenden Knöchel aneinander. »Ist nicht so wichtig, aber irgendwie kommt es mir zurzeit so vor, als ob alles mit allem zusammenhängt. Alles, worüber ich

nachdenke, erinnert mich an Maria. Alles, was ich mache, bringt mich zu dem Mord an ihr zurück. Ich komme mir vor wie im Fegefeuer und weiß nicht, was ich damit anfangen soll.«

Sampson wartete, bis ich fertig war. Normalerweise spürt er genau, wann er den Mund halten muss. Im Augenblick hatte er nichts weiter zu sagen. Schließlich holte ich tief Luft, und wir standen auf und gingen den Bürgersteig entlang.

»Was hast du über Marias Mörder herausgefunden? Irgendetwas Neues?«, fragte ich ihn. »Oder hat Giametti uns bloß an der Nase herumgeführt?«

»Alex, warum lässt du die alten Geschichten nicht einfach ruhen?«

»Das würde ich ja, wenn ich könnte! Okay? Aber vielleicht ist das eben meine Methode.«

Er starrte einen halben Straßenzug lang auf seine Schuhspitzen. Schließlich reagierte er auf meine Worte, wenn auch nur widerwillig: »Wenn ich etwas über ihren Mörder höre, dann bist du der Erste, der's erfährt.«

73

57

Seit seinem vierzehnten oder fünfzehnten Lebensjahr hatte Michael Sullivan sich nicht mehr verarschen lassen. Von niemandem. Jeder in seiner Familie hatte gewusst, dass sein Opa James eine Waffe hatte und dass er sie in der untersten Schublade der Kommode im Schlafzimmer aufbewahrte. Eines Nachmittags im Juni, in der Woche, als er die Schule für immer beendet hatte, war Sullivan in die Wohnung seines Großvaters eingebrochen und hatte die Pistole gestohlen.

Den restlichen Tag über war er durch das Viertel geschlendert, die Pistole im Hosenbund unter einem weiten Hemd verborgen. Er hatte nicht das Bedürfnis, die Waffe irgendjemandem zu zeigen, aber er stellte fest, dass er sich mit ihr wohl fühlte, sehr wohl. Diese Handfeuerwaffe änderte sein gesamtes Leben. Aus einem knallharten Burschen war ein unbesiegbarer geworden.

Sullivan trieb sich bis gegen acht Uhr abends draußen herum, dann ging er die Quentin Road entlang bis zum Geschäft seines Vaters. Er wusste, dass der Alte um diese Zeit den Laden schließen würde.

Ein Stück weit entfernt spielte ein Autoradio gerade den »Crocodile Rock« von Elton John. Er hasste dieses Stück und hätte denjenigen, der es eingeschaltet hatte, am liebsten erschossen.

Die Eingangstür zum Schlachterladen stand offen. Sein Vater hob nicht einmal den Blick, als er eintrat, obwohl er seinen Sohn durch das Schaufenster hindurch bemerkt haben musste.

Neben der Tür lag, wie üblich, ein Stapel mit dem *Irish*

74

Echo. Immer war alles verdammt noch mal genau da, wo es hingehörte. Fein säuberlich geordnet und total verkorkst.

»Was willst du?«, raunzte sein Vater. Der Besen in seiner Hand besaß einen scharfkantigen Schaber, mit dem sich das Fett vom Mörtelboden lösen ließ. Das war einer dieser miesen Drecksjobs, die Sullivan hasste.

»Mit dir reden«, sagte er zu seinem Vater.

»Verpiss dich. Ich hab zu tun.«

»Ach, tatsächlich? Du hast zu tun? Böden putzen?« Dann schoss sein Arm nach vorne. Das war das erste Mal, dass Sullivan seinen Vater schlug. Er traf ihn mit der Pistole an der Schläfe, oberhalb des rechten Auges. Dann schlug er ihn noch einmal auf die Nase, und der kräftig gebaute Mann sackte zu Boden, zwischen die Sägespäne und die Fleischreste. Er fing an zu stöhnen und spuckte Sägemehl und Knorpelstückchen aus.

»Du weißt, wie schlimm ich dir wehtun kann?« Michael Sullivan beugte sich etwas tiefer hinab und sagte zu seinem Vater: »Kannst du dich noch an diesen Satz erinnern, Kevin? Ich schon. Werd ich mein Leben lang nicht vergessen.«

»Sag nicht Kevin zu mir, du Irrer.«

Erneut verpasste er seinem Vater einen Schlag mit dem Pistolengriff. Dann folgte ein Tritt in die Hoden, und sein Vater stöhnte vor Schmerz auf.

Sullivan blickte sich voller Verachtung in dem Laden um. Trat einen Ständer mit McNamaras Soda Bread um, einfach, weil er gegen irgendetwas treten wollte. Dann hielt er seinem Alten die Waffe an die Schläfe und spannte den Hahn.

»Bitte«, keuchte sein Vater, seine Augen wurden groß vor Entsetzen und Angst und einer irgendwie unwirklichen Erkenntnis darüber, was sein Sohn wirklich war. »Nein. Tu das nicht. Nicht, Michael.«

74

Sullivan drückte ab, und es ertönte ein lautes, metallisches Klicken.

Aber keine ohrenbetäubende Detonation. Kein gehirnzerfetzender Schuss. Dann entstand eine ehrfürchtige Stille, wie in einer Kirche.

»Eines Tages«, sagte er zu seinem Vater. »Nicht heute, aber irgendwann, wenn du überhaupt nicht damit rechnest. Eines Tages, wenn du auf gar keinen Fall sterben willst, dann werde ich dich töten. Du wirst qualvoll sterben, Kevin. Nicht einfach mit einem Plopp aus so einer Kanone.«

Anschließend verließ er den Schlachterladen, und von da an war *er* der Schlachter von Sligo. In seinem achtzehnten Lebensjahr, drei Tage vor Weihnachten, kam er zurück

und brachte seinen Vater um. Nicht mit einer Pistole, wie versprochen. Mit einem Schlachtermesser des Alten, als Andenken machte er ein paar Polaroidfotos.

75

58

Draußen in Maryland, wo er heutzutage lebte, schulterte Michael Sullivan einen Baseballschläger. Aber nicht irgendeinen Schläger, sondern einen Louisville Slugger, mit dem die Yankees 1986 ein Spiel bestritten hatten. Trotzdem... schieß auf den Sammlerwert. Dieses harte Stück Eschenholz wollte benutzt werden.

»Alles klar«, rief Sullivan in Richtung Wurfmal. »Dann wollen wir mal sehen, was du bringst, mein Großer. Mir zittern schon die Knie. Los, zeig, was du draufhast.«

Kaum zu glauben, dass Mike Junior in seinem Alter schon eine so flüssige und gute Wurfbewegung hatte, aber so war es. Und sein Changeup, also ein besonders langsam geworfener Ball, war ein kleines Kunstwerk. Sullivan erkannte ihn nur deshalb, weil er dem Jungen diesen Wurf persönlich beigebracht hatte.

Trotzdem war er nicht bereit, irgendwelche Almosen an seinen ältesten Sohn zu verteilen. Das wäre eine Beleidigung für den Jungen gewesen. Er ließ dem Wurf also genau die zusätzlichen Sekundenbruchteile, die er brauchte, setzte den Schwung an und traf den Ball mit einem zufriedenstellenden Krachen. Er stellte sich vor, der Ball sei der Kopf von John Maggione Jr.

»Und weg ist er!«, rief er. Dann lief er um der Show willen die Schlagmale ab, während Seamus, sein Jüngster, über den Maschendrahtzaun des Sportplatzes kletterte und den Home-Run-Ball wieder einsammelte. »Gut gemacht, Dad!«, schrie er und reckte den abgewetzten Ball an der Stelle in die Höhe, wo er gelandet war.

75

»Dad, wir müssen gehen.« Sein mittlerer Sohn Jimmy hatte bereits den Fanghandschuh und die Maske ausgezogen. »Wir müssen um halb sieben los. Weißt du noch, Dad?« Jimmy war, was den heutigen Abend betraf, fast genau so aufgeregt wie Sullivan selbst. Er hatte Eintrittskarten für U2 besorgt, die auf ihrer Vertigo-Tournee in der 1st Mariner Arena in Baltimore spielten. Das würde ein schöner Abend, ein Familienausflug, den er ertragen konnte.

Auf der Fahrt zum Konzert begleitete Sullivan das Autoradio mit seinem Gesang, so lange, bis die Jungen anfangen zu stöhnen und sich auf der Rückbank über ihn lustig machten.

»Ihr müsst wissen, Jungs«, sagte Caitlin, »euer Vater hält sich für den zweiten Bono. Dabei klingt er eher nach... Ringo Starr?«

»Eure Mutter ist bloß neidisch«, lachte Sullivan. »Ihr Jungs und ich, wir haben gehaltvolles, irisches Blut in den Adern und sie bloß sizilianisches.«

»Ja, genau. Eine Frage: Was schmeckt euch besser: italienisch oder irisch? Fall erledigt.« Die Jungen johlten und klatschten sich gegenseitig ab. Ein Punkt für ihre Mutter.

»Hey, was ist denn das, Mom?«, meldete sich Seamus zu Wort.

Caitlin wandte den Kopf und zog ein schmales, silbernes Klapp-Handy unter dem Beifahrersitz hervor. Sullivan sah es und spürte sofort ein Ziehen im Magen.

Das war Benny Fontanas Handy. Sullivan hatte es an dem Abend, als er bei ihm war, mitgenommen und hatte es seither überall gesucht. So viel zum Thema Fehler.

Fehler werden dein Tod sein.

Er hielt seine Miene vollkommen unter Kontrolle. »Ich wette, das gehört Steve Bowen«, log er.

76

»Wem?«, wollte Caitlin wissen.

»Steve Bowen. Einer meiner Klienten. Ich habe ihn kürzlich mal zum Flughafen gefahren.«

Caitlin machte ein verwirrtes Gesicht. »Und warum hat er nicht danach gesucht?«
Weil er gar nicht existiert.

»Wahrscheinlich, weil er in London ist.« Sullivan improvisierte weiter. »Leg es einfach ins Handschuhfach.«

Jetzt, wo er das Handy hatte, wusste er genau, was er damit anstellen wollte. Um ehrlich zu sein, er konnte es kaum erwarten. Er brachte seine Familie so dicht wie möglich vor die Halle und hielt am Straßenrand an.

»Bitteschön, bis vor den Eingang. Das nenne ich Service. Unschlagbar. Ich suche schnell noch einen Parkplatz, dann treffen wir uns drinnen.«

Es dauerte nicht lange, bis er ein Parkhaus mit freien Stellplätzen gefunden hatte. Er fuhr bis hinauf auf das oberste Deck, um ein bisschen mehr Privatsphäre und ein verlässliches Handysignal zu bekommen. Die Nummer, die er brauchte, war im Adressbuch des Telefons verzeichnet. Er drückte die entsprechenden Tasten. *Das wird gut. Hoffentlich geht der Drecksack auch ran.*

Und hoffentlich hatte er die Anruferkennung eingeschaltet.

John Maggione Jr. war persönlich am Apparat. »Wer ist da?«, fragte er und klang schon jetzt völlig außer sich.

Volltreffer! Er war es höchstpersönlich. Sie hatten einander von dem Tag an gehasst, als sein Vater Sullivan die ersten Aufträge verschafft hatte.

»Rate mal, Junior.«

»Ich hab verflucht noch mal keine Ahnung. Woher hast du diese Nummer? Wer immer du bist, du bist ein toter Mann.«

76

»Dann haben wir ja was gemeinsam, schätze ich.«

Sullivans Blutbahnen wurden mit Adrenalin überschwemmt. Jetzt hatte er das Gefühl, als könne ihn nichts und niemand aufhalten. In dieser Beziehung machte ihm niemand etwas vor: ein potenzielles Opfer verunsichern, mit einer Zielperson spielen.

»Ganz recht, Junior. Der Jäger wird zum Gejagten. Ich bin's, Michael Sullivan. Erinnerst du dich? Weißt du was? Dich schnappe ich mir als Nächsten.«

»Der Schlachter? Bist du das, Drecksack? Ich hätte dich so oder so umgebracht, aber jetzt wirst du auch für das bezahlen, was du Benny angetan hast. Ich werde dir grausame Schmerzen bereiten, du mieses Stück Scheiße.«

»Was ich mit Benny gemacht habe, ist gar nichts im Vergleich zu dem, was ich mit dir anstellen werde. Ich schneide dich mit einer Knochensäge in zwei Teile und schicke die eine Hälfte deiner Mutter und die andere deiner Frau. Ich lasse Conny einen Blick darauf werfen, bevor ich sie ficke, vor den Augen eurer Kinder. Na, was sagst du dazu?«

Maggione explodierte. »Du bist *tot*! Du bist so was von *tot*! Alles, was dir jemals was bedeutet hat, ist... *tot*. Ich kriege dich, Sullivan.«

»Ja, ja, das sagen sie alle.«

Er klappte das Handy zu und warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Das hatte gutgetan... so mit Maggione zu reden. Zehn vor acht. Er würde nicht einmal das erste Stück verpassen.

77

59

Ich war gerade mit der letzten Sitzung des Tages fertig und ging die alten Akten über den Mord an Maria noch einmal durch, als es unerwartet und laut an meine Praxistür klopfte. Was war denn das?

Ich machte auf und sah Sampson im Flur stehen.

Er hatte einen Zwölfer-Pack Corona-Bier unter dem Arm, der im Verhältnis zu seinem Körper lächerlich winzig wirkte. Irgendetwas war los.

»Tut mir leid«, sagte ich. »Ich gestatte während der Sitzungen keinen Alkohol.«

»Also gut. Alles klar. Dann müssen ich und meine eingebildeten Freunde uns wohl jemanden anderen suchen.«

»Andererseits, da es offensichtlich ist, wie sehr du eine Therapie nötig hast, mache ich dieses Mal eine Ausnahme.«

Ich ließ ihn herein, und er gab mir ein kühles Bier. Da war eindeutig irgendetwas los. Sampson war noch nie in meine Praxis gekommen.

»Sieht gut aus hier«, sagte er. »Ich schulde dir immer noch eine Hängepflanze oder so was.«

»Jedenfalls kein Kunstwerk. Verschon mich bloß damit.«

Dreißig Sekunden später drehten sich die Commodores im CD-Spieler - Sampsons Vorschlag -, und Sampson lag auf meiner Couch. Unter ihm wirkte sie eher wie ein kuscheliges Zweier-Sofa.

Noch bevor ich mich entspannen konnte, überrumpelte er mich. »Kennst du eigentlich Kim Stafford?«

Ich versuchte meine Reaktion mit einem Schluck Bier zu überspielen. Kim war heute meine letzte Patientin gewesen.

77

Gut möglich, dass Sampson sie hatte weggehen sehen, aber ich hatte keine Ahnung, woher er wusste, wer sie war. »Warum willst du das wissen?«

»Hmm, na ja, ich bin bei der *Kriminalpolizei*... ich habe sie vorhin weggehen sehen. Die Dame ist ja nur schwer zu übersehen. Sie ist die Freundin von Jason Stemple.«

»Jason Stemple?« Aus Sampsons Mund hatte es geklungen, als müsste ich ihn kennen. In gewisser Hinsicht kannte ich ihn auch, wenn auch nicht dem Namen nach.

Ich war froh, dass Kim zu weiteren Sitzungen zu mir gekommen war, auch wenn sie sich nach wie vor standhaft weigerte, die Identität ihres Verlobten preiszugeben, obwohl die Misshandlungen zugenommen zu haben schienen.

»Er arbeitet im sechsten Bezirk«, sagte Sampson. »Schätze mal, er ist erst nach deinem Abschied zur Truppe gestoßen.«

»Sechster Bezirk? Soll das heißen, er ist Polizist?«

»Ja, genau. Allerdings beneide ich ihn nicht gerade um das Revier. Da drüben geht es zurzeit ziemlich hart zur Sache.«

Meine Gedanken überschlugen sich, und in meiner Magengegend machte sich eine leichte Übelkeit bemerkbar. *Jason Stemple war ein Polizist?*

»Was machen die Ermittlungen in dieser Georgetown-Geschichte?«, fragte ich, wahrscheinlich um Sampson abzulenken.

»Nichts Neues«, meinte er und machte den Themenwechsel ohne zu zögern mit. »Ich habe jetzt drei der vier uns bekannten Opfer durch und bin immer noch keinen Schritt weiter.«

»Also will keine etwas sagen? Nach allem, was ihnen zugestoßen ist? Das ist kaum zu glauben. Findest du nicht auch, John?«

»Doch. Heute habe ich mit einer Frau gesprochen, die Cap

78

tain bei der Army ist. Sie hat immerhin gesagt, dass der Vergewaltiger üble Drohungen gegenüber ihren Familienangehörigen geäußert hat. Aber sogar das war mehr, als sie eigentlich herauslassen wollte.«

Schweigend tranken wir unsere Flaschen leer. Meine Gedanken sprangen immer wieder zwischen Sampsons Fall sowie Kim Stafford und ihrem Verlobten, dem Polizisten, hin und her.

Sampson kippte den letzten Rest seines Corona hinunter, setzte sich auf und reichte mir die nächste Flasche. »Also, hör zu«, sagte er. »Ich habe jetzt noch ein letztes Gespräch vor mir - eine vergewaltigte Rechtsanwältin. Eine letzte Chance, um diesen Fall irgendwie zu knacken.«

A-ha, jetzt geht's los.

»Montagnachmittag?«

Ich drehte mich in meinem Drehstuhl und warf einen Blick in den Terminplaner auf meinem Schreibtisch. *Vollkommen leer.* »Verdammt, total ausgebucht.«

Dann machte ich das zweite Bier auf. Ein langer Lichtstrahl zwängte sich zu den hölzernen Fensterläden herein, ich verfolgte ihn bis hin zu der Stelle, wo Sampson saß und mich mit diesem für ihn typischen, brütend starren Blick anstierte. Menschenberg, so lautete einer meiner privaten Spitznamen für ihn. Ein anderer war Doppel-John.

»Wann am Montag?«, wollte ich schließlich wissen.

»Drei Uhr. Ich hol dich ab, mein Hase.« Er ließ seine Bierflasche gegen meine klicken.

»Weißt du was, du hast mich gerade sieben Mäuse gekostet.«

»Wieso denn das?«

»Der Zwölfer-Pack«, erwiderte er. »Wenn ich gewusst hätte, dass es so einfach ist, dann hätte ich nur sechs geholt.«

78

60

Montag, fünfzehn Uhr. Ich dürfte eigentlich gar nicht hier sein, aber ich bin es trotzdem. Alles, was ich bisher gesehen hatte, deutete darauf hin, dass die Anwaltskanzlei Smith, Curtis and Brennan sich auf altes Geld spezialisiert hat. Der ausgesprochen teuer wirkende Empfangsbereich mit den seitlich platzierten Tischchen, auf denen *Golf Digest*, *Town & Country* oder *Forbes* auslagen, sprach für sich selbst. Die Klienten dieser Kanzlei wohnten garantiert nicht in meiner Nachbarschaft.

Mena Sunderland war Juniorpartnerin und außerdem unser drittes

Vergewaltigungsoffer, chronologisch betrachtet. Mit ihrem grauen Designeranzug und dieser gewissen anmutigen Reserviertheit, die manche Südstaatler an sich haben, schien sie sehr gut in die Umgebung zu passen. Sie führte uns in ein kleines Konferenzzimmer und zog vor Beginn unseres Gesprächs die Jalousien vor den Glaswänden zu.

»Ich fürchte, Sie vergeuden Ihre Zeit«, sagte sie dann. »Ich habe nichts weiter zu sagen. Das habe ich auch dem anderen Detective schon gesagt. Mehrfach.«
Sampson schob ihr ein Blatt Papier zu. »Wir dachten, das hier könnte es Ihnen vielleicht erleichtern.«

»Was ist das?«

»Eine Presseerklärung. Falls überhaupt Informationen in dieser Sache veröffentlicht werden sollten, dann das hier.«

Sie überflog das Dokument, während er erläuternd hinzufügte: »Mit dieser Erklärung wollen wir die Ermittlungen offensiv vorantreiben, indem wir feststellen, dass keines der

79

uns bekannten Opfer bereit ist, den Angreifer zu identifizieren oder gegen ihn auszusagen.«

»Ist das denn wahr?«, fragte sie und hob den Blick.

Sampson wollte gerade antworten, als mich eine plötzliche Eingebung durchzuckte. Ich fiel ihm ins Wort, indem ich anfang zu husten. Nicht besonders geschickt, aber wirkungsvoll.

»Dürfte ich Sie vielleicht um ein Glas Wasser bitten?«, wandte ich mich an Mena Sunderland. »Bitte entschuldigen Sie.«

Kaum hatte sie den Raum verlassen, sagte ich zu Sampson: »Ich finde, sie soll nicht erfahren, dass alles an ihr hängt.«

»Okay. Das sehe ich auch so.« Sampson nickte und sagte dann: »Aber wenn sie fragt...«

»Lass mich übernehmen«, unterbrach ich ihn. »Ich habe ein gutes Gefühl.« Ich war berühmt für meine »Gefühle«, sie waren ein Teil meiner Reputation, was aber nicht bedeutete, dass Sampson automatisch damit einverstanden sein musste. Hätten wir mehr Zeit gehabt, das alles auszudiskutieren, dann hätte ich mir darüber Gedanken machen müssen, aber eine Sekunde später kam Mena Sunderland schon wieder zur Tür herein. Sie hatte zwei Flaschen Fiji-Wasser und zwei Gläser dabei. Sogar ein Lächeln brachte sie zustande.

Während ich einen Schluck Wasser trank, bemerkte ich, wie Sampson sich in seinem Stuhl zurücklehnte. Das war mein Zeichen.

»Mena«, sagte ich, »wir würden gerne versuchen, eine gemeinsame Basis mit Ihnen zu finden. Eine Basis, auf der Sie sich angstfrei äußern und wir gleichzeitig die Dinge erfahren können, die wir wissen müssen.«

»Und was bedeutet das?«, wollte sie wissen.

»Das bedeutet, dass wir nicht unbedingt eine *Beschreibung* dieses Mannes brauchen, um ihn zu finden.«

79

Ich wertete ihr Schweigen als, wenn auch zögerliche, Erlaubnis zum Weitermachen.

»Ich würde Ihnen gerne ein paar Fragen stellen, die alle mit Ja oder Nein zu beantworten sind. Sie können sie mit nur einem Wort oder auch nur durch Kopfbewegungen beantworten. Falls Ihnen eine Frage zu unangenehm sein sollte, dann können Sie die Antwort jederzeit verweigern.«

Um ihre Mundwinkel spielte der Anflug eines Lächelns. Meine Fragetechnik war sehr simpel, und das wusste sie. Aber ich wollte die ganze Sache so wenig bedrohlich wie möglich gestalten.

Sie schob sich eine lange, blonde Haarsträhne hinter das Ohr. »Fragen Sie weiter. Vorerst.«

»Hat dieser Mann Sie am Abend des Überfalls gezielt bedroht, damit Sie ihn später nicht verraten?«

Sie nickte zunächst und sagte dann: »Ja.«

Plötzlich spürte ich ein wenig Hoffnung. »Hat er andere Menschen aus Ihrem Umfeld bedroht? Ihre Familie, Freunde, etwas in der Richtung?«

»Ja.«

»Hat er seit jenem Abend mit Ihnen Kontakt aufgenommen? Oder hat er sich in anderer Weise zu erkennen gegeben?«

»Nein. Einmal habe ich gedacht, ich hätte ihn bei mir in der Straße gesehen, aber das war vermutlich jemand anderes.«

»Waren seine Drohungen mehr als nur verbaler Natur? Hat er noch etwas anderes gemacht, um sicherzustellen, dass Sie ihn nicht verraten?«

»Ja.«

Ich hatte einen wichtigen Punkt getroffen, das war mir klar. Mena Sunderland hielt den Kopf ein paar Sekunden lang gesenkt, dann hob sie den Blick und schaute mir wieder ins Ge

80

sicht. Ihr angespannter Gesichtsausdruck war einer gewissen Entschlossenheit gewichen. »Bitte, Mena. Es ist wichtig.«

»Er hat meinen Blue Berry mitgenommen«, sagte sie. Nach ein paar Sekunden Pause fuhr sie fort. »Darauf sind alle meine persönlichen Daten gespeichert. Adressen, einfach alles. Meine Freunde, meine Familie daheim in Westchester.«

»Ich verstehe.«

Ich verstand sie wirklich. Das passte genau zu dem vorläufigen Bild, das ich mir von diesem Ungeheuer gemacht hatte.

Dann zählte ich stumm bis zehn. Bei acht fing Mena wieder an zu sprechen. »Er hat mir Bilder gezeigt«, sagte sie. »Wie bitte? Bilder?«

»Fotos. Von Menschen, die er umgebracht hat. Oder zumindest hat er das behauptet. Und...« Es dauerte einen Augenblick, bis sie die nächsten Worte aussprechen konnte.

»...*verstümmelt*. Er hat von Knochensägen gesprochen und von Operationsskalpellen.«

»Mena, können Sie mir irgendetwas zu diesen Fotos sagen?«

»Er hat mich gezwungen, mir ein paar davon anzuschauen, aber ich kann mich nur an das erste erinnern. Es war das Schlimmste, was ich in meinem ganzen Leben gesehen habe.« Die Erinnerung setzte sich schlagartig in ihr fest, ich konnte das blanke Entsetzen in ihren Augen erkennen. Ihr Blick wurde plötzlich weich.

Nach ein paar Sekunden hatte sie sich wieder gefangen und sprach weiter. »Ihre Hände«, sagte sie und brach erneut ab.

»Was war mit ihren Händen, Mena?«

»Er hatte ihr beide Hände abgeschnitten. *Sie hat noch ge*

80

lebt. Sie hat ganz offensichtlich laut geschrien.« Ihre Stimme war nur noch ein Flüstern. Wir hatten eine Grenze erreicht, das spürte ich sofort. »Er hat sie Beverly genannt. Als wären sie gute, alte Bekannte.«

»Okay«, sagte ich mit sanfter Stimme. »Wenn Sie möchten, dann hören wir hier auf.«

»Ich möchte aufhören«, sagte sie. »Aber...«

»Sprechen Sie weiter, Mena.«

»An diesem Abend... da hatte er ein Skalpell dabei. Und darauf war Blut.«

81

61

Das war ein gewaltiger und gleichzeitig sehr unheilvoller Fortschritt. Möglicherweise zumindest.

Falls Mena Sunderlands Beschreibung zutreffend war, und nichts sprach dagegen, dann hatten wir es hier nicht nur mit einer Vergewaltigungsserie zu tun. Dann handelte es sich um eine Mordserie. Schlagartig war ich mit den Gedanken bei Marias Ermordung, bei der Vergewaltigungsserie, die es damals gegeben hatte. Ich versuchte, für den Augenblick Maria ganz auszublenden. Ein Fall nach dem anderen.

Unmittelbar im Anschluss an unser Zusammentreffen mit Mena Sunderland, während Sampson mich nach Hause brachte, schrieb ich alles auf, woran ich mich erinnern konnte. John hatte sich während des Gesprächs zwar Notizen gemacht, aber manchmal hilft es mir bei der Klärung eines Falls, wenn ich ein Gedächtnisprotokoll anfertige. Mein vorläufiges Täterprofil des Vergewaltigers schien sich mehr und mehr zu bestätigen. *Trau deinem ersten Eindruck*. Ging es in dem Bestseller »Blink« von Malcolm Gladwell nicht genau darum? Die Fotos, die Mena beschrieben hatte - eine Art Andenken -, waren bei Serienverbrechen ein durchaus gängiges Phänomen. Diese Fotos halfen ihm über Phasen der Niedergeschlagenheit hinweg. Aber er hatte dem Ganzen noch eine Finesse hinzugefügt, indem er seine Andenken dazu benutzte, seine lebenden Opfer so einzuschüchtern, dass sie genau in dem Zustand verharrten, in dem er sie haben wollte: gelähmt vor Angst.

Als wir durch Southeast fuhren, brach Sampson schließlich das Schweigen. »Alex, ich möchte, dass du in diesen Fall

81

mit einsteigst. *Offiziell*«, sagte er. »Arbeite mit uns zusammen. Arbeite mit *mir* an diesem Fall. Als Berater. Nenn es, wie du willst.«

Ich schaute zu ihm hinüber. »Ich dachte schon, du wärest ein klein wenig eingeschnappt, weil ich vorhin ein bisschen die Regie übernommen habe.«

Er zuckte mit den Schultern. »Niemals. Wer Ergebnisse bringt, hat Recht. Und außerdem, du steckst doch schon mittendrin, oder etwa nicht? Dann kannst du auch Geld dafür kriegten. Selbst, wenn du wolltest, du könntest den Fall jetzt sowieso nicht mehr sausen lassen.«

Ich schüttelte stirnrunzelnd den Kopf, aber nur, weil er Recht hatte. In meinem Inneren konnte ich ein vertrautes Summen hören, meine Gedanken konzentrierten sich alle unwillkürlich auf diesen Fall. Das ist eine der Ursachen, warum ich in meinem Job so gut bin, und gleichzeitig auch der Grund dafür, dass ich Ermittlungen niemals nur mit halber Kraft führen kann.

»Wie soll ich das bloß Nana beibringen?«, fragte ich ihn. Das war wohl meine Art, ja zu sagen.

»Sag ihr, dass wir dich brauchen. Sag ihr, dass Sampson dich braucht.« Er bog nach rechts in die Fifth Street, unser Haus war schon in Sichtweite. »Du solltest dir aber schnell was einfallen lassen. Sie wird es nämlich riechen. Sie sieht es dir an.«

»Willst du mit reinkommen?«

»Ha, ha.« Er hielt mit laufendem Motor am Bordstein. »Jetzt geht's los«, sagte ich.

»Wünsch mir Glück mit Nana.«

»Hey, hör mal, niemand hat behauptet, dass Polizeiarbeit ungefährlich sei.«

82

62

An diesem Abend saß ich in meinem Büroatelier und brütete über dem Fall. Erst spät beschloss ich, dass es jetzt genug war.

Ich ging nach unten und schnappte mir die Schlüssel, an den meisten Abenden unternahm ich noch eine kleine Spazierfahrt mit meinem neuen Mercedes, meinem Crossover-Fahrzeug. Es fuhr sich absolut traumhaft, und die Sitze waren mindestens so gemütlich wie unsere Wohnzimmermöbel. Die Stereoanlage einschalten, zurücklehnen, entspannen. Wunderbar.

Als ich schließlich ins Bett ging, trugen meine Gedanken mich an einen Ort, dem ich nach wie vor ab und zu einen Besuch abstatten muss. Ein Heiligtum. Meine Flitterwochen mit Maria. Vielleicht die schönsten zehn Tage meines Lebens. Ich hatte jede Einzelheit noch ganz lebendig vor Augen.

Die Sonne verschwindet dicht hinter den Palmen und senkt sich einer blauen, horizontalen Linie jenseits unseres Hotelbalkons entgegen. Die Stelle neben mir, auf der Maria bis vor einer Minute noch gelegen hat, ist noch warm.

Jetzt steht sie vor dem Spiegel.

Wunderschön.

Sie hat nichts weiter an als eines meiner Hemden, mit offenen Knöpfen, und macht sich fürs Abendessen fertig.

Sie behauptet immer, ihre Beine seien zu dünn, aber ich finde sie lang und hinreißend, ihr bloßer Anblick macht mich scharf - Marias Anblick im Spiegel.

Ich sehe zu, wie sie ihr schwarz glänzendes Haar mit einer

82

Spange zusammenfasst. Dadurch ist ihr langer Hals besonders gut zu sehen. Oh, Gott, ich bete sie an.

»Mach das noch mal«, sage ich.

Ohne ein Wort zu sagen erfüllt sie mir meinen Wunsch.

Als sie den Kopf zur Seite dreht, um einen Ohrring anzulegen, begegnen sich unsere Blicke im Spiegel.

»Ich liebe dich, Alex.« Sie dreht sich zu mir um. »Niemand wird dich je so lieben wie ich.«

Ihre Augen saugen sich an meinen fest, und ich glaube, dass ich die Gefühle in ihrem Inneren sehen kann. Unsere Gedanken sind sich so unglaublich nahe. Ich strecke, auf dem Bett liegend, meine Hand nach ihr aus und sage...

82

63

Irgendetwas voll tiefer Gefühle. Aber ich wusste nicht mehr, was.

Ich setzte mich auf, ganz allein in meinem Bett und noch verwirrt von dem, was ich gerade in halb wachem, halb schlafendem Zustand erlebt hatte. In meiner Erinnerung war soeben ein weißer Fleck aufgetaucht, wie ein Loch im Boden, das vorher noch nicht da war.

Bisher hatte ich unsere Flitterwochen auf Barbados immer in allen Einzelheiten klar und deutlich vor Augen gehabt. Warum wusste ich nicht mehr, was ich zu Maria gesagt hatte?

Die Leuchtziffern des Weckers neben mir zeigten 2:15.

Und dennoch war ich hellwach.

Bitte, lieber Gott, dachte ich, diese Erinnerungen sind alles, was mir noch geblieben ist. Alles, was ich habe. Nimm sie mir nicht auch noch weg.

Ich schaltete das Licht ein.

Jetzt konnte ich auf gar keinen Fall im Bett bleiben. Stattdessen trat ich auf den Flur hinaus und überlegte, ob ich vielleicht hinuntergehen und ein bisschen Klavier spielen sollte.

Am oberen Ende der Treppe blieb ich stehen, die Hand aufs Geländer gelegt. Alis leise rasselnder Atem ließ mich auf der Stelle verharren.

Ich ging zu seinem Zimmer, blieb an der Türe stehen und betrachtete meinen kleinen Jungen.

Er war nichts weiter als ein kleines, von Decken bedecktes Knäuel, unter denen ein nackter Fuß hervorragte. Sein Atem hörte sich an wie ein leises Schnarchen.

Das Nachtlicht, das in der Steckdose an der Wand steckte, gab gerade so viel Helligkeit ab, dass ich sein Gesicht er

83

kennen konnte. Der kleine Alex hatte die Augenbrauen fest zusammengezogen, als wäre er tief in Gedanken versunken, genau wie ich manchmal.

Als ich zu ihm unter die Decke schlüpfte, kuschelte er sich an meine Brust und legte den Kopf in meine Armbeuge.

»Hallo, Daddy«, sagte er halb schlafend.

»Hallo, Kleiner«, flüsterte ich. »Schlaf weiter.«

»Hast du schlecht geträumt?«

Ich musste lächeln. Diese Frage hatte ich ihm in der Vergangenheit zahllose Male gestellt. Jetzt kamen die Worte zu mir zurück, wie ein umherschwebendes Stück meiner selbst.

Er hatte mir meine Worte geschenkt, und so schenkte ich ihm Marias Worte: »Ich hab dich lieb, Ali. Niemand wird dich je so lieben wie ich.«

Vollkommen regungslos lag er da, war wahrscheinlich schon wieder eingeschlafen. Ich hatte eine Hand auf seine Schulter gelegt und blieb so lange liegen, bis sein Atem denselben, gleichmäßigen Rhythmus wie vorhin angenommen hatte. Und dann zog ich mich wieder in mich selbst zurück, um bei Maria sein zu können.

83

64

Die Erinnerung an seinen Vater war immer dann am stärksten, wenn Michael Sullivan mit seinen Söhnen zusammen war. Der strahlend weiße Schlachterladen, der Kühlraum weiter hinten, der Knochenmann, der einmal pro Woche die Fleischreste abholte, der Duft nach irischem Carrigaline-Käse und nach dem traditionellen Black-and-White-Pudding.

»Hey, batta, batta, batta«, hörte Sullivan es rufen und wurde unsanft in die Gegenwart auf den Sportplatz ganz in der Nähe seines Hauses in Maryland zurückgeholt.

Dann hörte er: »Der Kerl trifft doch nicht mal 'nen Medizinball! Der Typ taugt nichts! Den machst du platt!«

Beim Familien-Baseball waren Seamus und Jimmy die Einpeitscher. Michael Jr. war genauso konzentriert wie immer. Sullivan sah es in den hellblauen Augen seines Ältesten blitzen, den unbedingten Willen, den Alten ein und für alle Male rauszuschießen.

Sein Sohn holte aus und warf. Ein stark angeschnittener Topspin oder vielleicht ein wuchtiger Slider, der seitlich in die Schlagzone eindringen sollte. Sullivan atmete während des Schwungs aus und hörte, wie der Ball klatschend hinter ihm in Jimmys Fanghandschuh landete. Der Hundesohn hatte ihn ganz schön alt aussehen lassen! Auf dem ansonsten menschenleeren Platz der US-Veteranenorganisation American Legion war mit einem Mal die Hölle los. Jimmy, der Fänger, rannte im Kreis immer um seinen Vater herum und reckte den gefangenen Ball in die Höhe.

Nur Michael Jr. blieb ruhig und gelassen. Er gestattete sich

84

zwar ein leichtes Grinsen, blieb aber am Wurfmal stehen und überließ das Feiern seinen Brüdern.

Er warf seinem Vater, den er noch nie zuvor geschlagen hatte, herausfordernde Blicke zu.

Dann reckte er das Kinn und wollte gerade wieder seine Wurfposition einnehmen, als er stutzte.

»Was ist denn das?«, fragte er und schaute seinen Vater an.

Sullivan blickte nach unten und sah, wie sich auf seinem Brustkorb etwas bewegte. *Der rote Punkt einer Laser-Zielvorrichtung.*

Er ließ sich neben dem Schlagmal zu Boden fallen.

84

65

Der altehrwürdige Louisville Slugger zersplitterte noch in seiner Hand, bevor er den Boden erreicht hatte. Ein lautes, metallisches *Pling* ertönte, als eine Kugel in den Metallzaun hinter dem Schlagmal einschlug. *Da wollte ihn jemand erschießen. Maggiones Leute? Wer sonst?*

»Jungs! Haut ab, sofort! Rennt! Rennt!«, brüllte er.

Das musste er den Jungen nicht zweimal sagen. Michael Jr. schnappte seinen jüngsten Bruder am Arm. Alle drei suchten sie Deckung, waren schnell auf den Beinen, die kleinen Halunken, als hätten sie gerade jemandem die Geldbörse gestohlen.

Der Schlachter rannte, so schnell er konnte. In die andere Richtung. Er wollte das Feuer von seinen Jungen weg auf sich ziehen.

Und er brauchte die Pistole aus seinem Auto!

Sein Humvee stand mindestens fünfzig Meter entfernt, er lief so direkt, wie er es nur wagte, darauf zu. Der nächste Schuss sauste so dicht an ihm vorbei, dass er den Luftzug an seinem Kinn spürte.

Die Schüsse kamen aus dem kleinen Waldstück links vom Sportplatz, ein Stück von der Straße entfernt. Das war ihm klar. Aber er drehte sich nicht um. Noch nicht.

Als er den Humvee erreicht hatte, riss, er die Beifahrertür auf und hechtete ins Innere. Glas splitterte.

Der Schlachter blieb möglichst tief, hielt das Gesicht gegen die Bodenmatte gepresst und griff unter den Fahrersitz.

Die dort festgeklemmte Beretta bedeutete ein gebrochenes Versprechen gegenüber Caitlin. Er rammte das Magazin

85

in den Lauf, und dann endlich wagte er einen Blick über den Türrend.

Es waren zwei, die jetzt aus dem Wäldchen gelaufen kamen, zwei von Maggiones Raufbolden, mit Sicherheit. Sie waren gekommen, um ihm den Garaus zu machen, richtig? Und seinen Kindern womöglich auch.

Er entriegelte die Fahrertür und ließ sich dann auf das Gemisch aus Schotter und Erde nach draußen fallen. Bei einem schnellen Blick unter dem Wagen hindurch entdeckte er ein Paar Füße, die schlurfend in seine Richtung gerannt kamen.

Keine Zeit zum Nachdenken oder für irgendwelche großartigen Pläne. Er schoss zweimal unter der Karosserie hindurch. Maggiones Mann schrie auf, und oberhalb seines Knöchels breitete sich ein Blutfleck aus.

Hart schlug er auf dem Boden auf, der Schlachter schoss noch einmal, dem Ganoven direkt in die zweifach schockierte Visage. Dem Arschloch blieb keine Gelegenheit mehr für einen Schuss, ein Wort oder einen Gedanken. Aber das war jetzt im Augenblick das kleinste seiner Probleme.

»Dad! Dad! Dad! Hilfe!«

Das war Mikes Stimme. Sie kam von der anderen Seite des Parks und klang heiser vor Panik.

Sullivan sprang auf und sah den anderen Killer auf die in einem kleinen Graben liegende Spielerbank zurennen, vielleicht noch siebzig Meter entfernt. Er hob die Pistole, aber ihm war klar, dass er so auch seine Jungen treffen konnte.

Also sprang er in den Humvee und ließ den Motor an.

85

66

Er trat das Gaspedal bis zum Anschlag durch, als hinge das Leben seiner Kinder davon ab. Was vermutlich auch der Fall war. Maggione war ein Feigling, dem genau so etwas zuzutrauen war: die Kinder umbringen. Dann hielt er die Beretta zum Fenster hinaus. Vielleicht bekam er die eine eindeutige Chance, die er brauchte. Es würde jedenfalls knapp. Und niemand konnte vorhersagen, wie es ausgehen würde. Spannend, spannend!

Der Killer rannte jetzt über das Infield, war mittlerweile echt schnell geworden. Nach Sullivans Eindruck musste der Kerl in jüngeren Jahren mal ein ganz guter Leichtathlet gewesen sein. Und das war noch gar nicht so lange her.

Michael Jr. beobachtete das ganze Treiben von der Treppe aus, die zur Spielerbank hinabführte. Der Junge war ein ziemlich kaltblütiges Bürschchen, aber das war im Augenblick vielleicht nicht gerade das Richtige. Sullivan brüllte: »Runter, Michael! Duck dich! Sofort!«

Der Killer wusste, dass Sullivan näher kam. Schließlich blieb er stehen und drehte sich um, um zu schießen.

Fehler!

Womöglich tödlich.

Er riss die Augen auf, und dann prallte der Kühlergrill des Humvee auch schon mit achtzig Stundenkilometern oder mehr gegen seine Brust. Das Fahrzeug verlangsamte seine Fahrt erst, nachdem der Gangster ein ganzes Stück weit mitgeschleift worden war, und rammte ihn dann in den Maschendrahtzaun hinter dem Schlagmal.

»Ist bei euch Jungs alles in Ordnung?«, brüllte Sullivan und ließ den Killer nicht aus den Augen. Dieser rührte sich

86

nicht und machte den Eindruck, als müsste man ihn erst aus dem Zaun herauslösen.

»Alles in Ordnung«, sagte Michael Jr. Seine Stimme zitterte ein wenig, aber er hatte seine Gefühle im Griff.

Sullivan ging um sein Auto herum und schaute sich das miese Schwein an - beziehungsweise das, was noch von ihm übrig war. Er stand nur deshalb noch aufrecht, weil er in einem stählernen Sandwich eingeklemmt war. Sein Kopf war leblos zur Seite gesunken. Mit dem einen Auge, das nicht vollkommen hinter einem Blutschleier verschwunden war, schien er sich umzuschauen.

Sullivan sah sich um und hob Überreste seines Louisville Slugger vom Boden auf. Dann schwang er ihn einmal, zweimal, und noch einmal und noch einmal. Jeder einzelne Schlag wurde von einem gebrüllten Wort begleitet.

»Lasst!

Meine!

Familie!

In!

Ruhe! Kapiert! ? Kapiert!? Kapiert! ?«

Der letzte Schlag verfehlte sein Ziel, und Sullivan machte eine riesige Delle in die Motorhaube des Humvee. Aber dadurch wurde ihm wieder bewusst, wo er eigentlich war.

Er stieg ins Auto und fuhr rückwärts bis zu der Stelle, wo seinen Jungen standen und ihn anstarrten wie Zombies auf einer Beerdigung. Sie stiegen ein, ohne ein Wort zu sagen, aber auch ohne zu weinen.

»Jetzt ist alles in Ordnung«, sagte er. »Es ist vorbei, Kinder.

86

Ich regle das. Habt ihr gehört? Ich schwöre. Ich schwöre beim Augenlicht meiner toten Mutter!«

Er würde sein Wort halten. Sie wollten ihn und seine Familie erledigen, und also würde der Schlachter sie erledigen.

Die Mafia.

John Maggione Junior.

86

67

Ich hatte eine weitere Sitzung mit Kim Stafford. Beim Eintreten trug sie eine dunkle Sonnenbrille und sah aus, als wäre sie auf der Flucht. Mein Magen sackte mir fast bis ins Erdgeschoss des Hauses. Es belastete mich, dass meine beiden beruflichen Welten in diesem einen Fall zusammentrafen.

Jetzt, wo ich wusste, wer Kims Verlobter war, fiel es mir schwerer als vorher, ihren Wunsch zu respektieren, seine Identität für sich zu behalten. Ich hätte diesem Dreckskerl am liebsten unmissverständlich die Meinung geegit.

»Kim«, sagte ich nicht lange nach Beginn der Sitzung, »bewahrt Sam irgendwelche Waffen in der Wohnung auf?« Sam war das Pseudonym, das wir für unsere Sitzungen vereinbart hatten. Sam war auch der Name einer Bulldogge, von der Kim als kleines Mädchen einmal gebissen worden war.

»Eine Pistole im Nachttischchen«, sagte sie.

Ich versuchte, mir meine Besorgnis nicht anmerken zu lassen, doch in meinem Kopf schrillten laut die Alarmglocken. »Hat er diese Pistole jemals auf Sie gerichtet? Hat er Sie damit bedroht?«

»Nur einmal«, erwiderte sie und zupfte an ihrem Rock herum. »Das ist schon eine Weile her. Wenn ich das wirklich ernst genommen hätte, dann hätte ich ihn verlassen.«

»Kim, ich möchte mit Ihnen einen Notfallplan besprechen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ein paar Vorsichtsmaßnahmen ins Auge fassen«, erwiderte ich. »Geld beiseitelegen, irgendwo einen gepackten

87

Koffer deponieren, einen Unterschlupf organisieren, falls Sie einmal schnell wegmüssen.«

Ich weiß nicht, wieso sie ausgerechnet in diesem Augenblick die Sonnenbrille abnahm, aber jetzt war sie bereit, mir ihr blaues Auge zu zeigen. »Ich kann nicht, Dr. Cross«, sagte sie. »Wenn ich jetzt einen Plan mache, dann setze ich ihn auch um. Und dann würde er mich bestimmt tatsächlich umbringen.«

Nach meiner letzten Sitzung des heutigen Tages und bevor ich das Büro verlassen wollte, wählte ich meine Mailbox an. Sie hatte nur eine Nachricht gespeichert. Sie stammte von Kayla.

»Hallo, ich bin's. Setz dich lieber hin, du wirst es nicht glauben: Nana lässt mich heute Abend das Essen für die ganze Familie zubereiten. *In ihrer eigenen Küche!* Wenn ich nicht vor Angst halb wahnsinnig wäre, würde ich sagen, ich kann es kaum erwarten. Also, ich muss noch ein paar Hausbesuche machen und dann einkaufen. Anschließend erschieße ich mich möglicherweise auf dem Parkplatz. Wenn nicht, dann sehen wir uns so gegen sechs zu Hause. Also, bei *dir* zu Hause.«

Als ich die Nachricht abhörte, war es bereits sechs Uhr. Ich versuchte, die beunruhigende Sitzung mit Kim Stafford aus meinem Kopf zu verbannen, hatte aber nur teilweise Erfolg. Ich hoffte, sie würde zurechtkommen, und war mir nicht sicher, ob ich schon zu diesem Zeitpunkt intervenieren sollte. Als ich dann in der Fifth Street ankam und nach drinnen eilte, hatte Kayla sich bereits in der Küche ausgebreitet. Sie trug Nanas Lieblingsschürze und schob gerade einen Rippenbraten in den Backofen. Nana saß aufrecht am Küchentisch und hatte ein unberührtes Glas Weißwein vor sich stehen. Das war ja *wirklich* interessant.

87

Die Kinder hüpfen ebenfalls um den Küchentisch herum. Wahrscheinlich wollten sie wissen, wie lange Nana stillhalten konnte.

»Wie war dein Tag, Daddy?«, wollte Jannie wissen. »Was war das Schönste heute?« Dieser Satz entlockte uns beiden ein breites Lächeln. Manchmal stellten wir uns beim Abendessen gegenseitig diese Frage, seit Jahren schon.

Ich dachte an Kim Stafford und dann an die Vergewaltigungen in Georgetown und Nanas Reaktion auf die Tatsache, dass ich mich an den Ermittlungen beteiligte. Der

Gedanke an Nana brachte mich wieder in die Gegenwart zurück, zu meiner Antwort auf Jannies Frage.

»Bis jetzt?«, sagte ich. »Das hier. Mit euch zusammen zu sein ist das Schönste.«

88

68

Der Höhepunkt rückte immer näher.

Der Schlachter verabscheute den Strand. Er verabscheute den Sand, den Geruch des Salzwassers, die engen Straßen, einfach alles an so einem dämlichen Ausflug ans Meer. Caitlin und die Jungs mit ihren Sommerferien in Cape May, sollten sie doch, bitte sehr, jederzeit, aber ohne ihn!

Also war es das Geschäft und nur das Geschäft, das ihn ans Meer verschlagen hatte, ausgerechnet in den Süden von New Jersey. Es war die Rache an John Maggione Jr. Sie hatten sich von dem Tag an gehasst, als Maggiones Vater diesen »irischen Irren« zu seinem bevorzugten Killer gemacht hatte. Dann hatte Sullivan den Auftrag erhalten, einen von Juniors Kumpels kaltzumachen, und der Schlachter war seiner Arbeit mit dem üblichen Enthusiasmus nachgegangen. Er hatte Rico Mari-nacci in Stücke geschnitten.

John Maggione Jr. hatte sich in letzter Zeit rar gemacht - was nicht weiter verwunderlich war -, und so hatte der Schlachter seine Pläne zunächst ein wenig geändert. Wenn er im Augenblick keine Chance hatte, den Kopf abzutrennen, dann würde er eben mit einem anderen Körperteil anfangen.

Der Körperteil, um den es in diesem Fall ging, hieß Dante Ricci. Dante war der jüngste Mann in Maggiones Syndikat, und der Don hatte ihn besonders ins Herz geschlossen. Wie einen Sohn. Hinter vorgehaltener Hand erzählte man sich, dass John Maggione Jr. sich nicht einmal von einem Vertrauten den Arsch abwischen ließ, ohne sich vorher mit Dante zu besprechen.

Kurz vor Einsetzen der Abenddämmerung erreichte Sulli

88

van das auf einer der Küste vorgelagerten Halbinsel gelegene Hafenstädtchen Mantoloking in New Jersey. Als er auf der Brücke über die Barnegat Bay fuhr, hatte der Atlantik in der Ferne eine beinahe violette Färbung angenommen, wunderschön, wenn man diesem Postkartenkitsch etwas abgewinnen konnte. Sullivan machte das Fenster zu, um sich gegen die salzige Luft zu schützen. Er wollte seine Geschäfte so schnell wie möglich hinter sich bringen und dann nichts wie weg hier.

Das Städtchen selbst mit seinen exklusiven Grundstückspreisen lag keine anderthalb Kilometer vom Festland entfernt. Riccis Haus in der Ocean Avenue war nicht weiter schwierig zu finden. Er fuhr am Haupttor vorbei, stellte den Wagen auf der Straße ab und ging die gut dreihundert Meter zu Fuß wieder zurück.

Ricci kam anscheinend ganz gut zurecht. Das Haupthaus war ein großer, protziger Bau im Kolonialstil: drei Stockwerke, braune Schindeln aus Zedernholz, alles in perfektem Zustand und direkt am Ufer. Garagen für vier Wagen, ein Gästehaus, Whirlpool am Strand. Sechs Millionen, Minimum. Genau die Art von Prunk, den Mafiosi heutzutage ihren Frauen unter die Nase halten, um sie von all dem Rauben und Morden abzulenken, mit dem sie ihren Lebensunterhalt verdienen.

Dante Ricci war ein Killer. Das war jedenfalls das, was er am besten konnte. Verdammte noch mal, er war sozusagen der neue, verbesserte Schlachter.

Von vorne konnte Sullivan nicht allzu viel erkennen. Er nahm an, dass das Haus eher auf den Seeblick im hinteren Teil hin konzipiert worden war. Aber der Strand würde ihm keine Tarnung bieten. Er musste erst einmal abwarten.

Das war für ihn kein Problem. Er besaß alles, was für diese

89

Arbeit nötig war, auch Geduld. Ein gälischer Spruch schoss ihm durch den Kopf, irgendetwas, was sein Großvater James immer gesagt hatte. *Cóimhead fearg fliear na foighde* - irgend so ein Scheiß. *Hüte dich vor dem Zorn eines geduldigen Mannes.*

Ganz genau, dachte Michael Sullivan, während er in der zunehmenden Abenddämmerung wartete, vollkommen regungslos. Ganz genau.

89

69

Es dauerte eine Weile, bis er ein Gefühl für das Haus am Strand und die unmittelbare Umgebung entwickelt hatte. Im Haus selbst

bewegte sich nicht viel, aber zumindest war klar, dass die Familie zu Hause war. Dante, zwei kleine Kinder und - so sah es zumindest aus dieser Entfernung aus - eine gut gebaute, junge Ehefrau, eine hübsche, blonde Italienerin.

Aber keine Besucher und auch keine Leibwächter zu sehen. Und besonders kein großes M: *Mafia*. Also waren keine Schusswaffen zu befürchten, bis auf das, was Dante Ricci zur Hand hatte. Was immer das sein mochte, er konnte es wahrscheinlich nicht mit der Neun-Millimeter-Maschinenpistole aufnehmen, die Sullivan sich seitlich an den Körper geschnallt hatte. *Oder mit seinem Skalpell.*

Trotz der kühlen Luft schwitzte er unter seinem Jackett, und an den Stellen, wo sich die Maschinenpistole an seinen Körper schmiegte, hatte der Schweiß bereits sein T-Shirt durchnässt. Der Seewind trug auch nicht gerade zu seiner Beruhigung bei. Lediglich seine Geduld hielt ihn bei Laune. Seine *Professionalität*, wie er selbst gerne dachte. Eine Gabe, die er ohne Zweifel von seinem Vater geerbt hatte, dem originalen Schlachter, der zumindest eines gewesen war: ein geduldiger Drecksack.

Schließlich setzte er sich in Richtung Strandhaus in Bewegung. Vorbei an einem schwarz glänzenden Jaguar, der auf einem mit hellen Backsteinen markierten Parkplatz stand, betrat er eine der offen stehenden Garagen. Darin stand ein weißer Jaguar, ein Spiegelbild des schwarzen.

O-ha, Dante, ein bisschen sehr protzig vielleicht?

89

Es dauerte nicht lange, bis er in der Garage etwas Zweckmäßiges entdeckt hatte. Der Schlachter nahm sich einen Vorschlaghammer mit kurzem Stiel von der Werkbank im hinteren Teil der Garage. Er wog ihn in der Hand. Genau richtig. Sehr schön. Mein Gott, er liebte Werkzeug. Genau wie sein Alter.

Wenn er schussbereit bleiben wollte, dann musste er mit links zuschlagen, aber sein Radius war trotzdem so groß wie, nun ja, die Windschutzscheibe eines Jaguar.

Er schulterte den Hammer, stellte die Füße parallel und landete einen astreinen Mark McGuire auf der Scheibe.

Schon beim ersten Treffer fing die Alarmanlage des Wagens laut an zu heulen. Genau das hatte er beabsichtigt.

Unverzüglich lief Sullivan in den Vorgarten hinaus, an eine Stelle, die etwa auf halbem Weg zwischen Haustür und Straße lag. Er versteckte sich hinter dem Stamm einer alten

Roteiche, die hier genau so fehl am Platz wirkte wie er selbst. Sein Finger lag bereits am Abzug, aber halt. Noch nicht schießen. Sollte Dante ihn doch für irgend so einen kleinen Scheißer, einen Strandräuber halten. Dann würde er fluchend und schimpfend herausgerannt kommen.

Nur Sekunden später flog die vordere Fliegengittertür auf und schlug mit lautem Knall gegen die Hauswand. Zwei Scheinwerfer flammten auf.

Sullivan blinzelte gegen das grelle Licht, aber er konnte den guten, alten Dante auf der Terrasse stehen sehen - mit einer Pistole in der Hand. Aber in Badehose und Flipflops. Muskulös und gut in Form, aber na und? So ein aufgeblasenes Arschloch.

Fehler.

»Wer, zum Teufel, ist da?«, brüllte der knallharte Bursche in die Dunkelheit. »Ich habe gesagt: Wer ist da? Hau lieber ab, und zwar schnell!«

90

Sullivan grinste. Das war Juniors starker Mann? Der neue Schlachter? Dieser aufgeplusterte Vollidiot mit seinem Haus am Strand? In Badehose und Plastiklatschen?

»He, ich bin's bloß. Michael Sullivan!«, rief er zurück.

Der Schlachter trat hinter dem Baumstamm hervor, machte eine leichte Verbeugung und übersäte die Eingangsterrasse mit einem Kugelhagel, noch bevor Dante klar war, wie ihm geschah. Wie hätte er das auch ahnen können? Wer konnte so verwegen sein, einen gemachten Mann in seinem eigenen Haus umzubringen? Wer konnte so verrückt sein?

»Das ist bloß der Anfang!«, brüllte der Schlachter, als ein halbes Dutzend Kugeln in Dante Riccis Bauch und Brustkorb einschlugen. Der Killer sackte auf die Knie, stierte Sullivan an und fiel dann nach vorne aufs Gesicht.

Sullivan ließ den Finger auf dem Abzug und jagte den Feuerstrahl in die beiden Jaguars und über die Einfahrt. Noch mehr Glasscherben. Hübsche Linien aus Einschusslöchern überzogen die teuren Karosserien. Das fühlte sich ziemlich gut an.

Als er das Feuer einstellte, konnte er Schreie aus dem Inneren des Strandhauses hören.

Frauen, Kinder. Mit zwei gezielten, kurzen Salven löschte er die Scheinwerfer.

Dann näherte er sich dem Haus, tastete nach seinem Skalpell. Bei Dante Ricci angelangt, wusste er sofort, dass er tot war, so tot wie eine gottverdammte, angespülte Makrele am Strand. Trotzdem drehte er die Leiche auf den Rücken und fuhr dem toten Mann vielleicht ein Dutzend Mal mit der scharfen Klinge durchs Gesicht. »Nimm's nicht persönlich, Dante. Aber du bist nicht mein neues Ich.«

Dann wandte er sich zum Gehen. Dante Ricci hatte die Nachricht erhalten, und in sehr, sehr naher Zukunft würde auch Junior Maggione sie bekommen.

90

Dann hörte er eine Stimme aus dem Inneren des Hauses. Eine weibliche Stimme.

»Du hast ihn umgebracht! Du Schwein! Du hast meinen Dante umgebracht!«

Sullivan drehte sich um und sah Dantes Frau vor dem Haus stehen. Sie hatte eine Pistole in der Hand. Sie war zierlich, hübsch, mit blond gefärbten Haaren, nur knapp über eins fünfzig groß.

Sie schoss blindlings in die Dunkelheit. Sie wusste nicht einmal, wie man schießt oder wie man eine Waffe vernünftig hält. Aber in ihren Adern floss heißes Maggione-Blut.

»Geh zurück ins Haus, Cecilia!«, rief Sullivan. »Sonst puste ich dir den Schädel weg!«

»Du hast ihn umgebracht! Du Dreckschwein! Du dreckiger Sohn einer Hure!« Sie kam die Eingangsterrasse herunter in den Vorgarten.

Die Frau weinte und fiennte und wollte ihn trotzdem erledigen, das dumme Huhn. »Ich bring dich um, du Wichser.« Ihr nächster Schuss ließ ein Vogelbad aus Beton zersplintern, an die dreißig Zentimeter rechts von Sullivan.

Ihr Weinen war zu einem hohen, gepressten Wimmern geworden. Es klang sehr viel eher nach einem verletzten Tier als nach Mensch.

Dann ging eine Sicherung bei ihr durch, und sie kam quer über die Einfahrt gerannt. Sie gab noch einen weiteren Schuss ab, bevor Sullivan ihr zwei Kugeln in die Brust jagte. Sie stürzte zu Boden, als wäre sie auf eine Mauer geprallt, und lag dann kläglich zitternd da. Er schlitze auch sie auf -Maggiones Lieblingsnichte. Waren es eben *zwei* Botschaften.

Als er in seinem Auto saß, fühlte er sich besser, zufrieden mit sich selbst. Er freute sich sogar auf die lange Rückfahrt.

91

Auf dem New Jersey Turnpike ließ er das Fenster herunter und drehte die Musik lauter und sang Bonos Texte aus voller Kehle mit, als wären es seine eigenen.

91

70

Der nächste Tag sollte in die Rubrik *Was, zum Teufel, habe ich mir dabei eigentlich gedacht?* eingehen. Ich suchte die Polizeiwache des sechsten Bezirks auf, wo Jason Stemple stationiert war, und erkundigte mich nach ihm. Ich wusste nicht genau, was ich tun wollte, wenn ich ihn tatsächlich zu Gesicht bekam, aber ich hatte so viel Angst um Kim Stafford, dass ich irgendetwas unternehmen musste, zumindest dachte ich das. Ich besaß zwar keine Dienstmarke oder Ausweise mehr, aber viele Polizisten in Washington wussten, wer ich war. Wer ich *bin*. Der wachhabende Sergeant jedoch offensichtlich nicht.

Er ließ mich länger auf der Besucherseite der Glasscheibe warten, als mir lieb war. War wahrscheinlich schon richtig so, nichts Besonderes. Ich stand herum und betrachtete die jährlich verliehenen Urkunden anlässlich gesunkener Verbrechensraten an der Wand, so lange, bis er mir schließlich mitteilte, dass er mit seinem Vorgesetzten gesprochen habe. Dann ließ er mich durch.

Ich wurde von einem weiteren uniformierten Beamten in Empfang genommen.

»Pulaski, bring Mister...« Der Sergeant warf einen schnellen Blick auf meinen Anmeldezettel. »... Cross in den Umkleideraum, bitte. Er möchte Stemple sprechen. Ich hab gedacht, er wäre schon weg.«

Wir gingen durch einen belebten Flur, und ich schnappte den einen oder anderen Gesprächsfetzen auf. Pulaski stieß eine schwere Schwingtür auf, und wir standen im Umklei

91

deraum. Der Geruch kam mir bekannt vor - süßlich und diverse Desinfektionsmittel.

»Stemple! Du hast Besuch.«

Ein junger Kerl, Ende zwanzig, ungefähr meine Größe, aber untersetzter, schaute mich an. Er stand alleine vor einer Reihe verbeulter, militärgrüner Spinde und schlüpfte gerade in ein Trikot der Washington Nationals. Ein weiteres halbes Dutzend Polizisten,

die ebenfalls dienstfrei hatten, standen herum und meckerten und lachten über den Zustand des Justizsystems, das dieser Tage wirklich ein Witz war.

Ich ging zu Stemple hinüber, der gerade seine Armbanduhr anlegte und mich immer noch weitgehend ignorierte.

»Könnte ich vielleicht kurz mit Ihnen reden?«, fragte ich. Ich versuchte höflich zu sein, aber bei diesem Typen, der mit Vorliebe seine Freundin verprügelte, kostete mich das ziemliche Anstrengung.

»Worüber?« Stemple würdigte mich kaum eines Blickes.

Ich senkte die Stimme. »Ich möchte mich mit Ihnen über... Kim Stafford unterhalten.« Von einer Sekunde zur anderen verwandelte sich seine unfreundliche Haltung in nackte Feindseligkeit. Stemple bog den Oberkörper ein wenig zurück und musterte mich von oben bis unten, als wäre ich ein Penner, der soeben bei ihm eingebrochen hatte.

»Was machen Sie eigentlich hier? Sind Sie Polizist?«

»Ich war früher mal Polizist. Jetzt bin ich Therapeut, und Kim ist meine Patientin.« Stemples Augen wurden zu kleinen Feuerbällen. Jetzt hatte er sich ein Bild gemacht, und das, was er da sah, gefiel ihm nicht. Mir ging es ganz genau so, denn ich hatte einen kräftig gebauten Mann vor mir, der Frauen verprügelte und sie gelegentlich auch mit brennenden Gegenständen traktierte.

92

»So, so, also ich habe gerade eine Doppelschicht hinter mir und verschwinde jetzt. Und wenn Sie sich einen Gefallen tun wollen, dann halten Sie sich von Kim fern.

Verstanden?«

Jetzt, wo wir uns persönlich begegnet waren, stand mein professionelles Urteil über Stemple fest: Er war ein Stück Scheiße. Als er sich in Bewegung gesetzt hatte, sagte ich:

»Sie verprügeln sie regelmäßig, Stemple. Sie haben ihr mit einer Zigarre Verbrennungen zugefügt.«

Im Umkleideraum wurde es sehr still, aber ich registrierte, dass niemand von den anderen mir entgetreten und für Stemple eintreten wollte. Sie schauten nur zu. Ein paar von ihnen nickten, als ob sie bereits über Stemple und Kim Bescheid wussten. Langsam drehte er sich zu mir um und plusterte sich auf. »Was willst du eigentlich von mir, du arschloch? Wer, zum Teufel, bist du? Fickt sie dich?«

»Nichts dergleichen. Ich habe Ihnen doch gesagt, ich bin hier, um mit Ihnen zu reden. Wenn Sie sich einen Gefallen tun wollen, dann sollten Sie mir zuhören.«

Jetzt schlug Stemple das erste Mal nach mir. Ich wich ihm aus, und er verfehlte mich, aber nur knapp. Er war auf jeden Fall jähzornig und stark.

Aber das war alles, was ich gebraucht hatte, vielleicht auch gewollt hatte. Ich täuschte einen Schlag mit links an und konterte dann mit einem Aufwärtshaken in seinen Magen. Die Luft entwich pfeifend aus seinen Lungen.

Aber dann schlang er seine kräftigen Arme um meine Hüften. Stemple rammte mich mit Wucht gegen eine Reihe von Spinden. Das Metall dröhnte unter dem Aufprall. Schmerzen breiteten sich über meinen gesamten Rücken aus. Ich hoffte, dass nicht schon jetzt etwas gebrochen war.

Sobald ich wieder Boden unter den Füßen hatte, stieß ich

92

ihn zurück, er geriet aus dem Gleichgewicht und lockerte seinen Griff. Dann schlug er erneut nach mir. Dieses Mal traf seine Faust krachend meinen Kiefer.

Ich erwiderte diese Geste - eine stramme Rechte an sein Kinn - und fügte noch einen linken Schwinger hinzu, der direkt über seiner Augenbraue einschlug. Einen für mich, einen für Kim Stafford. Dann rammte ich ihm noch eine Rechte an den Unterkiefer.

Stemple machte eine halbe Drehung, und dann verblüffte er mich: Er sackte im Umkleideraum zu Boden. Sein rechtes Auge hatte schon angefangen zuzuschwellen. Meine Arme pulsierten. Ich hätte es diesem Widerling, diesem Feigling gerne noch kräftiger gezeigt. Dieser Kampf hätte niemals stattfinden dürfen, aber jetzt war es passiert, und ich war enttäuscht, als er nicht wieder aufstehen wollte.

»Läuft es so auch mit Kim? Du regst dich über sie auf, und dann schlägst du zu?«

Er stöhnte, sagte aber nichts.

»Hör zu, Stemple. Willst du, dass ich den Mund halte und keine Meldung an deine Vorgesetzten mache? Dann sorg dafür, dass das nicht wieder vorkommt. Nie wieder! Lass die Finger von ihr. Und die Zigarren auch. Haben wir uns verstanden?«

Er blieb regungslos liegen, und das war alles, was ich wissen musste. Als ich auf halbem Weg zu Tür war, fing ich einen Blick von einem der anderen Polizisten auf.

»Gut gemacht«, sagte er.

93

71

Hätte Nana den Georgetown-Fall auf ihre eigene, unnachahmliche Weise bearbeitet, sie hätte jetzt gesagt,er»seiamKöcheln«. Sampson und ich hatten ein paar höchst interessante Zutaten in den Topf geworfen und das Feuer darunter aufgedreht. Jetzt warteten wir auf die Ergebnisse.

Ich betrachtete den mächtigen Hünen auf der anderen Seite des Schreibtisches, der mit Berichten von Verbrechen übersät war. »Ich habe noch nie erlebt, dass so viele Informationen so wenig gebracht haben«, sagte ich missmutig.

»Jetzt weißt du, womit ich mich die ganze Zeit herumschlagen muss«, erwiderte er und quetschte dabei ununterbrochen einen Anti-Stress-Ball aus Gummi in der Faust herum. Wieso war das Ding eigentlich nicht schon längst in tausend Teile zerfallen?

»Dieser Kerl ist vorsichtig, scheint auch ziemlich schlau zu sein, und er ist grausam. Außerdem hat er sich ein ziemlich wirkungsvolles Druckmittel zugelegt, indem er diese Frauen mit seinen Andenken bedroht. Dadurch bekommt das Ganze eine persönliche Note. Nur, falls du noch nicht von selbst darauf gekommen bist«, sagte ich. Ich dachte nur laut nach. Manchmal hilft das.

Seit Neuestem hatte ich mir angewöhnt, ständig hin- und herzugehen. Während der vergangenen vierzehn Stunden hatte ich vermutlich zehn Kilometer Teppichboden hinter mir gelassen, alle in dem Besprechungszimmer des Polizeireviers des Zweiten Bezirks, wohin wir uns zurückgezogen hatten. Die Füße taten mir weh, aber damit hielt ich mein Gehirn auf Trab. Und mit Saurer-Apfel-Bonbons.

93

Am Morgen hatten wir damit begonnen, uns die gesammelten Verbrechenstatistiken der vergangenen vier Jahre anzuschauen und nach Fällen zu suchen, die möglicherweise mit unserem in Zusammenhang standen. Vielleicht stießen wir ja auf irgendeinen Hinweis, der uns behilflich sein konnte. Angesichts all dessen, was wir jetzt schon über unseren Täter wussten, hatten wir uns mit sämtlichen vermissten

Frauen, mit Vergewaltigungen und besonders mit Verstümmelungen in Zusammenhang mit Mordfällen beschäftigt. Zuerst nur in Georgetown und anschließend im gesamten Stadtgebiet von Washington.

Um uns so gut wie möglich bei Laune zu halten, hatten wir im Radio »Elliot am Morgen« gehört, aber selbst Elliot und Diane war es an diesem Tag nicht gelungen, unsere Stimmung zu heben, so gut sie als Stimmungsaufheller sonst auch sein mochten. Um nichts unversucht zu lassen schlugen wir noch einen zweiten Weg ein und nahmen uns alle ungelösten Mordfälle vor. Das Ergebnis dieser Suche war eine Liste mit potenziell zusammenhängenden Fällen, die ebenso lang wie ohne Erfolgsaussichten war.

Aber der heutige Tag hatte auch sein Gutes gehabt. Mena Sunderland hatte sich noch einmal bereit erklärt, mit uns zu sprechen, und hatte uns sogar ein paar beschreibende Hinweise auf den Vergewaltiger gegeben. Er war, so schätzte sie, ein weißer Mann zwischen vierzig und fünfzig. Und nach allem, was wir Mena entlocken konnten, sah er gut aus, was ihr aber nur schwer über die Lippen kam. »Ungefähr so wie bei Kevin Costner«, sagte sie. »Der ist ja auch schon älter und sieht trotzdem noch ganz gut aus, verstehen Sie?«

Für unser Täterprofil war das ein wichtiges Detail. Attraktive Angreifer besitzen eine zusätzliche Härte, die sie noch

94

gefährlicher werden lässt. Ich hatte die Hoffnung, dass Mena, wenn wir ihr nur genügend Zeit und umfassenden Schutz boten, uns noch mehr sagen würde. Was wir bisher hatten, reichte jedenfalls nicht für eine halbwegs aussagekräftige Phantomzeichnung aus. Aber sobald wir ein Bild von ihm bekommen konnten, das nicht auf ungefähr zwölftausend Spaziergänger in Georgetown passte, wollten Sampson und ich damit an die Öffentlichkeit gehen.

Sampson kippte seinen Stuhl nach hinten und streckte seine langen Beine aus. »Was hältst du davon, wenn wir uns ein bisschen Schlaf gönnen und den Rest morgen Früh erledigen? Ich bin ziemlich geschafft.«

In diesem Augenblick kam Betsey Hall zur Tür hereingehuscht. Sie wirkte sehr viel wacher als wir beide. Betsey war noch nicht lange Detective und sehr eifrig bei der Sache. Aber sie gehörte zu der Sorte Neulinge, die wissen, wo sie wirklich nützlich sein können, und einem nicht ständig auf den Füßen herumtrampeln.

»Sie haben sich bisher bei der Suche nach weiteren Opfern ausschließlich auf *weibliche* Opfer konzentriert?«, sagte sie. »Das ist doch richtig, oder?«

»Wieso?«, fragte Sampson zurück.

»Schon mal was von Benny Fontana gehört?«

Hatten wir beide nicht.

»Ein Mafia-Soldat, *Unterboss* nennt man solche Typen, glaub ich. Das *war* er jedenfalls«, sagte Betsey. »Vor zwei Wochen wurde er umgebracht. In einem Apartment in Kalorama Park, in der Nacht, als Lisa Brandt in Georgetown vergewaltigt worden ist.«

»Und?«, wollte Sampson wissen. In seiner Stimme lag dieselbe erschöpfte Ungeduld, die auch ich empfand. »Weiter?«

»Das da.«

94

Betsey klappte eine Akte auf und breitete ein halbes Dutzend Schwarz-Weiß-Bilder auf dem Tisch aus. Sie zeigten einen Weißen um die fünfzig, der in irgendeinem Wohnzimmer tot auf dem Rücken lag. Die Füße waren ihm am Knöchel vollständig und ganz frisch abgetrennt worden.

Meine Müdigkeit war wie weggeblasen. Adrenalin pulsierte durch meinen Körper.

»Mein Gott«, stöhnte Sampson. Wir waren beide von unseren Stühlen aufgesprungen, sahen uns ein Foto nach dem anderen an und das mehrere Male hintereinander.

»Laut Bericht der Gerichtsmedizin ist Mr Fontana erst nach Eintreten des Todes verstümmelt worden«, fügte Betsey hinzu. »Möglicherweise mit chirurgischen Instrumenten. Möglicherweise mit einem Skalpell und einer Knochensäge.« Sie hatte eine hoffnungsvolle, fast schon niedlich naive Miene aufgesetzt. »Was meinen Sie? Ist das derselbe Täter?«

»Ich glaube, ich möchte noch ein bisschen mehr darüber erfahren«, lautete meine Antwort. »Können wir die Schlüssel für die Wohnung bekommen?«

Sie fasste in ihre Tasche und zog ein Schlüsselbund hervor, ließ ihn stolz vor unseren Augen baumeln. »Hab ich mir schon gedacht, dass Sie das fragen würden.«

95

72

»Scheiße, Alex. Mehrfache Vergewaltigung, mehrfacher Mord. Und jetzt noch eine Verbindung zur Mafia?« Sampson hieb mit der Faust auf das Autodach. »Das kann doch kein Zufall sein. Ausgeschlossen!«

»Könnte auf jeden Fall eine heiße Spur sein, *falls* es derselbe Kerl ist«, bremste ich ihn.

»Warten wir mal ab, was wir hier finden. Bleiben wir mal auf dem Teppich.«

Nicht, dass John völlig falschgelegt hätte. Unser Verdächtiger schien sich mehr und mehr als sadistisches Ungeheuer mit einer sehr schlechten und sehr eindeutig identifizierbaren Angewohnheit zu entpuppen. Es war nicht so, dass wir an den falschen Stellen nach ihm gesucht hatten, nur vielleicht nicht an genügend *vielen* Stellen.

»Falls wir bei unserem Besuch jetzt auf etwas stoßen sollten«, fuhr Sampson fort, »dann ruf nicht gleich heute Abend deine alten Freunde an. Einverstanden? Ich möchte noch ein bisschen was von dem Fall haben, bevor das FBI an Bord kommt.«

Angesichts der anzunehmenden Verbindung zur Mafia wusste das FBI über den Fontana-Mord sicherlich schon Bescheid. Aber die Vergewaltigungen fielen in die Zuständigkeit des Washington Police Department. Eine lokale Angelegenheit.

»Wir wissen doch noch gar nicht, ob sie uns den Fall überhaupt abnehmen«, sagte ich.

»Ach, na klar.« Sampson schnippte mit den Fingern und zeigte auf mich. »Ich vergaß. Sie haben deine Erinnerungen gelöscht, als du das FBI verlassen hast, wie bei den *Men*

in

95

Black. Na, dann will ich dir mal auf die Sprünge helfen: *Sie nehmen uns den Fall ab.* Sie sind geradezu vernarrt in solche Fälle. Wir machen die ganze Arbeit und das feine Federal Bureau of Investigation erntet dann die Lorbeeren.«

Ich warf ihm einen verstohlenen Blick zu. »Als ich noch dort gearbeitet habe, hast du dich da jemals geärgert, wenn ich mich in einen Fall eingeschaltet habe? Habe ich je so etwas gemacht?«

»Falls das mal passiert sein sollte, dann mach dir keine Gedanken«, erwiderte er.

»Wenn es mich gestört hätte, dann hätte ich mich schon gemeldet. Verdammt noch mal, *nein*, du hast dich nie in einen meiner Fälle eingeschaltet.«

Ich hielt vor einem braunen Backsteingebäude gegenüber dem Kalorama Park an. Es war eine nette Wohngegend, ich bin sicher, dass der Fontana-Mord das ganze Haus, wenn nicht sogar das ganze Viertel erschüttert hatte. Außerdem waren es keine drei Kilometer bis zu der Stelle, wo Lisa Brandt kurz nach Benny Fontanas Tod überfallen worden war.

Die folgende Stunde verbrachten wir in der Wohnung, wo wir versuchten, mit Hilfe der Fotos vom Tatort und der Blutflecken, die immer noch auf dem Teppichboden zu sehen waren, die Geschehnisse jenes Abends zu rekonstruieren. Wir fanden zwar keine konkrete Verbindung zu den anderen Überfällen, aber es war ein Anfang.

Danach fuhren wir nach Südwesten, in Richtung Georgetown, und zwar auf der Strecke, die uns die naheliegendste schien. Mittlerweile war es fast Mitternacht geworden. Aber uns war beiden nicht nach Aufhören zumute, deshalb gingen wir den ganzen Fall noch einmal durch und klapperten jeden uns bekannten Schauplatz einer Vergewaltigung in chronologischer Reihenfolge ab. Sie lagen nicht besonders weit auseinander.

96

Gegen halb drei saßen wir in der Sitznische eines kleinen

Vierundzwanzig-Stunden-Cafes. Vor uns auf dem Tisch hatten wir verschiedene Akten ausgebreitet und arbeiteten sie durch, viel zu aufgedreht, um aufhören, viel zu müde, um nach Hause gehen zu können.

Jetzt hatte ich zum ersten Mal Gelegenheit, mich eingehender mit dem Mord an Benny Fontana zu beschäftigen. Nachdem ich die Berichte der Polizei und der Gerichtsmedizin mehrere Male gelesen hatte, schaute ich mir die Liste der Dinge an, die in der Wohnung gefunden worden waren. Beim vierten oder fünften Durchlesen blieb mein Blick an einem bestimmten Punkt der Liste hängen: einer abgerissenen Ecke einer weißen, mit Plastikfolie ausgekleideten Umschlagtüte. Sie hatte unter dem Sofa gelegen, nur wenige Fußbreite von Fontanas Leiche entfernt. Nun ja, *Fußbreite*... genauer ließ sich das nicht mehr sagen.

Ich setzte mich kerzengerade hin. Das sind die Augenblicke, auf die man bei einem ungelösten Fall hofft.

»Wir müssen hier weg.«

»Du hast Recht. Wir müssen nach Hause«, sagte Sampson.

Ich fragte die Kellnerin, die halb schlafend hinter der Theke saß. »Gibt es hier in der Gegend einen Drugstore, der jetzt noch geöffnet hat? Es ist wichtig.«

Sampson war zu müde, um mir zu widersprechen. Er folgte mir auf die Straße hinaus und um die nächste Ecke, dann ein paar Straßenblocks weiter bis zu einem hell erleuchteten *Walgreens*. Ein schneller Blick in die Warengänge und ich hatte gefunden, wonach ich suchte.

»Mena Sunderland hat gesagt, dass die Fotos, die er ihr gezeigt hat, Polaroids waren.« Ich riss eine Filmschachtel auf.

»Sie müssen das erst einmal bezahlen«, rief ein Angestellter von der Kasse her. Ich beachtete ihn nicht.

96

Sampson schüttelte den Kopf. »Alex, was, zum Teufel, machst du da?«

»Die Indizienliste vom Tatort des Fontana-Mordes«, sagte ich. »Eine weiße, mit Folie ausgekleidete Umschlagtüte. Ein Stück davon jedenfalls.«

Ich holte eine Umschlagtüte aus der Schachtel, riss eine Ecke ab und hielt sie hoch.

»Genau so eins.«

Sampson fing an zu lächeln.

»Er hat Benny Fontana fotografiert, nachdem er ihn verstümmelt hat. *Es ist derselbe Kerl, John.*«

97

73

Mein Arbeitstag war lang gewesen, sehr lang, aber am nächsten Abend bekam ich Hausarrest.

Einmal pro Woche leitete Nana eine Lesegruppe in der Obdachlosenunterkunft der First Baptist Church in der Fourth Street, währenddessen war ich zu Hause bei den Kindern. Es ist jedes Mal das Gleiche: Wenn ich erst einmal mit ihnen zusammen bin, dann gibt es nichts, was ich lieber täte. Das Problem ist manchmal nur, mich überhaupt nach Hause zu kriegen.

Heute Abend spielte ich den Koch. Ich machte unser Lieblingsessen, eine weiße Bohnensuppe mit einem üppigen Salatteller aus Kopfsalat, Tomaten, knusprigem Schinken, hart gekochten Eiern, Blauschimmelkäse und Avocados, dazu ein bisschen frisches Cheddar-Brot aus der Bäckerei gleich neben meiner Praxis. Die Suppe schmeckte fast so gut wie die von Nana. Manchmal glaube ich, dass sie jedes Rezept in *zwei* Versionen besitzt, der einen, die sie im Kopf hat, und einer anderen, die sie mir verrät, bei der aber eine einzige, entscheidende Zutat fehlt. Das ist ihr Geheimnis, und ich glaube kaum, dass sich im letzten halben Jahrhundert viel daran geändert hat. Dann legten die Kinder und ich eine längst überfällige Einheit mit dem Sandsack unten im Keller ein. Jannie und Dämon traktierten abwechselnd das Leder, während Ali seine Spielzeugglaster kreuz und quer über den Kellerfußboden schob, der in Wirklichkeit der Interstate 95 war!

Anschließend gingen wir wieder nach oben und erteilten dem kleinen Bruder Schwimmunterricht. Jawohl, *Schwimmunterricht*. Das war Jannies Idee, angeregt durch Alis Scheu

97

vor der Badewanne. Wobei es noch deutlich schwieriger war, ihn wieder *aus* der Wanne zu bekommen als hinein, wenn er erst einmal drinsaf - ein Widerspruch, der ihm absolut nicht begreiflich zu machen war. Jedes Mal brach er aufs Neue einen Aufstand vom Zaun, als ob er unter einer Art Sauberkeitsallergie litt. Ich war zunächst skeptisch, was Jannies Idee betraf, musste aber zugeben, dass sie funktionierte.

»Luft holen, Ali!«, rief sie ihm vom Beckenrand aus zu. »Ich will dich atmen sehen, Kleiner.«

Dämon hatte die Hände unter Alis Bauch gelegt, während Ali selbst mit dem Gesicht nach unten auf dem Wasser lag und hauptsächlich Luftblasen und Wasserspritzer produzierte. Es war zum Brüllen, aber ich wagte nicht zu lachen, wegen Jannie. Ich saß in sicherer - also in trockener - Entfernung auf dem Toilettendeckel und sah zu.

»Hol ihn mal kurz raus«, sagte Jannie.

Dämon stellte den großen Jungen in die Badewanne.

Ali blinzelte und spuckte einen Mund voll Wasser aus, seine Augen leuchteten vor Freude.

»Ich kann schwimmen!«, krächte er.

»Na ja, vielleicht noch nicht ganz«, sagte Jannie in sachlichem Ton. »Aber es dauert bestimmt nicht mehr lang, kleiner Bruder.«

Sie und Dämon waren praktisch genauso nass wie er, aber es schien ihnen nichts auszumachen. Das war ein Spaß. Jannie kniete inmitten einer Pfütze, während Dämon danebenstand und mich mit der verschwörerischen Miene des Ältesten anblickte: *Was sind die beiden verrückt.*

Als das Telefon klingelte, rannten sie beide zur Tür. »Ich geh ran!«, riefen sie im Chor. »Ich geh ran«, sagte ich und schnitt ihnen den Weg ab. »Ihr

98

seid ja beide klitschnass. Keine Schwimmübungen, bis ich wieder zurück bin.«

»Also, dann komm, Ali«, hörte ich, während ich schon auf dem Weg nach draußen war.

»Waschen wir mal deine Haare.«

Das Mädchen war ein Genie.

Ich trabte den Flur entlang, um ans Telefon zu kommen, bevor der Anrufbeantworter ansprang. »Kinder- und Freizeitheim Cross«, sagte ich so laut, dass es auch die Kinder hören konnten.

98

74

»Ja?«, sagte ich. Die Stimme am anderen Ende der Leitung kannte ich nicht. Ich hörte nur, dass es eine Frau war. »Hier spricht Annie Falk.«

»Spreche ich mit Herrn Alex Cross?«

»Annie«, erwiderte ich, peinlich berührt. »Hallo, wie geht's?«

Wir waren nicht gerade befreundet, aber doch Bekannte. Sie hatte einen Sohn, der ein, zwei Klassen über Dämon war. Annie war Notärztin im St. Anthony's.

»Alex, ich rufe aus dem Krankenhaus an...«

Ich hatte eine plötzliche Eingebung, und mein Herz blieb stehen. »Ist was mit Nana?«

»Nein, nicht Nana«, sagte sie. »Ich wusste nicht, wen ich sonst anrufen soll. Gerade eben ist Kayla Noles in die Notaufnahme des St. Anthony's eingeliefert worden.«

»Kayla?«, fragte ich, und meine Stimme wurde automatisch lauter. »Was ist denn los? Ist es schlimm?«

»Ich weiß nicht, Alex. Wir können noch nichts Genaues sagen. Aber es sieht nicht besonders gut aus.«

Das war nicht die Antwort, die ich erwartet hatte oder hören wollte.

»Annie, was ist denn passiert? Kannst du mir wenigstens das verraten?«

»Es lässt sich wirklich nur schwer sagen. Sicher ist, dass Kayla überfallen worden ist.«

»Wer war das?« Ich brüllte diese Frage praktisch in den Hörer und hatte ein schreckliches Gefühl dabei, als ob ich die Antwort schon genau kannte.

98

Dämon streckte den Kopf zur Badezimmertür heraus und starrte mich an, die Augen angstvoll aufgerissen - ein Gesichtsausdruck, den ich in unserem Haus schon viel zu oft gesehen hatte.

»Ich kann dir nur sagen, dass sie zwei Messerstiche abbekommen hat, Alex. Sie lebt.«

Messerstiche? Dieses eine Wort dröhnte mir durch den Kopf, aber ich ließ es nicht heraus. Ich schluckte. *Aber sie lebt.*

»Alex, ich darf am Telefon nicht darüber sprechen. Du musst ins Krankenhaus kommen, so schnell wie möglich. Geht es jetzt sofort?«

»Bin schon unterwegs.«

99

75

Nana war immer noch in ihrem Lesekurs, aber es dauerte nur wenige Minuten, bis Naomi Harris von nebenan bei uns war, um sich um die Kinder zu kümmern. Ich sprang in mein Auto und ließ den ganzen Weg über die Sirene eingeschaltet. An die Fahrt ins Krankenhaus kann ich mich nicht mehr erinnern, höchstens daran, dass ich sehr schnell gefahren bin und dass ich die ganze Zeit über nur an Kayla gedacht habe. Als ich vor der Notaufnahme ankam, sah ich ihren Wagen unter der Überdachung vor dem Eingang stehen.

Die Fahrertür stand offen, und im Vorbeirennen entdeckte ich das Blut auf dem Vordersitz. Mein Gott, sie war noch selbst hierhergefahren. Irgendwie war sie ihm entkommen.

Das Wartezimmer war voll, wie immer im St. Anthony's. Vor dem Empfangstresen staute sich eine lange Schlange verloren und zerlumpt aussehender Menschen.

Verletzte, die noch gehen konnten, mit ihren Freunden und Angehörigen. *Hier war Maria für tot erklärt worden.*

»Sir, Sie dürfen nicht...«

Aber da hatte ich mich schon durch die gerade zuklappende Tür in den Behandlungstrakt geschoben. Es war klar, dass es im St. Anthony's wieder einmal ziemlich lebhaft zugeht. Sanitäter schoben Rollbahnen durch die Gegend, Ärzte, Krankenschwestern und Patienten gingen in allen Richtungen an mir vorbei.

Ein junger Mann lag auf einem Feldbett und blutete aus einer Risswunde am Haaransatz. »Muss ich jetzt sterben?«, fragte er jeden, der vorbeikam.

99

»Nein, Sie werden wieder ganz gesund«, sagte ich, da niemand sonst mit ihm reden wollte. »Alles in Ordnung, mein Sohn.«

Aber wo war Kayla? Es ging mir hier alles viel zu hektisch zu. Niemand, den ich nach ihr fragen konnte. Dann hörte ich eine Stimme hinter mir rufen.

»Alex, hier drüben!«

Annie winkte mir vom Ende des Flurs entgegen. Als ich bei ihr war, nahm sie mich am Arm und schob mich in eines der Behandlungszimmer - eine Nische mit zwei Betten, die durch einen grünen Plastikvorhang vom übrigen Geschehen abgetrennt war.

Medizinisches Personal stand im Halbkreis um das Bett herum.

Sie hatten alle Hände voll zu tun, und viele davon steckten in blutverschmierten Handschuhen.

Krankenhauspersonal kam und ging, und sie alle drängten sich an mir vorbei, als ob ich Luft wäre.

Das bedeutete, dass Kayla am Leben war. Ich ging davon aus, dass man hier versuchen wollte, ihren Zustand wenn möglich zu stabilisieren und sie anschließend in den Operationssaal zu schaffen.

Ich reckte den Hals, um so viel wie möglich sehen zu können, und dann entdeckte ich Kayla. Sie hatten ihr eine Maske über Mund und Nase gelegt. Irgendjemand nahm gerade eine rote, durchnässte Kompresse von ihrem Bauch, wo sie ihr die Bluse bereits abgeschnitten hatten.

Die Chefärztin, sie dürfte Mitte dreißig gewesen sein, sagte: »Stichwunde im Unterbauch, womöglich Milzverletzung.«

Jetzt kamen noch andere Stimmen hinzu, und ich versuchte, das Gesagte zu verstehen, aber es ging alles durcheinander und wurde immer unverständlicher.

100

»Blutdruck siebzig, Puls hundertzwanzig. Respiration dreißig bis vierzig.«

»Ich brauche eine Absaugung hier drüben, bitte.«

»Wird sie wieder gesund?«, platzte ich heraus. Ich fühlte mich wie in einem Albtraum, in dem niemand mich hören konnte.

»Alex...« Ich spürte Annies Hand auf meiner Schulter. »Du musst ihnen ein bisschen mehr Platz lassen. Viel wissen wir noch nicht. Ich sag dir Bescheid, sobald wir etwas sagen können.«

Da wurde mir klar, dass ich mich immer näher an das Krankenbett, zu Kayla, gedrängt hatte.

Mein Gott, ich sehnte mich so nach ihr und bekam kaum noch Luft.

»Sagt im siebten Stock Bescheid, dass wir so weit sind«, sagte die Ärztin, die hier im Zimmer das Kommando zu haben schien. »Sie hat einen harten Unterbauch.«

Annie flüsterte mir zu: »Das heißt, dass ihre Verdauung nicht mehr funktioniert.«

»Auf geht's, Leute, bewegt euch.«

Da schubste mich jemand von hinten, und zwar ohne jede Spur von Freundlichkeit.

»Bewegung, Sir. Gehen Sie aus dem Weg. Die Patientin schwebt in Lebensgefahr.«

Ich trat beiseite, und sie rollten ihre Bahre auf den Flur hinaus. Kaylas Augen waren immer noch geschlossen. Wusste sie, dass ich da war? Oder wer ihr das angetan hatte? Ich ging so dicht wie irgend möglich hinter der Prozession her. Doch plötzlich hatten sie sie in einen Fahrstuhl geschoben, und die Metalltüren zwischen ihr und mir hatten sich geschlossen.

Annie stand direkt neben mir. Sie deutete auf einen anderen Fahrstuhlschacht. »Ich kann dich nach oben ins Warte-

100

zimmer bringen, wenn du willst. Sie geben alle ihr Bestes, das kannst du mir glauben. Sie wissen, dass Kayla auch Ärztin ist. Und alle wissen, dass sie ein wunderbarer Mensch ist.«

100

76

Die Patientin schwebt in Lebensgefahr... Alle wissen, dass sie ein wunderbarer Mensch ist.

Die folgenden drei Stunden verbrachte ich im Wartezimmer, allein und ohne jede Nachricht bezüglich Kaylas Zustand. Alle möglichen, verstörenden Schicksalsironien spukten mir im Kopf herum: Zwei meiner Kinder waren im St. Anthony's zur Welt gekommen. Maria war hier für tot erklärt worden. Und nun Kayla.

Dann war Annie Falk wieder bei mir, kniete sich vor mich hin und sprach mich mit leiser, rücksichtsvoller Stimme an. Nichts auf der Welt hätte mir in diesem Augenblick mehr Angst einjagen können.

»Komm mit, Alex. Komm mit, bitte. Und beeil dich. Ich bringe dich zu ihr. Sie ist frisch operiert.«

Im Aufwachzimmer angekommen, dachte ich zuerst, Kayla sei noch betäubt, aber als ich näher kam, bewegte sie sich. Sie schlug die Augen auf, sah mich und erkannte mich sofort.

»Alex?«, flüsterte sie.

»Hey, du da«, flüsterte ich zurück und nahm sanft ihre Hand in meine beiden. Einen Augenblick lang wirkte sie sehr durcheinander und verwirrt, dann machte sie die Augen wieder zu. Tränen rannen ihr über die Wangen, ich hätte beinahe selbst angefangen zu weinen, aber dann dachte ich, dass Kayla vielleicht Angst bekommen könnte, wenn sie mich so sah.

»Alles in Ordnung«, sagte ich. »Jetzt ist es vorbei. Du kannst dich ausruhen.«

»Ich hatte... solche Angst«, sagte sie und klang dabei wie

101

ein junges Mädchen - eine liebenswerte Seite an Kayla, die mir bisher verborgen geblieben war.

»Das glaube ich«, erwiderte ich und zog mir einen Stuhl heran, ohne dabei ihre Hand loszulassen. »Bist du denn noch selbst hierhergefahren?«

Sie lächelte tatsächlich, auch wenn ihr Blick nach wie vor ein wenig unbeständig wirkte.

»Ich weiß doch, wie lange es in dieser Gegend dauern kann, bis der Notarztwagen kommt.«

»Wer hat das getan?«, wollte ich dann wissen. »Weißt du, wer das war, Kayla?«

Als Reaktion auf meine Frage machte sie erneut die Augen zu. Meine freie Hand ballte sich zur Faust. Wusste sie, wer sie überfallen hatte, hatte sie Angst davor, es auszusprechen? War Kayla bedroht worden, nichts zu sagen?

Schweigend saßen wir einen Augenblick lang da, bis sie sich stark genug fühlte weiterzusprechen. Ich würde sie in dieser Frage nicht unter Druck setzen - nicht so, wie ich es mit der armen Mena Sunderland gemacht hatte.

»Ich war gerade bei einem Hausbesuch«, sagte sie schließlich mit geschlossenen Augen.

»Die Schwester dieses Kerls hat mich angerufen. Er ist ein funkier. Wollte den Entzug zu Hause machen. Als ich angekommen bin, war er vollkommen von Sinnen. Ich weiß nicht, für wen oder was er mich gehalten hat. Er ist mit dem Messer auf mich los...«

Ihre Stimme versiegte. Ich strich ihr die Haare glatt und legte ihr meinen Handrücken an die Wange. Ich habe schon öfter mit eigenen Augen gesehen, wie zerbrechlich das menschliche Leben sein kann, daran gewöhnt man sich nicht, und außerdem ist es etwas ganz anderes, wenn jemand betroffen ist, der einem so nahe steht.

»Bleibst du bei mir, Alex? Bis ich eingeschlafen bin? Geh nicht weg.«

101

Da war sie wieder, ihre Kleinmädchenstimme. Noch nie hatte Kayla verletzlicher gewirkt als jetzt, in diesem einen, flüchtigen Augenblick im Aufwachzimmer. Der Gedanke an sie und an das, was ihr zustoßen war, während sie versuchte hatte, Gutes zu tun, brach mir das Herz.

»Aber natürlich«, sagte ich. »Ich bleibe hier. Ich gehe nicht weg.«

101

77

»Ich bin jetzt schon eine ganze Weile depressiv, wie Sie wissen. Niemand weiß das besser als Sie.«

»Über zehn Jahre. Das ist in der Tat eine ganze Weile, Alex.«

Ich saß meiner Lieblingsärztin gegenüber, meiner persönlichen Psychoklempnerin Adele Finaly. Darüber hinaus fungiert Adele außerdem von Zeit zu Zeit als meine Mentorin. Sie hat mich ermutigt, wieder eine eigene Praxis zu eröffnen, und sie hat mir sogar ein paar Patienten vermittelt. »Versuchskaninchen«, wie sie sie gerne nennt.

»Ich muss Ihnen ein paar Dinge erzählen, die mich sehr stark beschäftigen, Adele. Das kann mehrere Stunden dauern.«

»Kein Problem.« Sie zuckte mit den Schultern. Adele hat hellbraunes Haar und ist etwa Anfang vierzig, aber seitdem wir uns kennen gelernt haben, scheint sie kein bisschen älter geworden zu sein. Sie ist momentan nicht verheiratet, und immer wieder ertappe ich mich bei der Vorstellung, wir beide könnten ein Paar werden. Doch ich verdränge diese Bilder jedes Mal sofort wieder. Viel zu bescheuert, viel zu *verrückt*.

»Solange Sie in der Lage sind, diesen etliche Stunden dauernden Blödsinn auf fünfzig Minuten zu komprimieren«, fuhr sie fort. Sie ist und bleibt eine elende Besserwisserin, und das ist genau der Ton, den man mir gegenüber anschlagen muss.

»Das kriege ich hin.«

Sie nickte. »Dann fangen Sie mal an. Die Uhr läuft.«

102

Ich begann mit dem, was Kayla zugestoßen war und wie es mir damit ging, einschließlich der Tatsache, dass sie zu ihren Eltern nach North Carolina gefahren war, um sich dort von den Folgen des Überfalls und der Operation zu erholen. »Ich glaube nicht, dass es meine Schuld ist. Also fühle ich mich auch nicht schuldig, weil sie überfallen worden ist, nicht direkt jedenfalls.«

So gut Adele auch sein mochte, konnte sie nicht verhindern, dass ihre Augenbrauen sich hoben und so ihre Gedanken verrieten. »Und indirekt?«

Ich nickte mit dem Kopf. »Ich fühle mich ganz generell irgendwie schuldig, als hätte ich irgendetwas tun können, um den Überfall zu verhindern.«

»Zum Beispiel?«

Ich lächelte. Dann lächelte Adele auch.

»Zum Beispiel ganz Washington von sämtlichen Verbrechern zu befreien«, sagte ich.

»Sie verstecken sich schon wieder hinter Ihren Witzen.«

»Aber selbstverständlich, und jetzt kommt das eigentlich Erschreckende: So rational ich mich auch nach außen hin gebe, habe ich eben *doch* Schuldgefühle, weil ich Kayla nicht irgendwie geschützt habe. Und ja, Adele, ich weiß, wie lächerlich das ist. Das zu *denken*. Das laut auszusprechen. Aber jetzt habe ich es trotzdem getan.«

»Erzählen Sie mir ein bisschen mehr darüber, wie Sie Kayla Coles hätten beschützen können. Das muss ich wissen, Alex.«

»Jetzt bohren Sie nicht noch zusätzlich in der Wunde. Außerdem glaube ich nicht, dass ich das Wort *beschützen* in den Mund genommen habe.«

»Doch, das haben Sie sehr wohl. Aber egal, reden Sie weiter. Sie haben gesagt, Sie wollten mir alles erzählen. Dieser

102

Punkt ist wahrscheinlich bedeutsamer, als Sie selbst glauben.«

»Ich hatte absolut keine Möglichkeit, Kayla zu helfen. Sind Sie jetzt zufrieden?«

»Ich kriege so eine Ahnung«, erwiderte Adele und wartete ab, was noch von mir kommen würde.

»Das lässt sich natürlich alles auf den letzten Abend mit Maria zurückführen. Damals *war* ich da. Ich habe sie in meinen Armen sterben sehen. Ich konnte nichts unternehmen, um der Frau, die ich geliebt habe, das Leben zu retten. Ich habe nichts unternommen. Ich habe nicht einmal den Hurensohn gefasst, der sie auf dem Gewissen hat.«

Adele blieb weiterhin stumm.

»Und wissen Sie, was das Schlimmste ist? Ich frage mich ständig, ob diese Kugel nicht für mich bestimmt war. Maria hat sich mir zugewandt, ist in meine Arme gekommen, und *dann* hat die Kugel sie getroffen.«

Das anschließende Schweigen dauerte selbst für unsere Verhältnisse ungewöhnlich lang, dabei sind wir ziemlich gut im Aushalten von Stille. Diesen letzten Satz hatte ich noch nie zuvor laut ausgesprochen, weder gegenüber Adele noch gegenüber sonst jemandem.

»Adele, irgendwie muss ich mein Leben ändern.«

Auch dazu sagte sie nichts. Klug und unnachgiebig, so, wie ich meine Seelenklempner liebe und wie ich selbst eines Tages sein möchte, wenn ich verflucht noch mal endlich erwachsen werde.

»Sie glauben mir nicht?«, sagte ich.

Jetzt endlich sagte sie etwas. »Ich möchte Ihnen glauben, Alex. Selbstverständlich möchte ich das.« Dann fügte sie hinzu. »Und Sie? Glauben Sie sich selbst? Glauben *Sie*, dass wir uns tatsächlich ändern können? Können *Sie* es?«

103

»Ja«, sagte ich zu Adele. »Ich glaube wirklich, dass ich mich ändern kann. Aber ich liege auch oft genug falsch.« Sie lachte. Wir lachten beide.

»Ich kann einfach nicht glauben, dass ich für diese Scheiße auch noch Geld bezahle«, sagte ich schließlich. »Ich auch nicht«, erwiderte Adele. »Aber Ihre Zeit ist um.«

103

78

Am Nachmittag desselben Tages fand ich mich in St. Anthony's wieder - in St. Tony's, wie ich die Kirche seit meiner Kindheit nannte, einer Kindheit, die ich ganz in der Nähe verbracht habe, in Nanas Haus, dem ich immer mit vergleichbarer Ehrfurcht begegnet war wie der Kirche. Sie steht ungefähr einen Straßenblock von dem Krankenhaus entfernt, in dem Maria gestorben ist. Ich hatte mein spirituelles Wohlergehen aus den Händen des Chefarztes in die Hände des Chefs des Universums gelegt und hoffte auf eine Verbesserung.

Ich kniete mich vor den Altar und ließ mich von dem übermäßig süßen Duft des Weihrauchs und den altbekannten Abbildungen der Geburt und der Kreuzigung Christi überwältigen, sodass sie ihr schmutziges Werk verrichten konnten. Ich finde, das Beeindruckendste an schönen Kirchen ist die Tatsache, dass sie in der Regel von Menschen entworfen wurden, die an etwas Größeres und Wichtigeres als sich selbst glaubten. Genau in diesem Geist möchte auch ich mein Leben führen. Ich blickte zum Altar hinauf, und ein Seufzer kam über meine Lippen. Ich glaube an Gott. So einfach ist das, ist es schon immer gewesen. Irgendwie kommt es mir ein bisschen merkwürdig oder anmaßend vor zu glauben, dass Gott so denken kann wie wir oder dass er ein

großes, freundliches Menschengesicht hat oder dass er weiß, braun, schwarz, gelb, grün oder sonst was ist oder dass er Tag und Nacht und jederzeit unsere Gebete hört. Aber nun kniete ich in der ersten Reihe von St. Tony's und sprach ein paar Gebete für Kayla und bat, dass sie nicht nur ihre körperlichen Verletzungen überstand, sondern dass auch

104

ihre anderen Wunden verheilten. Die Menschen reagieren sehr unterschiedlich auf lebensbedrohende Angriffe auf sich selbst, ihre Familienmitglieder oder auf ihr Zuhause. Das weiß ich aus erster Hand. Und leider hatte auch Kayla das jetzt erfahren. Weil ich mich gerade in Bet-Laune befand, sprach ich auch ein paar vertrauliche Worte für Maria, an die ich in letzter Zeit so oft gedacht hatte.

Ich redete sogar mit ihr, was immer das bedeuten mochte. Ich hoffte, dass sie damit einverstanden war, wie ich die Kinder großzog - das war immer schon ein Thema zwischen uns gewesen. Dann sprach ich ein Gebet für Nana Mama und ihre labile Gesundheit, eines für die Kinder und sogar ein paar Worte für Rosie, die Katze, die an einer schweren Erkältung litt. Ich befürchtete, sie könnte sich zu einer Lungenentzündung auswachsen. *Lass unsere Katze nicht sterben. Nicht jetzt. Auch Rosie ist ein guter Mensch.*

104

79

Der Schlachter war in Georgetown, um ein bisschen aufgestauten Dampf abzulassen, sonst bestand die Gefahr, dass seine Rückkehr zu Caitlin und den Kindern, in sein enges Spießerleben, nicht ganz so reibungslos verlief. Ihm war schon vor langer Zeit klar geworden, dass er sein Doppelleben genoss. Wer, zum Teufel, würde das nicht? Vielleicht war heute mal wieder das gute, alte Rote-Ampel-grüne-Ampel-Spielchen dran? Warum nicht? Sein Krieg gegen Junior Maggione machte ihm eine Menge Stress. Die Q-Street, die er gerade mit entschlossenen Schritten entlangging, war hier, auf Höhe der Hausnummer 3000, von hübschen Bäumen gesäumt und mit attraktiven Stadthäusern und etlichen noch größeren Stadtvillen bebaut. Es war eine gehobene Wohngegend, und die am Straßenrand parkenden Autos verrieten den sozialen Status und den Geschmack der hier Wohnenden: ein paar Mercedes, ein Range Rover, ein BMW, ein Aston Martin und ein, zwei glänzende Bentleys.

Abgesehen von denjenigen, die gerade ein Haus betraten oder verließen, gab es so gut wie keine Fußgänger. Das war gut für ihn. Er hatte die Kopfhörer aufgesetzt und hörte eine schottische Band, die ihm gut gefiel: Franz Ferdinand. Aber irgendwann schaltete er die Musik aus und machte sich ernsthaft ans Werk.

In dem roten Backsteinhaus an der Ecke Thirty-first und Q-Street wurde offensichtlich eine ausgedehnte Dinner-Party vorbereitet. Aus einem großen Lieferwagen mit der Aufschrift »Georgetown Valet« wurden ausgewählte, überteuerte Leckereien ins Innere getragen, und die Gärtner testeten ge-

104

rade die falschen Gaslaternen vor dem Haus. Sie schienen zu funktionieren. *Flacker, flacker.*

Dann hörte der Schlachter Damenschuhe mit hohen Absätzen, *klick-klack*. Das einladende, fast schon verführerische Geräusch kam von vorne, wo der Bürgersteig

nicht asphaltiert, sondern mit Pflastersteinen belegt war und sich wie eine auf dem Tisch ausgebreitete Halskette durch das Wohnviertel schlängelte.

Schließlich sah er die Frau von hinten - ein hübsches, wohl geformtes Ding mit langen, schwarzen Haaren, die den halben Rücken bedeckten. Irisches Blut, so wie er? Ein Mädels von der grünen Insel? Das ließ sich von hinten beim besten Willen nicht sagen. Doch die Jagd hatte begonnen. Bald schon wüsste er alles über sie, was er wissen wollte. Er hatte das Gefühl, als hätte er bereits jetzt ihr Schicksal in der Hand, als gehörte sie ihm, dem Schlachter, seinem mächtigen Alter Ego - oder war es sein *wahres* Ich? Wer konnte das schon sagen?

Er kam der rabenhaarigen Frau immer näher, warf prüfende Blicke in die engen Gassen, die hinter etlichen größeren Häusern verliefen, auf die kleinen baumbestandenen Areale, suchte nach einer guten Stelle, als plötzlich ein Laden vor ihm auftauchte. Was war denn das? Das einzige Geschäft weit und breit. Es kam ihm in dieser Gegend beinahe deplatziert vor.

Sarah's Market stand auf dem Ladenschild.

Dann ging die dunkelhaarige Schönheit hinein. »Verdammt, entwischt«, flüsterte der Schlachter, grinste und stellte sich vor, wie er sich seinen Gauner-Schnurrbart zwirbelte. Er liebte dieses Spielchen, dieses gefährliche und provokative Katz-und-Maus-Spiel, bei dem er ganz allein die Regeln bestimmte. Doch sein Lächeln verschwand von einer Sekun-

105

de zur anderen, weil er in *Sarah's Market* etwas anderes entdeckt hatte, und dieses andere entsprach überhaupt nicht seinen Vorstellungen.

Dort lagen Zeitungen aus, die *Washington Post*. Plötzlich fiel ihm ein, dass der legendäre Bob Woodward, der Enthüller des Watergate-Skandals, ganz hier in der Nähe wohnte. Aber das war nicht das, was ihn störte.

Das Problem war sein Gesicht, eine Zeichnung davon, die durchaus eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Schlachter aufwies. Sie war auf der oben liegenden Hälfte des Titelblatts zu sehen, genau da, wo sie nicht hingehörte.

»Mein Gott, ich bin berühmt.«

105

80

Aber das war keineswegs zum Lachen, Michael Sullivan beeilte sich, um zu seinem Auto in der Q-Street zu gelangen. Eigentlich war das, was soeben geschehen war, das Schlimmste, was er sich vorstellen konnte. In letzter Zeit schien fast alles schiefzugehen. Er saß auf dem Fahrersitz seines Cadillac und dachte in Ruhe über die unerfreuliche Entwicklung nach.

Er überlegte, welche Frauen als »Verdächtige« in Frage kamen. Wer hatte da wohl geplaudert? Der Polizei womöglich eine Beschreibung geliefert? Er dachte daran, dass er jetzt von verschiedenen Seiten attackiert wurde, von der Washingtoner Polizei ebenso wie von der Mafia. *Was nun, was nun?*

Als er schließlich zumindest eine Teillösung ersonnen hatte, durchströmte ihn ein Gefühl der Zufriedenheit, ja, sogar der Aufregung, weil sie sich wie ein neues Spiel anfühlte. Das nächste Level.

Die im Washington D.C. Police Department dachten jetzt, sie wüssten, wie er aussah, das konnte ihn durchaus in ernsthafte Schwierigkeiten bringen, könnte aber auch dazu führen, dass sie nachlässig oder vielleicht zu selbstsicher wurden.

Fehler.

Deren.

Vor allem, wenn er sofort die richtigen Gegenmaßnahmen ergriff, und das hatte er auf jeden Fall vor. Aber wie sahen sie aus, diese Maßnahmen, die er jetzt ergreifen musste? Der erste Schritt führte ihn in die Wisconsin Avenue, nahe der Blues Alley, wo dieser kleine Laden war. Ein Friseur na

106

mens Rudy hatte am Nachmittag einen Stuhl für ihn frei, und so gönnte Sullivan sich einen Haarschnitt und eine Rasur.

Es war eine entspannende und sogar angenehm freudige Erfahrung, diese Spannung, wie er wohl hinterher aussehen würde, ob sein neues Ich ihm gefallen würde.

Nach weiteren zehn bis zwölf Minuten war die Tat vollbracht. *Lösen Sie die Bandagen, Doktor Frankenstein.* Der kleine, rundliche Barbier schien mit sich zufrieden zu sein.

Wenn du's versaut hast, bist du ein toter Mann. Das ist kein Witz, Rudy, dachte der Schlachter. *Ich schneide dich mit deinem eigenen Rasiermesser in dünne Scheibchen. Mal sehen, was die Washington Post dazu zu sagen hat!*

Aber, holla! »Gar nicht so schlecht. Gefällt mir irgendwie. Ich finde, ich sehe fast ein bisschen aus wie Bono.«

»Der Bono von Sonny und Cher?«, wollte Rudy, der Dussel, wissen. »Kann ich nichts zu sagen, Mister. Ich finde, Sie sehen besser aus als Sonny Bono. Der ist ja schon tot, wissen Sie?«

»Ist ja auch egal«, meinte Sullivan, bezahlte, gab dem Barbier ein Trinkgeld und machte, dass er wegkam.

Als Nächstes fuhr er in das Viertel rund um den Capitol Hill in Washington.

Ihm hatte es hier immer gefallen, er fand die Gegend sehr reizvoll. Die meisten Leute hatten, wenn sie an das Kapitol dachten, ein bestimmtes Bild vor Augen, das durch die anmutige Treppe und die Terrassen auf der Westfassade bestimmt wurde. Auf der östlichen Seite jedoch, hinter dem Kapitol und dem Höchsten Gerichtshof und den Gebäuden der Kongress-Bibliothek, befand sich ein lebendiges Wohnviertel, in dem er sich recht gut auskannte. Wie in diesem Song von den Temptations: *I've passed this way before.*

Der Schlachter ging durch den Lincoln Park, von wo sich

106

jetzt, wo die Blätter von den Bäumen fielen, ein wunderbarer Blick auf die Kuppel des Kapitols bot.

Er rauchte eine Zigarette und ging vor dem irgendwie seltsam anmutenden Emancipation Memorial seinen Plan noch einmal durch. Das Denkmal zeigte einen Sklaven, der seine Ketten abstreift, während Lincoln die Proklamation zur Sklavenbefreiung verliest.

Die meisten halten Lincoln ja für einen guten Menschen. Ich selbst dagegen bin ein sehr schlechter Mensch. Möchte bloß mal wissen, wie es dazu kommt, dachte er.

Ein paar Minuten später brach er in ein Haus in der C-Street ein. Er wusste einfach, dass das die Schlampe war, die geplaudert hatte. Er spürte es am ganzen Leib, hatte es im Blut. Bald schon hätte er Gewissheit.

Er entdeckte Mena Sunderland in ihrer wunderhübschen, kleinen Küche. Sie trug eine Jeans, ein parentief reines, weißes T-Shirt, abgewetzte Clogs, machte sich ein Nudelgericht und nippte dabei an einem Glas Rotwein. Hübsch herausgeputzt, dachte er.

»Hab ich dir gefehlt, Mena? Du hast mir gefehlt. Und weißt du was? Ich hatte fast schon vergessen, wie hübsch du bist.«

Aber jetzt werde ich dich nie wieder vergessen, mein kleiner Liebling. Dieses Mal hab ich eine Kamera mitgebracht, um ein Bild von dir zu machen, jetzt landest du doch noch in meiner preisgekrönten Fotosammlung. Oh ja, so wird es sein!

Dann kam der erste Schnitt mit dem Skalpell.

107

81

Noch während ich in der Kirche war, klingelte mein Handy. Irgendwo im Regierungsviertel gab es Ärger. Ich sprach ein Stoßgebet für die Betroffenen und ein weiteres dafür, dass wir den Mörder und Vergewaltiger bald schnappen konnten. Dann verließ ich St. Anthony's im Laufschrift.

Sampson und ich fuhren in seinem Auto mit jaulenden Sirenen und blinkenden Scheinwerfern in das Viertel hinter dem Capitol Hill. Als wir am Tatort eintrafen, hingen überall schon die gelben Absperrbänder. Die Szenerie mit all den bedeutenden Regierungsgebäuden im Hintergrund könnte gar nicht dramatischer sein, dachte ich, während Sampson und ich die vier steinernen Stufen der Eingangstreppe vor dem braunen Sandsteinhaus hinaufeilten.

Will er uns eine Show liefern? Macht er das absichtlich? Oder ist es eher zufällig passiert?

Ich hörte die Alarmanlage eines Autos losheulen und warf einen Blick die Straße entlang. Was für ein seltsamer, merkwürdiger Anblick: Polizei, Journalisten, eine wachsende Menge Schaulustiger.

Vielen war die Angst deutlich ins Gesicht geschrieben, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, dass dieses Bild in unserer Zeit weit verbreitet war: dieser angststarre Blick, diese schreckliche Furcht, die das ganze Land erfasst zu haben schien, vielleicht lebte mittlerweile bereits die ganze Welt in Angst.

Unglückseligerweise wurde es im Inneren des Hauses noch schlimmer. Der Tatort befand sich fest in der Hand ernst dreinschauender Detectives der Mordkommission und Kri

107

minaltechniker, aber Sampson wurde eingelassen. Er nahm mich mit, trotz eines heftig protestierenden Sergeants.

Wir betraten die Küche.

Den unvorstellbaren Schauplatz des Mordes.

Die Werkstatt des Killers.

Ich sah Mena Sunderland auf dem rötlich braunen Fliesenboden liegen. Ihre Augen waren nach oben gerichtet, sodass das Weiße zu sehen war, und sie schien an einen Punkt an der Decke zu starren. Aber Menas Augen waren nicht das Erste, was ich sah. Oh, was war dieser Killer für ein widerliches Ekel.

In ihrer Kehle steckte ein Tranchiermesser, wie ein tödlicher Pfahl ragte es hervor. Ihr Gesicht war von zahlreichen Wunden übersät, tiefen, unnötig gewalttätigen Schnitten. Ihr Oberteil, ein weißes T-Shirt, war ihr vom Leib gerissen worden. Jeans und Höschen waren bis zu den Knöcheln herab-gezerrt, aber nicht ganz ausgezogen worden. Ein Schuh hing noch an ihrem Fuß, der andere blassblaue Clog lag seitlich gekippt in einer Blutlache.

Sampson schaute mich an. »Alex, was siehst du? Sag es mir.«

»Nicht viel, bis jetzt wenigstens. Ich glaube nicht, dass er sie vergewaltigt hat«, erwiderte ich.

»Wieso nicht? Er hat ihr doch die Hose runtergezogen.«

Ich beugte mich über Menas Leiche. »Die Art der Wunden. Das ganze Blut. Die Verunstaltungen. Er war zu wütend auf sie. Er hat ihr gesagt, sie soll nicht mit uns reden, aber sie hat nicht auf ihn gehört. Das ist der Sinn dieser Geschichte hier. Glaube ich. Kann sein, dass wir sie umgebracht haben, John.«

Sampson reagierte wütend. »Alex, wir haben ihr gesagt, sie soll noch nicht in ihre Wohnung zurückgehen. Wir haben ihr

108

Überwachung angeboten, Schutz. Was hätten wir noch tun können?«

Ich schüttelte den Kopf. »Vielleicht sie in Ruhe lassen. Den Mörder fassen, bevor er sie fassen konnte. Irgendetwas anderes, John, irgendetwas, aber nicht das hier.«

108

82

Jetzt ermittelten wir also auch für Mena Sunderland, im Gedenken an sie, zumindest redete ich mir das ein, war das meine Form der Rationalisierung. Für Maria und für Mena Sunderland und für all die anderen.

An den folgenden drei Tagen arbeitete ich tagsüber sehr eng mit Sampson zusammen, und abends gingen wir gemeinsam auf die Straße hinaus. Unsere Nachtschicht dauerte normalerweise von zehn bis zwei. Wir gehörten zu einer Sondereinheit, die durch Georgetown und Foggy Bottom patrouillierte, beides Gegenden, in denen der Vergewaltiger-Mörder schon zugeschlagen hatte. Wir waren alle sehr aufgewühlt, aber niemand wünschte sich seine Festnahme so sehr wie ich.

Dennoch bemühte ich mich, so gut ich konnte, die extreme Nervenbelastung dieser Ermittlungsarbeit nicht übermächtig werden zu lassen, sie irgendwie im Zaum zu halten. Ich schaffte es beinahe jeden Abend, zusammen mit Nana und den Kindern zu Abend zu essen. Ich stand in Kontakt mit Kayla Coles in North Carolina, und sie hörte sich langsam besser an. Ich hielt ein halbes Dutzend Sitzungen mit meinen Patienten ab, darunter auch Kim Stafford, die mich zweimal pro Woche aufsuchte und vielleicht sogar leichte Fortschritte machte. Ihr Verlobter hatte unsere kleine »Unterhaltung« nie erwähnt.

Teil meines Morgenrituals war ein Becher Kaffee zum Mitnehmen von Starbucks im Erdgeschoss meines Praxisgebäudes oder aber beim Au Bon Pain an der Ecke Indiana und Sixth. Das Problem beim Au Bon Pain war, dass ich das Ge

108

back dort so gerne mochte, dass ich den Laden meiden musste, so gut ich konnte.

Kim war meine Lieblingspatientin. Die meisten Therapeuten haben irgendwelche Lieblinge, und wenn sie sich noch so sehr das Gegenteil einreden wollen. »Wissen Sie

noch, wie ich gesagt habe, dass *Jason* gar kein so übler Kerl sei?«, sagte sie eines Morgens, fünfzehn Minuten nach Beginn unserer Sitzung. Ich wusste es noch, und außerdem wusste ich noch, dass ich ihm auf seiner Polizeiwache ziemlich kräftig die Fresse poliert hatte.

»Tja, in Wirklichkeit war er der reinste Abschaum, Dr. Cross. Das habe ich mittlerweile gemerkt. Hat sehr viel länger gedauert, als gut für mich war.«

Ich nickte und wartete. Ich wusste genau, was ich als Nächstes von ihr hören wollte.

»Ich bin ausgezogen. Ich habe gewartet, bis er zur Arbeit gegangen ist, dann bin ich ausgezogen. Wollen Sie die Wahrheit wissen? Ich habe Todesangst. Aber ich habe getan, was ich tun musste.«

Sie stand auf und trat an das Fenster mit Blick auf den Judiciary Square. Auch das US District Court House konnte man von hier aus sehen.

»Wie lange sind Sie schon verheiratet?«, fragte sie, den Blick auf den Ring an meiner linken Hand gerichtet.

»Ich war verheiratet. Ich bin es nicht mehr.« Ich erzählte ihr ein wenig von Maria, von dem, was vor zehn Jahren geschehen war - die abgekürzte Version, die unsentimentale.

»Das tut mir leid«, sagte sie, als ich fertig war. Sie hatte Tränen in den Augen, und das hatte ich wirklich zuallerletzt gewollt. An diesem Morgen beackerten wir ein paar unangenehme Punkte, machten echte Fortschritte. Dann geschah

109

etwas Seltsames, sie gab mir zum Abschied die Hand. »Sie sind ein guter Mensch«, sagte sie. »Auf Wiedersehen, Dr. Cross.«

Ich dachte, dass ich vielleicht soeben eine Patientin verloren hatte - meine erste - und zwar, weil ich gute Arbeit geleistet hatte.

109

83

Die Ereignisse dieses Abends brachten mich um den Verstand. Eigentlich hatte alles richtig gut angefangen, bevor es sich dann ins Gegenteil verkehrte. Ich hatte Nana und die Kinder zum Abendessen ins Kinkead's in der Pennsylvania Avenue eingeladen, nicht weit vom Weißen Haus entfernt. Das ist unser Lieblingsrestaurant in Washington. Der große Jazzmusiker Hilton Fenton war zu uns an den Tisch gekommen und hatte uns eine lustige Geschichte über den Schauspieler Morgan Freeman erzählt.

Irgendwann war ich dann aufgestanden und die steile Treppe in mein Arbeitszimmer unter dem Dach emporgeklettert und hatte dabei jede einzelne Stufe mit unterdrückten Flüchen begleitet.

Ich schob Sam Cooke in den CD-Spieler, es ging mit einem seiner bekanntesten Stücke los: »You Send Me«. Dann brütete ich über alten Polizeiakten aus der Zeit von Marias Ermordung - Hunderte von Seiten.

Ich suchte nach ungelösten Vergewaltigungsfällen von damals, vor allem nach solchen in Southeast oder in der unmittelbaren Umgebung. Ich arbeitete konzentriert und hörte dabei Musik, und als ich irgendwann auf die Uhr schaute, stellte ich überrascht fest, dass es zehn nach drei war. In den Akten hatte ich etliche interessante Aspekte in Bezug auf die Vergewaltigungsserie entdeckt, die die Polizei zu jener Zeit beschäftigt hatte.

Die Vergewaltigungen hatten, um genau zu sein, ein paar Wochen vor Marias Erschießung angefangen und direkt nach ihrer Ermordung aufgehört.

Dabei war es auch geblieben. Was hatte das zu bedeuten?

Dass der Vergewaltiger nur zu Besuch in Washington gewesen war?

Was aber noch interessanter war, war die Tatsache, dass die betroffenen Frauen den Vergewaltiger nicht näher beschrieben hatten. Sie hatten medizinische Betreuung erhalten, hatten sich aber geweigert, gegenüber der Polizei über das, was ihnen zugestoßen war, auszusagen. Das bewies zwar gar nichts, machte mich aber neugierig, deshalb blätterte ich Seite für Seite weiter.

Ich las mir noch ein paar Vernehmungsprotokolle durch, ohne jedoch eine Täterbeschreibung durch eines der Opfer zu entdecken.

Konnte das Zufall sein? Wohl kaum. Ich las weiter.

Dann stieß ich in den Aufzeichnungen eines gewissen Detective Hightower auf etwas, was mir das Blut in den Adern gefrieren ließ. Auf einen Namen und ein paar weitere Informationen.

Maria Cross.

Sozialarbeiterin in Potomac Gardens.

Detective Alvin Hightower, an den ich mich noch vage erinnern konnte - ich war mir ziemlich sicher, dass er in der Zwischenzeit verstorben war -, hatte einen Bericht über die Vergewaltigung einer College-Studentin an der George Washington University verfasst. Sie hatte in einer Bar in der M-Street stattgefunden.

Beim Weiterlesen stockte mir der Atem. Ich musste an ein Gespräch denken, dass ich wenige Tage vor ihrem Tod mit Maria geführt hatte. Es war um einen ihrer aktuellen Fälle gegangen, um eine vergewaltigte junge Frau.

Nach Angaben des Detectives hatte die Studentin den Vergewaltiger gegenüber einer Sozialarbeiterin - *Maria Cross* - zumindest ansatzweise beschrieben. Er war weiß, ungefähr

eins fünfundachtzig groß und möglicherweise aus New York. Als er mit ihr fertig war, hatte er sich mit einer kleinen Verbeugung verabschiedet.

Mit zitternden Fingern blätterte ich um und sah auf das Datum des Berichts. Da stand es schwarz auf weiß - *der Tag, bevor Maria ermordet wurde.*

Und der Vergewaltiger?

Der Schlachter. Der Mafiakiller, dem wir auf den Fersen gewesen waren. Ich konnte mich noch an seine Verbeugung auf dem Dach erinnern, an seinen unerklärbaren Besuch bei mir zu Hause.

Der Schlachter.

Darauf würde ich mein Leben verwetten.

Vierter Teil

Drachentöter

Nana ging in der Küche ans Telefon, weil die ganze Familie sich dort versammelt hatte, um das Abendessen zuzubereiten. Jeder von uns hatte eine Aufgabe übernommen, sei es Kartoffeln schälen oder einen Salat zuzubereiten oder den Tisch mit dem guten Tafelsilber zu decken. Ich zuckte jedes Mal zusammen, wenn das Telefon klingelte. *Was jetzt? Hatte Sampson irgendetwas über den Schlachter herausgefunden?*

Nana sagte in den Hörer: »Hallo, Liebes, wie geht es dir? Wie fühlst du dich? Ach, ist das schön, wirklich sehr schön, das zu hören. Ich hole ihn. Alex steht hier, direkt neben mir, und schneidet Gemüse wie ein japanischer Küchenchef. Oh ja, er schlägt sich ganz wacker. Wenn er deine Stimme hört, geht es ihm bestimmt gleich noch viel besser.« Das musste Kayla sein, also ging ich an das Telefon im Wohnzimmer.

Seit wann hatten wir eigentlich praktisch in jedem Zimmer ein Telefon stehen, ganz zu schweigen von den Handys, die Dämon und Jannie mittlerweile mit in die Schule schleppten?

»Na, wie geht's dir, Liebes?« Ich griff nach dem Hörer und ahmte Nanas flötenden Tonfall nach. »Ich bin dran. Ihr da in der Küche, ihr könnt jetzt auflegen«, fügte ich für meine kichernden und gackernden Mithörer und -hörerinnen noch hinzu.

»Hallo, Kayla? Tschüs, Kayla!«, riefen die Kinder im Chor. »Tschüs, Kayla«, fügte Nana hinzu. »Wir haben dich lieb. Werd bald wieder gesund.« Kayla und ich hörten es klicken, dann sagte sie: »Es geht

111

mir gut. Die Patientin ist auf dem besten Weg. So gut wie geheilt und voller Unternehmungslust.«

Ich lächelte, und ich spürte eine innere Wärme, nur weil ich ihre Stimme hörte. »Ach, ist das schön, deine unternehmungslustige Stimme wieder zu hören.«

»Geht mir umgekehrt genau so. Deine, die der Kinder und Nanas. Tut mir leid, dass ich mich letzte Woche nicht gemeldet habe. Mein Vater war nicht ganz auf der Höhe, aber er berappelt sich auch gerade wieder. Und du kennst mich ja. Ich habe in der Nachbarschaft hier und da ein bisschen ausgeholfen.«

Es entstand eine kurze Pause, doch dann füllte ich die Stille mit belanglosen Fragen über Kaylas Eltern und das Leben in North Carolina, wo wir beide geboren sind. Dann hatte sich meine Aufregung über Kaylas überraschenden Anruf endlich ein bisschen gelegt, und ich fühlte mich wieder mehr wie ich selbst.

»Also, wie geht es dir denn nun?«, sagte ich. »Ist wirklich alles in Ordnung? Bist du tatsächlich fast wieder gesund?«

»Ja, das bin ich. Und manche Dinge sehe ich heute klarer als noch vor einiger Zeit. Hatte zur Abwechslung mal Zeit, einiges zu verarbeiten und nachzudenken. Alex, ich habe gedacht, dass... ich vielleicht nicht nach Washington zurückkehre. Das wollte ich mit dir als Erstem besprechen, vor allen anderen.«

Mein Magen sackte abwärts wie ein wild gewordener Hochhausfahrstuhl. Ich hatte so etwas bereits befürchtet, aber trotzdem war es ein Schlag für mich.

Kayla fuhr fort: »Hier unten gibt es so viel zu tun. Viele Kranke, natürlich. Und ich hatte vergessen, wie nett, wie *heil* die Welt hier ist. Es tut mir leid, ich sage das... drücke das nicht besonders geschickt aus.«

111

Ich streute eine kleine Auflockerung ein. »Worte sind nicht gerade deine Stärke. So ist das eben bei euch Naturwissenschaftlern.«

Kayla stieß einen tiefen Seufzer aus. »Alex, glaubst du, dass ich einen Fehler mache? Weißt du, was ich meine? Natürlich weißt du das.«

Ich hätte ihr am liebsten gesagt, dass das ein Riesenfehler war, dass sie so schnell wie möglich nach Washington zurückkehren sollte, aber ich konnte mich einfach nicht dazu durchringen. *Wieso bloß?* »Also gut, Kayla, das Einzige, was ich sagen kann, ist

Folgendes: Du weißt selbst am besten, was gut für dich ist. Ich würde niemals versuchen, dich irgendwie zu beeinflussen. Ich *könnte* es gar nicht, selbst, wenn ich wollte. Ich weiß nicht, ob ich das jetzt richtig ausgedrückt habe.«

»Ach, ich denke schon. Du bist einfach nur ehrlich«, sagte sie. »Ich muss rauskriegen, was für mich das Beste ist. Das liegt in meiner Natur, stimmt's? Genau wie in deiner.« Wir unterhielten uns noch eine Weile, aber als ich schließlich aufgelegt hatte, hatte ich ein schreckliches Gefühl. Was war da gerade passiert? Ich hatte sie verloren, oder etwa nicht? Was ist denn bloß los mit mir? Wieso hatte ich Kayla nicht gesagt, dass ich sie brauche? Wieso hatte ich ihr nicht gesagt, dass sie so bald wie möglich nach Washington zurückkehren sollte? Wieso hatte ich ihr nicht gesagt, dass ich sie liebe? Nach dem Essen ging ich nach oben in das Dachkämmerchen, in mein Schlupfloch, meine Zuflucht, und versuchte mich in den verbliebenen alten Akten aus der Zeit von Marias Tod zu verlieren. An Kayla dachte ich nicht allzu viel. Ich dachte einfach an Maria, sie fehlte mir mit einem Mal noch mehr als in den vielen Jahren zuvor. Wie wäre unser Leben wohl verlaufen, wenn sie nicht gestorben wäre?

112

Gegen ein Uhr morgens schlich ich schließlich auf Zehenspitzen treppab und huschte wieder in Alis Zimmer. Leise wie eine Kirchenmaus legte ich mich neben meinen süßen, träumenden Jungen.

Mit meinem kleinen Finger hielt ich Alex' Hand fest und formte stumm die Worte *Hilf mir, Kleiner*.

112

85

Alles geschah jetzt sehr viel schneller, egal, was es war. Michael Sullivan war seit Jahren nicht mehr so aufgeladen und angespannt gewesen, im Grunde genommen genoss er es sehr, so aufgeputzt zu sein. Er war wieder da, oder etwa nicht? Und, verdammt noch mal, besser als je zuvor. Nie war er wütender gewesen oder konzentrierter. Das einzige wirkliche Problem bestand darin, dass er das dringende Bedürfnis nach mehr Action verspürte, ganz egal in welcher Form. Er konnte einfach nicht mehr tatenlos in diesem Motel herumhocken, konnte sich keine alten Folgen von *Law & Order* mehr anschauen oder mit den Jungs Baseball oder Fußball spielen.

Er musste jagen, musste in Bewegung bleiben, brauchte die Adrenalinschübe in immer kürzeren Abständen.

Also fand er sich wieder in Washington, wo er eigentlich gar nicht sein dürfte, nicht einmal mit seinem neuen Kurzhaarschnitt und dem silber-blauen Kapuzenshirt der »Georgetown Hoyas«, mit dem er aussah wie ein lahmer Yuppie-Ver-schnitt, der nichts anderes verdient hatte, als dass man ihn gegen den Kopf und in die Fresse trat, obwohl er schon am Boden lag.

Aber, verflucht noch mal, er stand auf die Frauen hier, am meisten auf diese klemmärschigen Lehrerinnen-Typen. Gerade hatte er John Updikes *Landleben* zu Ende gelesen und fragte sich, ob der gute Updike selbst auch bloß halb so lüstern war wie ein paar der Figuren in seinen Büchern. Hatte diese geile Kröte nicht auch den Roman

Ehepaare

Fehler.

112

geschrieben? Und außerdem war Updike jetzt über siebzig und krakelte immer noch über Sex wie ein Teenager irgendwo auf einer Farm in Pennsylvania, der alles vögelt, was zwei, drei oder vier Beine hat. Verdammte Scheiße, vielleicht kapierte er ja gar nicht, worum es in dem Buch ging? Oder Updike kapierte es nicht. War das möglich? Dass ein Schriftsteller gar nicht richtig schnallte, was er da eigentlich schrieb?

Egal, er stand auf die schicken Miesen von Georgetown. Sie rochen so gut, sahen wirklich gut aus, redeten gut. *Die Frauen von Georgetown*, na, das war' doch mal ein prima Buchtitel, vielleicht sogar für Johnny U.

Ach, was sollte es, er vertrieb sich ja doch nur die Zeit. Auf der Fahrt von Maryland hierher hatte er U2 gehört, und Bono hatte irgendwas davon gejault, dass er eine gewisse Zeit im Kopf seiner Geliebten zubringen wollte, Sullivan fragte sich -mal ganz abgesehen von diesem ganzen schmalzigen, irischen Romantikram -, ob das wirklich so eine tolle Idee war. Wollte er Caitlin in seinem Kopf haben? Auf gar keinen Fall. Wollte er in ihrem sein? Nein. Weil er sich nämlich in leeren Räumen nicht besonders wohl fühlte.

Wo, zum Teufel, war er eigentlich?

Ach ja, Thirty-first Street. Nicht weit von der Blues Alley, die um diese Tageszeit ziemlich einsam und verlassen dalag, ganz im Gegensatz zu den Nächten, wenn die Clubs in diesem Stadtteil ihre Tore öffneten und die Massen angeströmt kamen. Jetzt hörte er James McMurtry und die Heartless Bastards. Die CD gefiel ihm so gut, dass er nach dem Einparken noch ein paar Minuten länger in seinem Wagen sitzen blieb. Schließlich stieg er doch aus, streckte die Beine und sog die gar nicht so sehr stinkende Stadtluft ein.

113

Ob du willst oder nicht, ich komme. Er beschloss, durch die kleine Stichstraße bis zur Wisconsin Avenue zu gehen und sich die Damen dort ein bisschen näher zu betrachte. Vielleicht könnte er ja eine davon irgendwie in die kleine Gasse locken. Und dann? Zur Hölle noch mal, wonach ihm eben zumute war. Er war Michael Sullivan, der Schlachter von Sligo, und wenn es überhaupt ein durchgeknalltes Arschloch auf dieser durchs Weltall torkelnden Kugel aus Stein und Gas gab, dann ihn. Wie ging noch mal dieser Satz, der ihm so gut gefiel? *Drei der vier Stimmen in meinem Kopf sagen: Mach es.*

Die Stelle, wo die Gasse von der Thirty-first Street abzweigte, war in fahlgelbes Licht getaucht, das aus einem Spaghetti-Laden namens Ristorante Piccolo auf die Straße fiel. Viele der angesagten Läden in der M-Street, die parallel zu der Gasse verlief, hatten hier ihre Lieferanteneingänge.

Er kam am Hintereingang eines Steakhauses vorbei, dann an einem französischen Bistro und an einem qualmenden, schmierigen Burgerladen.

Da betrat ein Typ die Gasse, dann noch einer, und beide kamen sie auf ihn zu.

Was, zum Teufel, war denn das?

Was ging denn hier ab?

Aber eigentlich wusste er genau Bescheid, oder etwa nicht? Sein Weg war zu Ende. Endlich war ihm irgendjemand mal einen Schritt voraus, anstatt immer nur hinterher. Kurze Ledermäntel. Breitschultrige, massige Typen. Definitiv keine Georgetown-Studenten, die eine Abkürzung zum Steak & Brew nahmen.

Er wandte sich wieder in Richtung Thirty-first Street und entdeckte noch zwei solcher Typen.

Er hatte John Maggione Jr. unterschätzt.

86

»Mr Maggione schickt uns«, rief einer der Hünen, die von der Wisconsin Avenue her mit stolzen, arroganten Schritten auf Michael Sullivan zukamen. Die Kerle hatten ihren Gang beschleunigt, und er saß in der Falle. So viel zum Thema Heimlichtuerei und Intrige, ganz zu schweigen davon, dass ein paar dieser Schlägertypen schon die Waffe in der lässig seitlich des Körpers baumelnden Hand hatten, und dass der Schlachter, abgesehen von dem Skalpell im Stiefelschaft, nicht bewaffnet war.

Niemals konnte er mit allen vieren fertig werden, nicht mit einer Klinge. Nicht einmal dann, wenn er eine Kanone dabei hätte, wahrscheinlich. Also, was konnte er jetzt machen? Sie fotografieren?

»Ich habe mich unklar ausgedrückt, Schlachter-Geselle. Mr Maggione will dich *nicht* sprechen«, sagte ein älterer Kerl. »Er will bloß, dass du verschwindest. Je früher, je besser. Zum Beispiel heute. Meinst du, du könntest Mr Maggione diesen Gefallen tun? Ich wette, das kannst du. Dann suchen wir deine Frau und deine drei Kinder und lassen sie auch verschwinden.«

Michael Sullivans Hirn arbeitete auf Hochtouren und spielte jetzt sämtliche Kombinationen und Möglichkeiten durch.

Vielleicht konnte er wenigstens einen erledigen, das Großmaul. Dann wäre es keine totale Niederlage. Ihm ein für alle Mal die hässliche Fratze stopfen. Ihm ein paar üble Schnitte verpassen.

Aber was war mit den anderen?

Wenn er schnell war und Glück hatte, dann schaffte er vielleicht noch zwei. Falls er mit seiner Klinge dicht genug an sie herankam. Was aber nicht der Fall wäre. Vermutlich waren sie dämlich, aber so dämlich nun auch wieder nicht. Also was sollte er jetzt tun? Kampfflos wollte er sich jedenfalls nicht in sein Schicksal ergeben.

»Traust du dich? Kannst du's alleine mit mir aufnehmen?«, rief er dem Großmaul zu.

»Na, was ist, Babbo?« So nannte man in Mafiakreisen die Idioten, die nutzlosen Untergebenen. Er versuchte, den Kerl aus dem Konzept zu bringen. Verdammt noch mal, im Augenblick war er zu allem bereit. In einer Minute würde er sterben, aber er war noch nicht bereit zu gehen.

Der Killer verzog den Mund zu einem grimmigen Grinsen. »Auf jeden Fall könnte ich's alleine mit dir aufnehmen. Aber jetzt rate mal... rate mal, wer heute der Babbo ist? Ich geb dir einen Tipp: Du hast ihm wahrscheinlich heute Morgen den Arsch abgewischt.« Der Schlachter steckte die Hand in die Tasche seines Sweatshirts.

Das Großmaul musste nicht lange nachdenken und hob seine freie Hand. Die anderen blieben stehen. Alle vier hatten sie ihre Pistolen gezogen, trotzdem trauten sie sich nicht näher an den legendären Schlachter heran.

Der Großschwätzer bedeutete den Männern hinter Sullivan, nach rechts zu gehen, während er und der vierte im Bunde sich nach links verschoben. So hatte jeder von ihnen freie Schussbahn. Clever gedacht.

»Du dämliche Schießbudenfigur. Diesmal bist du in den Arsch gekniffen, stimmt's? Frage: Hättest du jemals gedacht, dass es so zu Ende gehen würde?«
Darüber musste Sullivan lachen. »Weißt du was? Ich hät

115

te nie gedacht, dass es überhaupt zu Ende gehen würde. War mir nie in den Sinn gekommen. Ist eigentlich nach wie vor so.«

»Oh, aber jetzt geht es zu Ende. Hier und jetzt. Und du kannst ganz entspannt zuschauen, wie die Lichter ausgehen!«

Was ganz offensichtlich der Wahrheit entsprach, kein Zweifel, doch dann hörte der Schlachter etwas, was er kaum glauben konnte.

Es kam von hinten, und er musste sich umdrehen und nachsehen, ob es echt war oder ob ihm da jemand einen grausamen Streich spielen wollte.

Da stand jemand am hinteren Ende der Gasse und rief etwas, das konnte nichts anderes sein als ein durch und durch aberwitziges *Wunder*.

Oder es war der glücklichste Tag seines Lebens.

Vielleicht auch beides.

Die Kavallerie war da!

Und sieh mal einer an, wer da gekommen war, um diesem Tag ein schönes Ende zu bereiten.

115

87

»Polizei! Alle Waffen weg! Sofort! Wir sind Polizeibeamte. Die Waffen auf den Boden!« Sullivan sah die Bullen, sie sahen genau aus wie Detectives, zwei durchtrainiert wirkende Schwarze in Zivilkleidung.

Sie näherten sich im Rücken der Mafiagangster, die nahe der Thirty-first Street standen und sich krampfhaft überlegten, was zum Teufel sie als Nächstes machen sollten.

Genau wie er.

Dass ausgerechnet jetzt hier zwei Bullen auftauchten! Ob sie wohl zu der Sondereinheit gehörten, die in Georgetown patrouillierte, um den Vergewaltiger zu fangen, um *ihn* zu schnappen?

Verdammt noch mal, er würde ein Vermögen darauf verwetten, dass es so war, und dass er bis jetzt als Einziger hier in der Gasse dahintergekommen war.

Einer der Bullen holte über Funk bereits Verstärkung. Dann drehten sich die beiden Mafiosi nahe der Wisconsin Avenue einfach um *und gingen weg*.

Die Detectives hatten zwar die Waffen gezogen, aber was sollten sie machen? Ganz realistisch gefragt, was konnten sie machen?

Sullivan hätte beinahe laut gelacht, als er sich langsam umdrehte und ebenfalls in Richtung Wisconsin Avenue ging.

Dann rannte er los und sprintete in vollem Lauf auf die belebte Straße. Und wahnsinnig, wie er war, lachte er sich dabei schlapp. Er hatte beschlossen, es durchzuziehen, einfach weiterzurennen. Wie damals, in der guten, alten Zeit, in Brooklyn, als er sich seine ersten Sporen verdient hatte.

115

Lauf, Mikey, lauf. Lauf um dein Leben.

Was sollten die Polizisten machen? Ihn in den Rücken schießen? Wofür denn? Fürs Weglaufen? Dafür, dass er in einer engen Gasse um ein Haar vier Bewaffneten zum Opfer gefallen wäre?

Die Bullen brüllten ihn an, drohten ihm, aber sie konnten nichts machen, sie mussten ihn ziehen lassen. Das war das Komischste, was er seit Jahren, vielleicht sogar in seinem ganzen Leben erlebt hatte. Die Kavallerie war gekommen, zu *seiner* Rettung.

Riesenfehler.

Ihrer.

116

88

Als Sampson und ich an diesem Nachmittag auf der Polizeiwache in der Wisconsin Avenue eintrafen, schwirrten dort ein halbes Dutzend Uniformierte herum. Ein Detective namens Michael Wright hatte irgendwann den richtigen Schluss gezogen: dass nämlich er und sein Partner soeben um ein Haar den Georgetown-Vergewaltiger erwischt hätten, dass er womöglich den größten Fisch seiner Karriere um Millimeter verpasst hatte. Aber immerhin, sie hatten zwei Männer festgenommen, die möglicherweise wussten, was hier eigentlich gespielt wurde. Jetzt brauchten sie jemanden, der sie zum Reden brachte.

Sampson und ich wurden durch eine drei Meter hohe, kugelsichere Trennwand geschleust und gingen zu den Verhörzimmern, die hinter den Arbeitsplätzen der Detectives lagen. Das Großraumbüro machte einen vertrauten Eindruck - zerkratzte, vollgemüllte Schreibtische, alte Computer und Telefone aus einem vergangenen Zeitalter, überquellende Wandschränke.

Bevor wir das Verhörzimmer betraten teilte Wright uns mit, dass die beiden Männer bis jetzt noch kein Wort gesagt hatten, aber dass jeder von ihnen eine Beretta dabeigehabt hatte und dass er sich sicher war, dass es sich um Killer handelte. »Viel Spaß«, fügte er dann noch hinzu, und John und ich traten ein.

Sampson fing an: »Ich bin Detective John Sampson. Das ist Dr. Alex Cross. Dr. Cross ist Kriminalpsychologe und unterstützt uns bei der Aufklärung einer Vergewaltigungsserie in Georgetown und Umgebung. Ich selbst bin einer der ermittelnden Detectives.«

116

Keiner der beiden Männer sagte ein Wort, nicht einmal einen dummen Spruch, um das Eis zu brechen. Sie mussten etwa Anfang dreißig sein, Bodybuilder-Typen, das schmierige Grinsen fest ins Gesicht gemeißelt.

Sampson stellte ihnen noch ein paar Fragen, dann saßen wir den beiden einfach schweigend gegenüber.

Irgendwann klopfte eine Sekretärin an die Tür und trat ein. Sie reichte Sampson ein paar Faxe, die soeben eingetroffen waren.

Er las sie durch und reichte sie mir weiter.

»Ich habe gar nicht gewusst, dass die Mafia in D.C. aktiv ist«, sagte Sampson. »Da hab ich mich wohl getäuscht. Ihr seid beide Mafia-Soldaten. Will mir vielleicht jemand verraten, was da in der Blues Alley los war?«

Keiner wollte. Sie gaben uns keine Antwort und taten so, als wären wir gar nicht da und legten dabei eine ziemlich ärgerliche Selbstgefälligkeit an den Tag.

»Was meinen Sie, Dr. Cross? Ob wir auch ohne deren Hilfe dahinterkommen können?«, wandte sich Sampson an mich.

»Wir könnten es versuchen. Hier steht, dass John >Digger< Antonelli und Joseph >Blade< Lanugello für John Maggione aus New York City arbeiten. Also für John Maggione Junior. Maggione Senior wiederum hat vor einigen Jahren einen Mann namens Michael Sullivan, genannt der Schlachter, mit einem Attentat in Washington beauftragt. Können Sie sich noch daran erinnern, John?«

»In der Tat. Hat einen chinesischen Drogenhändler umgelegt. Ihre Frau Maria wurde zu dieser Zeit ebenfalls ermordet. Mr Sullivan gehört nun auch in unserem aktuellen Fall zum Kreis der Tatverdächtigen.«

»Eben dieser Michael >der Schlachten Sullivan steht im Verdacht, für eine Vergewaltigungsserie in Georgetown und

117

mindestens einen damit zusammenhängenden Mord verantwortlich zu sein. War das Sullivan, den Sie da in der Blues Alley in die Zange genommen haben?«, wollte ich von den Mafiakillern wissen.

Kein Wort, von keinem der beiden. Kein Laut. Richtig harte Burschen.

Irgendwann erhob sich Sampson und rieb sich das Kinn. »Ich schätze mal, wir brauchen Digger und Blade nicht mehr. Was sollen wir jetzt mit ihnen machen? Ah, Moment mal, ich habe eine Idee. Das wird Ihnen gefallen, Alex«, sagte Sampson und kicherte vor sich hin.

Er bedeutete den Mafia-Soldaten aufzustehen. »Wir sind fertig. Sie kommen mit mir, meine Herren.«

»Wohin?« Endlich brach Lanugello sein Schweigen. »Wie lautet die Anklage?«

»Gehen wir. Ich habe eine Überraschung für Sie.« Sampson ging vor den beiden her, ich bildete den Schluss. Es schien ihnen nicht zu gefallen, mich in ihrem Rücken zu haben. Vielleicht dachten sie ja, dass ich immer noch wütend war, wegen Maria. Na ja, vielleicht lagen sie damit sogar richtig.

Sampson gab einem wachhabenden Polizisten am Ende des Flurs ein Zeichen, dieser schloss eine Zelle auf. Darin saßen bereits etliche Gefangene, die alle auf ihre Verhandlung vor dem Untersuchungsrichter warteten. Alle bis auf einen waren schwarz. John ging als Erster hinein.

»Sie bleiben vorerst hier. Sollten Sie Ihre Meinung ändern und mit uns sprechen wollen«, sagte Sampson zu den Typen von der Mafia, »dann melden Sie sich. Falls Dr. Cross und ich dann noch da sind. Falls nicht, dann schauen wir morgen Früh wieder vorbei. Für diesen Fall wünsche ich Ihnen eine angenehme Nacht.«

Sampson klopfte mit seiner Dienstmarke ein paar Mal ge

117

gen die Gitterstäbe der Arrestzelle. »Diese Männer sind Tatverdächtige in einer Vergewaltigungsserie«, sagte er dann zu den anderen Gefangenen. »Vergewaltigung schwarzer Frauen in Southeast. Aber seien Sie vorsichtig, das sind harte Burschen. Aus New York.«

Wir verließen die Zelle, und der Wachtposten ließ die Tür hinter uns ins Schloss krachen.

117

Es war vier Uhr morgens, es war kalt, es regnete, und seine beiden Jüngsten heulten sich hinten auf der Rückbank die Augen aus dem Kopf, genau wie Caitlin auf dem Beifahrersitz. Für Sullivan waren Junior Maggione und La Cosa Nostra an allem schuld, an dieser ganzen Riesenscheiße, die jetzt in Gang gekommen war. Irgendwie würde Maggione dafür bezahlen, er freute sich schon jetzt auf den Tag der Vergeltung.

Genau wie sein Skalpell und seine Knochensäge.

Um halb drei Uhr morgens hatte er seine Familie in das Auto gestopft und sich still und heimlich aus einem zehn Kilometer außerhalb von Wheeling, West Virginia, gelegenen Haus verzogen. Es war der zweite Umzug innerhalb von zwei Wochen, aber er hatte einfach keine Wahl. Er hatte den Jungs versprochen, sie würden eines Tages nach Maryland zurückkehren, aber er wusste, dass das nicht stimmte. Sie würden nie wieder nach Maryland zurückkehren. Sullivan hatte das Haus bereits zum Verkauf angeboten. Er brauchte das Geld für die Flucht.

Er und seine Familie liefen nun um ihr Leben. Als sie ihre - um seine Worte zu benutzen - »Wild-West Virginny-Villa« verließen, hatte er das Gefühl, dass der Mob sie erneut aufstöbern würde, dass sie bereits hinter der nächsten Straßenecke lauern konnten.

Doch dann ging er in die erste Kurve und danach in die zweite, und sie schafften es, heil und unbeschadet aus der Stadt hinauszukommen. Bald schon sangen sie wieder zu Rol-ling-Stones- und ZZ-Top-Songs, darunter auch eine Zwanzig-Minuten-Version von »Legs«, bis sein Frau sich die Dauerbe

118

rieselung mit diesem stark testosteronhaltigen Lärm verbat. Sie frühstückten in einem *Denny's*, gingen in einem *Mickey D* noch einmal zum Waschen, und gegen drei Uhr nachmittags waren sie irgendwo, wo sie noch nie zuvor waren.

Hoffentlich hatte Sullivan keine Spur hinterlassen, die einer Horde Mafiakiller als Hinweis dienen konnte. Keine Brotkrumen wie bei Hansel und Gretel. Das Gute war, dass weder er noch seine Familie jemals hier in der Gegend gewesen waren. Es war absolutes Neuland, ohne jede Verbindung zu ihrem früheren Leben.

Er stellte den Wagen in der Einfahrt eines viktorianischen Schindelhauses mit steilem Dach, ein paar Türmchen und sogar einem Buntglasfenster ab.

»Ich liebe dieses Häuschen!«, krächte Sullivan und versprühte nach allen Seiten falsche Freude und übertriebene Begeisterung. »Willkommen in *Florida*, Kinder«, sagte er.

»Sehr witzig, Dad. Haha«, meldete sich Mike jr. vom Rücksitz, wo die drei grimmig und deprimiert dreinschauenden Jungs saßen.

Sie waren in *Florida*, *Massachusetts*, und Caitlin und die Kinder stöhnten wieder einmal über einen seiner dämlichen Witze. *Florida* war ein kleiner Ort mit weniger als tausend Einwohnern und lag etwas erhöht in den Berkshire Hills. Hier gab es einen atemberaubenden Blick auf die Berge, wenn auch nichts sonst. Zum Beispiel keine Mafiakiller, die einem in der Einfahrt auflauerten. Was wollten sie mehr?

»Einfach perfekt. Wo könnte es schöner sein als hier?«, redete Sullivan auf die Kinder ein, während sie anfangen, den Wagen auszuladen.

Also warum fing Caitlin an zu weinen, als er ihr ihr neues Wohnzimmer mit dem fantastischen Blick auf den großen, mächtigen Mount Greylock und den Hoosic River zeigte?

118

Und warum log er sie an, indem er sagte: »Alles wird gut, meine Königin, Licht meines Lebens«?

Vielleicht, weil er wusste, dass es nicht stimmte, genau wie sie wahrscheinlich auch. Er und seine Familie würden eines Tages umgebracht, vielleicht sogar hier, in diesem Haus.

Es sei denn, er unternahm etwas Einschneidendes, um das zu verhindern. Und zwar schnell. Aber was könnte das sein? Wie konnte er die Mafia daran hindern, ihm auf den Fersen zu sein?

Wie brachte man die Camorra um?

119

90

Zwei Abende später war der Schlachter wieder unterwegs. *Nur er. Ein Mann.*

Er hatte jetzt einen Plan und

fuhr nach Süden, Richtung New York. Er war angespannt und nervös, begleitete aber Springsteen, Dylan, The Band und Pink Floyd mit seiner Stimme. Vier Stunden Fahrt und nichts als Oldies und Goldies. Er fühlte sich nicht hundertprozentig wohl dabei, Caitlin und die Jungs in dem Haus in Massachusetts zurückzulassen, aber soweit er es beurteilen konnte, waren sie für den Augenblick dort sicher. Falls nicht, dann hatte er zumindest alles für sie getan, was er konnte. Weit mehr jedenfalls, als sein Vater jemals für ihn, für seine Mutter oder seine Brüder getan hatte.

Gegen Mitternacht verließ er schließlich den West Side Highway und steuerte ohne Umwege die Morningside Apartments in der West 107th Street an. Hier war er schon öfter abgestiegen und wusste, dass er genau die Abgeschiedenheit finden würde, die er brauchte. Und außerdem eine gute Verkehrsanbindung mit zwei nahe gelegenen U-Bahn-Stationen und vier U-Bahn-Linien.

Die Zimmer hatten keine Klimaanlage, das wusste er noch, aber das spielte im November auch keine Rolle. Er schlief ruhig und friedlich wie ein Baby im Bauch der Mutter. Als Sullivan um sieben Uhr, bedeckt von einer dünnen Schweißschicht, aufwachte, hatte er nur einen einzigen Gedanken im Kopf: *Rache an Junior Maggione.* Oder, was vielleicht noch besser war: *Möge der Beste und Härteste überleben.*

Gegen neun Uhr morgens fing er an, mit der U-Bahn ein

119

paar Örtlichkeiten für die Morde auszukundschaften, die er in nächster Zukunft zu begehen gedachte. Er hatte eine »Wunschliste« mit verschiedenen Zielpersonen angelegt und fragte sich, ob die Männer und die beiden Frauen, die darauf standen, irgendeine Ahnung davon hatten, dass sie so gut wie tot waren, dass es nur an ihm lag, wer sterben musste und wer am Leben blieb, das Wann und das Wo.

Am Abend, gegen neun, fuhr er hinüber nach Brooklyn, in sein angestammtes Revier. Direkt in Junior Maggiones Viertel, sein Territorium in Carroll Gardens.

Er dachte mit einer gewissen Wehmut an seinen alten Kumpel Jimmy Hats und dass Maggiones Vater ihn vermutlich umgelegt hatte. Irgendjemand war es jedenfalls gewesen und hatte dann die Leiche verschwinden lassen, als hätte es Jimmy niemals gegeben. Er hatte immer schon Maggione Senior im Verdacht, und somit gab es noch eine Rechnung, die der Schlachter zu begleichen hatte.

So langsam kochte sie in ihm hoch, diese schreckliche Wut. Über irgendetwas. Vielleicht über seinen Vater, den originalen Schlachter von Sligo, dieses Stück irischen Abschaums, der sein Leben zerstört hatte, noch bevor er zehn Jahre alt gewesen war. Er bog in Maggiones Straße ein und musste plötzlich lächeln. Der mächtige Don lebte immer noch wie ein leidlich erfolgreicher Klempner oder vielleicht ein Elektriker in einem Zweifamilienhaus aus gelben Backsteinen. Was aber noch überraschender war - auf der Straße waren keine Wachposten zu sehen.

Also, entweder unterschätzte Junior ihn dramatisch oder seine Leute waren wahnsinnig gut darin, sich auf freiem Feld zu verstecken. Verflucht noch mal, vielleicht zielt jetzt in diesem Augenblick gerade einer mit seinem Scharfschützen

120

gewehr auf seine Stirn. *Vielleicht hatte er nur noch wenige Sekunden zu leben.*

Die Anspannung brachte ihn fast um. Er musste wissen, was hier los war. Also drückte er auf die Hupe seines Wagens, einmal, zweimal, dreimal. Nichts passierte, absolut gar nichts.

Niemand jagte ihm eine Kugel in den Kopf. Und zum ersten Mal überhaupt ließ der Schlachter folgenden Gedanken zu: *Könnte sein, dass ich diesen Kampf gewinne.*

Er hatte das erste Rätsel gelöst: Junior Maggione hatte seine Familie aus dem Haus geschafft. Auch Maggione war auf der Flucht.

Dann brachte er seinen Gedankenfluss mit einem Wort zum Stillstand - *Fehler.*

Er durfte keinen einzigen begehen, keinen einzigen Fehltritt von jetzt an bis zum Ende des Ganzen. Falls doch, war er tot.

So einfach war das.

Ende. Aus.

120

91

Es war spät, und ich beschloss, noch eine Runde mit dem R 350 zu drehen. Ich liebte dieses Auto. Die Kinder auch. Sogar Nana, Gott sei Dank. Ich ertappte mich wieder bei dem Gedanken an Maria. An meine lang andauernden Ermittlungen in ihrem Mordfall und an mein *Versagen*. Ich quälte mich damit, versuchte mir ihr Gesicht vorzustellen, den genauen Klang ihrer Stimme.

Später, als ich wieder zu Hause war, versuchte ich einzuschlafen, konnte es aber nicht. Es wurde so schlimm, dass ich nach unten ging und mir noch einmal Tyler Perrys Film »Das verrückte Tagebuch« anschaute. Um ehrlich zu sein, ich ertappte mich dabei, wie ich laut jubelnd vor der Flimmerkiste saß. Der Film passte einfach perfekt zu meinem Gemütszustand.

Am nächsten Morgen gegen neun Uhr rief ich Tony Woods im Büro des Direktors an. Dann schluckte ich meinen Stolz hinunter und bat Tony um Hilfe bei meinen Ermittlungen in diesem Mord- und Vergewaltigungsfall. Ich musste erfahren, ob das FBI irgendetwas über diesen Profikiller, den so genannten Schlachter, wusste, irgendetwas, was Sampson und mir weiterhelfen konnte, vielleicht gab es dort ja irgendwelche Informationen, die der Geheimhaltung unterlagen.

»Wir haben gewusst, dass Sie anrufen würden, Alex. Direktor Burns legt großen Wert auf eine weitere Zusammenarbeit mit Ihnen. Wie wär's mit ein paar beratenden Gesprächen? Nichts Schwerwiegendes. Sie bestimmen den Inhalt und den Zeitpunkt, besonders jetzt, wo Sie wieder ganze Fälle übernehmen.«

»Wer hat denn gesagt, dass ich wieder Fälle übernehme? Das hier ist eine Ausnahmesituation«, erwiderte ich. »Der Schlachter hat vermutlich vor Jahren meine Frau umgebracht. Es handelt sich um diesen einen Fall, den ich einfach nicht ungelöst lassen kann.«

»Ich verstehe. Ich verstehe voll und ganz. Wir unterstützen Sie, so gut wir können. Ich besorge Ihnen alles, was Sie brauchen.«

Tony sorgte dafür, dass ich das Büro eines Agenten benutzen konnte, der gerade nicht in der Stadt war, und er war einverstanden, dass ich mit einer FBI-Analystin namens Monnie Donnelley sprach.

»Ich habe bereits Kontakt zu Monnie aufgenommen«, sagte ich.

»Das wissen wir. Monnie hat es uns erzählt. Wir haben ihr jetzt die Genehmigung erteilt. *Offiziell.*«

Während der nächsten Tage wohnte ich mehr oder weniger im FBI-Gebäude. Es stellte sich heraus, dass das Bureau eine ganze Menge über Michael Sullivan, den Schlachter, wusste. In seiner Akte lagen auch Dutzende von Fotos. Ein Problem bestand darin, dass die Fotos fünf bis sieben Jahre alt waren und dass es allem Anschein nach in letzter Zeit keinerlei Kontakt mit Sullivan gegeben hatte. Wohin war er verschwunden? Ich erfuhr, dass Sullivan in Brooklyn aufgewachsen war, in einem Viertel, das »Fiatlands« genannt wurde. Sein Vater war dort tatsächlich Schlachter gewesen. Ich erhielt sogar ein paar Namen alter Freunde und Bekannter von Sullivan aus der Zeit, als er noch in New York gelebt hatte.

Ich erfuhr eigenartige Einzelheiten über Sullivans Hintergrund. Bis zur zehnten Klasse hatte er kirchliche Schulen besucht und war ein guter Schüler gewesen, obwohl er sich anscheinend nie besonders angestrengt hatte. Dann hatte

121

Sullivan die Schule verlassen. Er hatte sich der Mafia angeschlossen und sich als einer der wenigen Nicht-Italiener dort behauptet. Er war vielleicht kein »gemachter Mann«, aber er wurde gut bezahlt. Anfang zwanzig besaß er ein sechsstelliges Jahreseinkommen und war der wichtigste Killer von John Maggione Senior. Sein Sohn, der augenblickliche Don, hatte Sullivan nie gemocht.

Dann hatte eine Entwicklung eingesetzt, die bei allen, die sich mit ihm befassten, für große Verwirrung und Bestürzung gesorgt hatte. Es gab Berichte, dass Michael Sullivan die Leichen seiner Opfer misshandelt und verstümmelt hatte. Er sollte einen Priester und einen Laien an seiner alten Grundschule, die des sexuellen Missbrauchs von Jungen beschuldigt worden waren, umgebracht haben. Noch ein paar Fälle von aktiver Selbstjustiz. Ein Gerücht, dass er seinen eigenen Vater ermordet hatte, der eines Abends aus seinem Geschäft verschwunden und bis zum heutigen Tag nicht wiederaufgetaucht war.

Doch irgendwann schien Sullivan plötzlich komplett aus dem Blickfeld des FBI verschwunden zu sein. Monnie Donnelley teilte meine Vermutung: Sullivan war möglicherweise zum Informanten eines Mitarbeiters geworden. Gut möglich, dass das FBI oder die New Yorker Polizei ihn deckte. Vielleicht war Sullivan sogar in einem Zeugenschutzprogramm. War es das, was mit Marias Mörder geschehen war?

War er ein Schnüffler?

War der Schlachter ein Protege des FBI?

John Maggione junior war ein stolzer Mann, manchmal vielleicht ein bisschen zu protzig, zu selbstgefällig, aber er war nicht dumm und für gewöhnlich auch nicht unvorsichtig. Er war sich über seine momentane Lage im Zusammenhang mit diesem wahnsinnigen Killer, den sein Vater früher immer wieder in Anspruch genommen hatte, im Klaren - *der Schlachter*, der zu allem Überfluss auch noch ein Ire war. Sogar sein verrückter Alter hatte versucht, Michael Sullivan zu eliminieren, nachdem er erkannt hatte, wie gefährlich und unberechenbar er war. Das musste jetzt endlich erledigt werden, und zwar sofort.

Sullivan lief immer noch frei herum, das wusste Maggione. Zur zusätzlichen Absicherung hatte er seine Familie aus dem Haus in Süd-Brooklyn geholt und auf dem Familiensitz in Mineola auf Long Island einquartiert. Wo er selbst sich im Augenblick ebenfalls aufhielt.

Das Backsteinhaus war im Kolonialstil erbaut worden, lag direkt am Wasser in einer ruhigen Sackgasse. Es besaß einen eigenen Anleger direkt am Kanal und ein Schnellboot, die *Cecilia Theresa*, benannt nach seinem ersten Kind.

Die Lage des Familiensitzes war zwar allgemein bekannt, doch die Umzäunung bot einen ausreichenden Schutz, und Maggione hatte die Zahl seiner Leibwächter verdoppelt. Er wähnte seine Familie in Sicherheit. Immerhin war der Schlachter nur ein einziger Mann. Wie viel Schaden konnte er schon anrichten, realistisch betrachtet? Wie viel *mehr*?

Der Junior hatte vor, am späten Vormittag zur Arbeit zu gehen. Anschließend wollte er in seinem Club in Brooklyn vor

beischaun. Es war wichtig, sich regelmäßig sehen zu lassen. Außerdem war er sicher, dass er mittlerweile alles unter Kontrolle hatte. Seine Leute hatten ihm versichert:

Sullivan wäre bald schon ein toter Mann, genau wie seine Angehörigen.

Um elf Uhr drehte Maggione gerade seine Runden im Hallenbad des Anwesens.

Dreißig Bahnen hatte er bereits hinter sich, fünfzig lagen noch vor ihm.

Da klingelte sein Handy, das er auf dem Liegestuhl abgelegt hatte.

Weil niemand anders in der Nähe war, kletterte er schließlich aus dem Wasser und meldete sich persönlich. »Ja? Was ist denn?«

»Maggione.« Am anderen Ende war eine männliche Stimme.

»Wer ist denn da, zum Teufel?«, fragte er, obwohl er genau wusste, wer da war.

»Zufällig ist da Michael Sullivan, Chef. Der hat Nerven, der freche Drecksack, hmm?«

Maggione war innerlich bass erstaunt darüber, dass dieser Wahnsinnige ihn tatsächlich noch einmal anrief. »Ich finde, wir sollten uns unterhalten«, sagte er zu dem Killer.

»Das machen wir doch gerade. Weißt du, wieso? Du hast mir ein paar Killer auf den Hals gehetzt. Zuerst in Italien. Dann bei mir zu Hause in Maryland. Haben auf meine Kinder geschossen. Dann haben sie in Washington nach mir gesucht. Weil ich angeblich ein wild gewordener Irrer bin. Du bist der wild gewordene Irre, Junior! Du bist derjenige, der umgelegt werden muss!«

»Hör zu, Sullivan...«

»Nein, du hörst *mir* zu, du beschissenes Dreckschwein, du Riesenarschloch. Hör mir gut zu, Junior! Demnächst wird dir ein Päckchen in deine Festung geliefert. Schau genau hin,

123

Häuptling. *Ich bin dir auf den Fersen!* Du kannst mich nicht aufhalten. Nichts und niemand kann mich aufhalten! Ich bin wahnsinnig, stimmt's? Das solltest du niemals vergessen. Ich bin das wahnsinnigste Arschloch, das dir jemals begegnet ist, von dem du jemals gehört hast. Und wir *werden* uns wiedersehen!«

Dann legte der Schlachter auf.

Junior Maggione schlüpfte in einen Bademantel und stellte sich an den Hauseingang. Er konnte es nicht glauben - *eine FedEx-Lieferung!*

Das hieß, dass dieses wahnsinnige Arschloch von Sullivan womöglich in diesem Augenblick das Haus beobachtete. War das möglich? War es denkbar, dass er Recht behalten würde, dass er seine Worte wahr machte?

»Vincent! Mario! Bewegt eure Ärsche hier raus!«, rief er seinen Leibwächtern zu. Sie kamen mit Sandwiches in den Händen aus der Küche gerannt.

Dann ließ er einen seiner Männer das Päckchen öffnen, draußen im Schwimmbad.

Nach ein paar Augenblicken der Nervosität rief der Kerl: »Das sind Fotos, Mr Maggione. Nicht gerade von der romantischen Sorte.«

123

93

»Kann sein, dass wir ihn entdeckt haben, Schätzchen.«

Eine Frau namens Emily Corro hatte soeben ihre morgendliche

Therapiesitzung bei mir beendet und war an ihre Schule gefahren, um dort mit einem hoffentlich leicht verbesserten Selbstwertgefühl ihre Schüler zu unterrichten. Jetzt hatte ich Sampson am Handy. Big John geriet normalerweise nicht so schnell in Aufregung, also musste etwas Besonderes passiert sein. War es auch.

Am späten Nachmittag erreichten der Hüne und ich das Flatlands-Viertel in Brooklyn. Dort suchten wir nach einer kleinen Kneipe namens Tommy McGoy's.

Der saubere, kleine Laden war so gut wie leer. Nur ein bulliger irischer Barkeeper und ein eher kleiner, gut gebauter Kerl, vermutlich Mitte vierzig, am hinteren Ende einer frisch polierten Mahagonitheke. Sein Name war Anthony Mullino, er lebte als Grafiker in Manhattan. Früher einmal war er der beste Freund von Michael Sullivan gewesen.

Wir setzten uns jeder auf eine Seite von Mullino und nahmen ihn in die Zange.

»Gemütlich«, sagte er lächelnd. »Hey, ich werde Ihnen schon nicht davonlaufen. Ich bin aus freien Stücken hierhergekommen, das sollten Sie nicht vergessen. Verdammt noch mal, ich habe hier in Brooklyn zwei Onkel bei der Polizei. Das können Sie gerne nachprüfen.«

»Haben wir schon gemacht«, erwiderte Sampson. »Einer ist pensioniert und wohnt in Myrtle Beach, der andere wurde vom Dienst suspendiert.«

123

»Also immerhin fünfzig Prozent Trefferquote. Ist doch gar nicht so schlecht. Beim Baseball spiele ich damit immer noch in der ersten Liga.«

Sampson und ich stellten uns vor, und Mullino war sich sicher, dass er John schon einmal irgendwo gesehen hatte, wusste aber nicht mehr, wo. Er sagte, er habe den Fall des russischen Mafiabosses, genannt der Wolf, verfolgt, ein Fall, an dessen Aufklärung

ich während meiner Zeit beim FBI beteiligt gewesen war und der sich hier in New York abgespielt hatte.

»Über Sie habe ich auch etwas gelesen, in irgendeiner Zeitschrift«, sagte er. »Wissen Sie noch, in welcher?«

»Ich hab's nicht gelesen«, erwiderte ich. »Im *Esquire*.«

Mullino kapierte den Witz und lachte. Es klang wie schnell aufeinanderfolgendes Husten. »Und... wie haben Sie das von mir und Sully rausgekriegt? Ist ja mittlerweile ziemlich lange her. Urzeiten.«

Sampson erzählte ihm ein paar der Dinge, die wir wussten, dass das FBI einen Social Club abgehört hatte, in dem John Maggione junior verkehrte. Wir wussten, dass Maggione ein Attentat auf Sullivan angeordnet hatte - vermutlich wegen der unorthodoxen Methoden des Schlachters - und dass der Schlachter sich revanchiert hatte. »Das FBI hat sich dann auf dem Bay Parkway ein bisschen umgehört. Dabei ist Ihr Name gefallen.«

Mullino wartete nicht einmal ab, bis Sampson fertig war.

Mir fiel auf, dass seine Hände, während er redete, ununterbrochen in Bewegung waren.

»Richtig, der Social Club drüben in Bensonhurst. Waren Sie da? Alteingesessenes italienisches Viertel. Fast nur zweistöckige Häuser, viele Geschäfte, Sie wissen schon. Hat schon mal bessere Tage gesehen, ist aber immer noch ziem

124

lich nett da. Sully und ich sind ganz in der Nähe aufgewachsen.

Aber wie kommen Sie jetzt eigentlich auf mich? Das kapiere ich, ehrlich gesagt, nicht so ganz. Ich habe Mike seit Jahren nicht gesehen.«

»FBI-Akten«, erwiderte ich. »Sie sind sein Freund, stimmt's?«

Mullino schüttelte den Kopf. »Als Kinder, da haben wir ein ziemlich enges Verhältnis gehabt. Aber das ist schon lange her, Jungs.«

»Sie waren eng befreundet, bis Sie Anfang zwanzig waren. Und er hält immer noch Kontakt zu Ihnen«, sagte ich. »Das sind die Informationen, die wir bekommen haben.«

»Ach was, *Weihnachtskarten*«, meinte Mullino und lachte. »Das verstehe, wer will. Sully ist ein komplizierter Typ, absolut unberechenbar. Er schickt uns auch ab und zu eine Postkarte aus dem Urlaub. Habe ich irgendwas nicht mitgekriegt? Stecke ich in Schwierigkeiten? Nein, oder?«

»Wir wissen, dass Sie keinerlei Verbindungen zur Mafia haben, Mr Mullino«, sagte Sampson.

»Das ist gut zu hören, weil es nämlich genau so ist. Und schon immer so war. Ich habe, ehrlich gesagt, langsam genug von diesen ewig gleichen Vorurteilen gegen uns Italiener. *Bada hing* und so, dieser ganze Mist. Na klar gibt es ein paar Typen, die so reden. Und wissen Sie, wieso? Weil sie's im Fernsehen gesehen haben.«

»Dann erzählen Sie uns mal was über Michael Sullivan«, sagte ich. »Wir wollen alles erfahren, was Sie über ihn wissen. Auch alles von früher.«

Anthony Mullino bestellte sich bei Tommy McGoey persönlich noch etwas zu trinken - ein Mineralwasser. Dann fing er an zu reden, und die Worte sprudelten nur so aus ihm heraus.

124

»Ich erzähle Ihnen mal eine lustige Geschichte. In der Grundschule war ich immer Mikeys Beschützer. Das war an der Schule der Unbefleckten Empfängnis. Irisch-christ-

liche Bruderschaft. In unserem Viertel musste man sich einen ziemlich feinen Sinn für Humor zulegen, um nicht ständig in irgendwelche Kämpfe verstrickt zu werden. Damals hatte Sullivan nicht viel Humor. Außerdem hatte er eine Heidenangst davor, dass ihm die Schneidezähne rausgeschlagen werden. Er hat gedacht, er würde später mal Filmstar oder so was. Das ist die Wahrheit, ich schwöre bei Gott. *La verità*, ja? Sein Alter und seine Mom hatten ihre künstlichen Zähne in einem Glas Wasser neben dem Bett stehen.«

Mullino erzählte, dass Sullivan sich auf der Highschool verändert habe. »Da ist er knallhart geworden und hinterlistig wie eine Schlange. Aber er hat einen ziemlich guten Sinn für Humor entwickelt, zumindest für einen Iren.«

Er beugte sich dicht über die Theke und senkte die Stimme. »In der neunten Klasse hat er einen Typen umgebracht, Nick Fratello. Fratello hat im Zeitungskiosk gearbeitet, war für die Pferdewetten zuständig. Er hat Mikey die ganze Zeit schikaniert, ist ihm ständig auf den Sack gegangen. Ohne Grund. Also hat Sully ihn umgebracht, mit einem Teppichmesser! Da ist die Mafia auf ihn aufmerksam geworden, besonders John Maggione. John Maggione *Senior*, meine ich.

Da hat Sully dann angefangen, sich in diesem Social Club in Bensonhurst rumzutreiben. Keiner hat gewusst, was er eigentlich macht. Nicht mal ich. Aber mit einem Mal hatte er Geld in der Tasche. Mit siebzehn, vielleicht achtzehn, hat er sich einen Grand Am zugelegt, einen Pontiac Grand Am. Wahnsinnig heißer Schlitten damals. Maggione junior

125

hat Mike immer gehasst, weil er die Anerkennung des Alten bekommen hat.«

Mullino blickte von Sampson zu mir und seine Geste besagte: *Was soll ich euch sonst noch sagen? Kann ich jetzt gehen?*

»Wann haben Sie Michael Sullivan zum letzten Mal gesehen?«, wollte Sampson wissen.

»Zum letzten Mal?« Mullino lehnte sich zurück und mimte umständlich den Nachdenklichen. Dann fingen seine Hände wieder an zu zappeln. »Ich würde sagen, das war bei Kate Gargans Hochzeit in Bay Ridge. Muss sechs oder sieben Jahre her sein. Soweit ich mich erinnern kann, wenigstens. Aber Sie haben ja wahrscheinlich mein ganzes Leben auf Tonband und Video aufgenommen, stimmt's?«

»Schon möglich, Mr Mullino. Wo ist Michael Sullivan jetzt? Die Weihnachtskarten? Von wo wurden die abgeschickt?«

Mullino zuckte mit den Schultern und warf die Arme in die Luft, als ob ihn das Gespräch langsam ein bisschen ermüdete. »So viele waren das nicht. Ich glaube, die waren in New York abgestempelt. Manhattan? Aber ohne Absender. Also müssten eher Sie mir verraten, wo Sully zurzeit steckt.«

»Er ist hier, in Brooklyn, Mr Mullino«, sagte ich. »Sie haben sich vorgestern mit ihm getroffen, in der Chesterfield Lounge in der Fiatbush Avenue.« Dann zeigte ich ihm das Foto, auf dem er zusammen mit Michael Sullivan zu sehen war.

Mullino zuckte mit den Schultern und lächelte. Keine große Sache, wir hatten ihn bei einer Lüge ertappt. »Wir waren früher mal befreundet. Er hat mich angerufen, wollte mit mir reden. Was hätte ich machen sollen, ihn verpfeifen? Keine gute Idee. Warum habt Ihr ihn nicht gleich geschnappt?«

125

»Pech«, erwiderte ich. »Die beschattenden Agenten hatten keine Ahnung, wie er heutzutage aussieht - die Stoppelhaare, diese Siebzigerjahre-Punk-Aufmachung. Daher muss ich Sie jetzt erneut fragen: Wo hält sich Michael Sullivan derzeit auf?«

126

94

Michael Sullivan brach die altherwürdigen Sitten und ungeschriebenen Gesetze der Familie, und er war sich dessen bewusst. Auch über die Konsequenzen war er sich nur allzu deutlich im Klaren. Aber sie hatten mit diesem Wahnsinn angefangen, oder etwa nicht? Sie wollten ihn erledigen, und zwar vor den Augen seiner Kinder.

Jetzt würde er es zu Ende bringen, vielleicht würde er beim Versuch sterben. Aber so oder so, für ihn war es ein Wahnsinnstrip, ein Wahnsinnstrip.

Samstagvormittag, halb elf, und er saß am Steuer eines UPS-Lieferwagens, den er vor nicht einmal zwanzig Minuten gekapert hatte. Zuerst FedEx, jetzt UPS, damit war er zumindest ein Kaperer mit Sinn für Chancengleichheit. Der Fahrer lag im Laderaum und tat sein Möglichstes, um sich von einer aufgeschlitzten Kehle zu erholen.

Am Armaturenblech klebte ein Bild von seiner Freundin oder seiner Frau oder was sie sonst sein mochte - die Dame war jedenfalls fast genauso hässlich wie der sterbende Fahrer. Nichts hätte dem Schlachter gleichgültiger sein können als dieser beiläufige Mord. Er empfand nichts für den Fremden, ehrlich gesagt war für ihn eigentlich jeder ein Fremder, meistens sogar seine eigene Familie.

»Hey, alles in Ordnung bei dir da hinten?«, rief er, um das Rumpeln und Rattern des Lieferwagens zu übertönen.

Keine Antwort, nichts zu hören aus dem Laderaum.

»Hab ich mir gedacht, Kumpel. Mach dir keine Sorgen, die Post und so weiter muss rollen. Egal, ob Regen, Schnee, Graupel, Tod.«

126

Er brachte den großen, braunen Lieferwagen vor einem mittelgroßen Ranch-Gebäude in Roslyn zum Stehen. Dann schnappte er sich ein paar sperrige Paketschachteln von dem Metallregal hinter dem Fahrersitz. Er steuerte die Haustür an, mit schnellen Schritten, in Eile, genau wie die braun gekleideten Burschen im Fernsehen, und piff dazu sogar eine fröhliche Melodie.

Der Schlachter klingelte. Wartete. Immer noch pfeifend. Eine perfekte Schauspielleistung, dachte er.

Eine Männerstimme drang aus der Sprechanlage: »Was denn? Wer ist da? Wer?«

»UPS. Paketlieferung.«

»Stellen Sie's vor die Tür.«

»Ich brauch 'ne Unterschrift, Sir.«

»Ich habe gesagt, stellen Sie's vor die Tür. Die Unterschrift ist egal. Lassen Sie das Paket da. Bye-bye.«

»Tut mir leid, Sir, das darf ich nicht. Tut mir wirklich leid. Ich mach bloß meine Arbeit.« Die Sprechanlage blieb stumm. Dreißig Sekunden verstrichen, fünfundvierzig.

Vielleicht war hier ein Plan B notwendig.

Schließlich tauchte ein sehr großer und breitschultriger Mann in einem schwarzen Nike-Trainingsanzug auf. Er war eine sehr beeindruckende Erscheinung, das war nur logisch, da er früher einmal Profi-Footballer bei den New York Jets und den Miami Dolphins gewesen war.

»Haben Sie's mit den Ohren, oder was?«, sagte er. »Ich habe gesagt, Sie sollen das Paket auf der Veranda abstellen. Capisce?«

»Nein, Sir. Ich bin übrigens irischer Abstammung. Ich darf diese wertvollen Pakete nicht ohne Unterschrift hierlassen.« Der Schlachter reichte ihm das Gerät für die elektronische

127

Erfassung der Unterschrift, und der mächtige Exfootballer kritzelte wütend einen Namen in das vorgegebene Feld.

Der Schlachter sah nach - *Paul Mosconi*, zufälligerweise Mafia-Soldat und Ehemann von John Maggiones kleiner Schwester. Das war *dermaßen* gegen die Regeln, aber, die Frage musste erlaubt sein: Gab es denn eigentlich überhaupt noch Regeln? Bei der Mafia, der Regierung, den Kirchen, in der ganzen durch und durch verrotteten Gesellschaft?

»Nehmen Sie's nicht persönlich«, sagte der Schlachter.

Plopp.

Plopp.

Plopp.

»Du bist tot, Paul Mosconi. Der Oberboss wird ziemlich wütend auf mich sein. Ach, und übrigens: Früher war ich auch mal Jets-Fan. Aber jetzt bin ich für New England.« Dann bückte sich der Schlachter und fuhr dem toten Mann wieder und wieder mit dem Skalpell durchs Gesicht. Anschließend schlitze er ihm die Kehle auf, kreuzweise, direkt über dem Adamsapfel.

Eine Frau streckte den Kopf ins Wohnzimmer, Lockenwickler in den dunklen Haaren, und fing an zu kreischen. »Pauli! Pauli, oh, mein Gott! Oh, Pauli, oh, Pauli! Nein, nein, nein!«

Der Schlachter präsentierte der gequälten Ehefrau seine schönste Verbeugung.

»Grüßen Sie Ihren Bruder von mir. *Er* hat Ihnen das angetan. Ihr großer Bruder hat Pauli auf dem Gewissen, nicht ich.« Er wollte sich schon abwenden, da drehte er sich noch einmal zu ihr um. »Ach ja, herzliches Beileid.«

Er verbeugte sich noch einmal.

127

95

Vielleicht waren wir jetzt da. Am Ende eines langen, verschlungenen Weges, der mit Marias Tod begonnen hatte.

Sampson und ich fuhren auf dem Long Island Expressway bis zum Northern State Parkway und dann weiter bis ganz an die Spitze von Long Island. Wir folgten dem Verlauf der Route 27 und gelangten schließlich in das Dorf Montauk, von dem ich bis zu diesem Zeitpunkt lediglich gelegentlich den Namen gehört oder gelesen hatte. Hier sollte sich nach Anthony Mullinos Angaben Michael Sullivan und seine Familie verstecken. Angeblich waren sie erst heute hierhergezogen.

Nach einer zwanzigminütigen Suche in uns unbekannten Seitenstraßen entdeckten wir das Haus. Bei unserer Ankunft warfen zwei Jungen auf einem winzigen Stück Rasen sich gegenseitig einen aufgebläht wirkenden Football zu. Blonde, irisch aussehende Kinder. Ziemlich sportlich, vor allem der kleinste. Die Gegenwart der Kinder konnte die ganze Sache für uns sehr viel komplizierter machen.

»Meinst du wirklich, dass er hier draußen ist?«, fragte Sampson, als er den Motor abstellte. Wir standen mindestens dreißig Meter vom Haus entfernt und waren kaum zu sehen. Wir wollten nichts riskieren.

»Mullino sagt, er sei ziemlich oft umgezogen, aber dass er jetzt garantiert hier sei. Das Alter der Kinder kommt hin. Dann gibt es noch einen älteren Jungen, Michael junior.« Ich kniff die Augen zusammen. »Der Wagen in der Einfahrt hat Nummernschilder aus Maryland.«

»Ist wahrscheinlich kein Zufall. Sullivan soll ja irgendwo in

128

Maryland gelebt haben, bevor er sich mit seiner Familie auf die Flucht gemacht hat. Ist auch logisch, dass es in der Nähe von Washington war. Das würde die Vergewaltigungen erklären. So langsam ergibt sich ein klares Bild.«

»Seine Kinder haben uns noch nicht bemerkt. Ich hoffe, das gilt auch für Sullivan.

Belassen wir's dabei, John.«

Wir fuhren los, und Sampson stellte den Wagen zwei Straßen weiter ab. Dann holten wir die Gewehre und Pistolen aus dem Kofferraum.

Wir schlugen uns hinter einer Reihe bescheidener Häuser mit Meeresblick in die Büsche. Im Haus der Sullivans brannte kein Licht, und bis jetzt hatten wir noch niemanden gesehen.

Keine Caitlin Sullivan, keinen Michael Sullivan, falls sie im Haus waren, dann hielten sie sich von den Fenstern fern. Das erschien mir durchaus sinnvoll. Außerdem wusste ich, dass Sullivan ein guter Gewehrschütze war.

Ich setzte mich auf den Boden, den Rücken an einen Baumstamm gelehnt, und kauerte mich zum Schutz vor der Kälte zusammen, das Gewehr im Schoß. Ich überlegte, wie wir Sullivan erledigen konnten, ohne dass seiner Familie etwas zustieß. War das überhaupt möglich? Nach einer Weile fing ich wieder an, an Maria zu denken. War ich endlich der Aufklärung ihrer Ermordung auf der Spur? Ich war mir nicht sicher, aber ich hatte so ein Gefühl. Oder war mein Wunsch der Vater des Gedankens?

Ich zog meine Brieftasche hervor und holte ein altes Bild aus einer Plastikhülle. Sie fehlte mir immer noch, jeden Tag. In meiner Vorstellung würde Maria immer dreißig Jahre alt sein, nicht wahr? Ein schrecklich vergeudetetes Leben.

Aber sie hatte dafür gesorgt, dass ich jetzt hier war, nicht

128

wahr? Warum sonst hätten Sampson und ich uns alleine auf den Weg machen sollen, um den Schlachter zur Strecke zu bringen?

Weil niemand erfahren sollte, was wir mit ihm vorhatten.

128

Der Schlachter sah rot und das hatte normalerweise negative Auswirkungen auf die Anzahl der Weltbevölkerung. Um genau zu

sein, er wurde von Minute zu Minute wütender. Von Sekunde zu Sekunde. Verdammte noch mal, er hasste John Maggione.

Also behalf er sich mit der einen oder anderen kleinen Ablenkung. Sein altes Viertel hatte nicht mehr viel Ähnlichkeit mit seinen Erinnerungen. Er hatte es damals schon nicht gemocht, mittlerweile war es ihm noch gleichgültiger geworden. Wie in einer Art Déjà-vu folgte er dem Verlauf der Avenue P und bog dann nach links in den Bay Parkway ein.

Soweit er wusste, befand er sich jetzt im Haupteinkaufsgebiet von Bensonhurst. Straßenzug für Straßenzug reihten sich rote Backsteingebäude mit Läden im Erdgeschoss aneinander: Spaghettifresser-Restaurants, deren Bäckereien, deren Delis, Spaghettifresser überall. Manche Dinge änderten sich eben nie.

In seinem Kopf blitzten wieder Bilder aus dem Geschäft seines Vaters auf - alles immer strahlend weiß. Der Kühlraum mit seiner weißen Emailletür, dahinter Rinderviertel an Haken hängend, Glühbirnen in Metallkäfigen an der Decke montiert, überall Messer, Beile, Sägen. Da stand sein Vater, die Hand unter die Schürze geschoben... darauf wartend, dass sein Sohn ihm einen blies.

An der Eighty-first Street wandte er sich nach rechts. Und da war er. Nicht der alte Schlachterladen, etwas viel Besseres. Rache, ein Gericht, das am besten kochend heiß serviert wird!

129

Auf dem hinteren Parkplatz des Social Clubs stand Mag-giones Lincoln. Nummernschild ACF 3069. Er war sich so oder so ziemlich sicher, dass das Juniors Auto war.

Fehler?

Aber wessen Fehler, fragte er sich, während er weiter die Eighty-first Street entlangging. War Junior so ein arrogantes Arschloch, dass er einfach kommen und gehen konnte, wie es ihm passte? War es denn möglich, dass er gar keine Angst vor dem Schlachter hatte? Keinen Respekt? Nicht einmal jetzt?

Oder hatte er ihm eine Falle gestellt?

Vielleicht war es ein wenig von beidem. Arroganz und Täuschungsmanöver. Die Merkmale der Welt, in der wir leben.

Sullivan betrat den Dunkin' Donuts an der Kreuzung von New Utrecht Avenue und Eighty-sixth Street. Er bestellte sich einen schwarzen Kaffee und einen Sesam-Bagel, der viel zu teigig und fade war. Mit so einem Scheißfraß kam man vielleicht irgendwo im Mittleren Westen durch, aber in Brooklyn hatte ein halbgarer Bagel keine Existenzberechtigung. Trotzdem, er saß an einem Tisch und sah den vorbeisausenden Scheinwerfern draußen auf der New Utrecht zu und dachte, dass er am liebsten in den Club in der Eighty-first Street reinmarschieren und anfangen würde herumzuballern. Aber das war alles andere als ein Plan, es war für den Augenblick nichts weiter als eine nette Gewaltfantasie.

Selbstverständlich hatte er schon einen richtigen Plan im Kopf.

Junior Maggione war bereits ein toter Mann, wahrscheinlich sogar noch schlimmer.

Sullivan lächelte bei dem Gedanken und schaute sich dann um, ob ihn auch niemand beob

129

achtete und ihn für verrückt hielt. Keiner. Außer ihm selbst. Gut so.

Er nippte noch einmal an seinem Kaffee, Eigentlich war dieser Dunkin'-Kaffee gar nicht mal so schlecht. Aber der Bagel... unterirdisch.

129

97

Zwanzig Minuten später hatte er seine Position bezogen. Und das war das Komische: Genau das Gleiche hatte er schon einmal in seiner Jugend gemacht. Er, Jimmy Hats und Tony Mullino waren in der Seventy-eighth Street eine klapperige Feuerleiter

hochgeklettert und waren über Teerpappendächer bis zu einem Haus in der Nähe des Social Clubs gerannt. Am helllichten Tag. Keine Angst.

Sie hatten sich »abgeseilt«, zu einem Mädchen, das Tony kannte. Sie wohnte in dem Haus neben dem Social Club und hieß Annette Bucci. Sie war eine rattenscharfe, kleine Italienerin, die ihren Freunden damals, als sie dreizehn, vierzehn Jahre alt waren, einfach jeden Wunsch erfüllte. Gemeinsam hatten sie sich irgendwelche Sitcoms wie *Happy Days* oder *Laverne & Shirley*, die genau so dämlich waren wie sie selbst, angeschaut, hatten Zigaretten und Gras geraucht, den Wodka ihres Vaters getrunken und sich um ihr kleines bisschen Verstand gevögelt. Niemand musste einen Gummi benutzen, weil Annette behauptete, sie könne keine Kinder kriegen, und so waren die drei Jungen in diesem Sommer die glücklichsten Arschlöcher des gesamten Viertels gewesen.

Na ja, sein gegenwärtiges Vorhaben würde jedenfalls deutlich einfacher, denn schließlich war es Nacht, und ein beinahe runder Mond stand am Himmel. Aber natürlich war er diesmal auch nicht gekommen, um Annette Bucci zu vögeln. Nein, er hatte sehr wichtige Geschäfte mit Junior Maggione zu regeln, unerledigte Geschäfte, die vermutlich bis zu Maggione Senior zurückreichten, der seinen Kumpel Jimmy Hats ausgeknipst hatte. Was konnte Hats sonst zugestoßen

130

sein? Also ging es um Rache, und die würde so süß, dass der Schlachter sie beinahe schon schmecken konnte. Er sah es bereits vor sich, *sah* John Maggione sterben. Falls sein Plan heute Abend funktionierte, dann würde man im Viertel noch jahrelang davon sprechen.

Selbstverständlich würde es auch Fotos geben!

Außer Atem hastete er über die alten Dächer und hoffte, dass die Bewohner der obersten Etagen ihn nicht hören konnten und nicht aufs Dach kamen, um nachzuschauen, oder gar die Bullen riefen. Endlich befand er sich auf dem Sandsteingebäude neben dem Social Club.

Niemand schien zu wissen, dass er hier oben war. Also kauerte er sich auf dem Dach zusammen und kam zu Atem. Er wartete, bis sein Pulsschlag langsamer wurde, aber die Wut in ihm ließ nicht nach. Auf Maggione? Auf seinen Vater? Was spielte das verdammt noch mal für eine Rolle?

Während er da hockte, fragte sich Sullivan, ob er womöglich an einem Punkt in seinem Leben angelangt war, wo ihn eine gewisse Lebensmüdigkeit ergriffen hatte. Auf einer gewissen Ebene zumindest. Er hatte eine Theorie, dass das bei Rauchern der Fall sein musste, genauso wie bei Arschlöchern, die besoffen und zu schnell Auto fuhren, und bei sämtlichen Motorradfahrern. Und bei denen, die ihren Vater umbrachten und ihn den Fischen in der Sheepshead Bay zum Fraß vorwarfen. Unterschwellige Todessehnsucht, richtig?

Wie bei John Maggione junior. Der war sein ganzes Leben lang ein Drecksack gewesen. Er wollte den Schlachter umlegen. Und jetzt pass mal auf, was mit ihm gleich passiert. Falls der Plan funktionierte.

130

98

Beschatten. Warten. Däumchen drehen. Es war wieder wie damals. Nur höchstens halb so nervtötend.

Während Sampson und ich keine hundert Meter von dem auf dem südlichen Arm von Long Island gelegenen Haus in Montauk entfernt saßen, spürte ich in mir eine stetig wachsende, freudige Erregung. Vielleicht fiel uns schon bald der Schlachter in die Hände. Gleichzeitig wurde ich den Gedanken nicht los, dass hier irgendetwas nicht stimmte.

Vielleicht wusste ich sogar, was es war: Dieser Killer war noch nie gefasst worden. Soviel ich wusste, war noch nicht einmal jemand in seine Nähe gelangt. Wieso glaubte ich also, dass wir ihn fassen konnten?

Weil ich der Drachentöter war und schon bei anderen Killern Erfolg gehabt hatte? Weil ich der Drachentöter *gewesen* war? Weil im Leben letzten Endes die Gerechtigkeit siegte und Killer gefangen werden müssen, vor allem derjenige, der meine Frau umgebracht hatte? Verflucht noch mal, nein, das Leben ist nicht gerecht. Das war mir in dem Augenblick klar geworden, als Maria leblos zusammengebrochen und in meinen Armen gestorben war.

»Du glaubst, dass er gar nicht mehr zurückkommt?«, sagte Sampson. »Ist es das, was dich beschäftigt, Schätzchen? Du glaubst, dass er schon wieder auf der Flucht ist?«

»Nein, nicht ganz. Es geht nicht darum, ob Sullivan zurückkommt oder nicht. Das will ich gar nicht ausschließen. Ich weiß nicht genau, was mich so umtreibt, John, aber irgendwie habe ich das Gefühl... als ob wir auf eine falsche Fährte hereingefallen sind.«
131

Sampson verzog das Gesicht.

»Und wer hat sie gelegt? Und warum?«

»Darauf weiß ich leider keine Antwort. Auf keine dieser absolut vernünftigen Fragen.«

Es war nur so ein komisches Ziehen im Bauch. Nichts weiter als ein Gefühl. Eines meiner Lieblingsgefühle. Die zwar oft zutrafen, aber nicht immer, nicht jedes Mal.

Als die Sonne sich langsam dem Horizont näherte und es kälter wurde, sah ich ein paar verrückten Surfern drunten in der Brandung zu. Von dem Wäldchen aus, in dem wir saßen, konnten wir das Wasser sehen. Die Fischer steckten in Watthosen aus Neopren, die ihnen bis an die Brust reichten. Zu dieser Jahreszeit gingen sie wahrscheinlich auf Streifenbarsche. Ihre Ködertaschen und Ruten hatten sie an den Hüften befestigt, und einer von ihnen hatte eine ziemlich verrückt aussehende Grubenarbeiterlampe über seine Red-Sox-Kappe gestreift. Es war sehr windig, je mehr Wind, desto besser beißen die Fische - das hatte ich zumindest schon einmal gehört.

Ich hatte das Gefühl, dass Sampson und ich ebenfalls auf Fischfang waren, immer auf der Jagd nach irgendeinem bescheuerten Ungeheuer, das tief unter der Oberfläche lauerte. Während ich dem scheinbar unschuldigen Treiben drunten am Strand zuschaute, rutschte einer der Fischer aus und wurde unter einer großen Welle begraben. Stolpernd kam er wieder auf die Beine und gab sich alle Mühe, um sich wenigstens einen Rest an Würde zu bewahren. Das Wasser musste verdammt kalt sein. Ich hoffte, dass Sampson und mir heute Abend nicht das Gleiche widerfuhr. Wir dürften eigentlich gar nicht hier sein und waren es doch.

131

Und wir waren ungeschützt.

Und dieser Killer war einer der besten, mit denen wir es je zu tun hatten. Vielleicht war der Schlachter sogar wirklich der Beste.

131

Ganz einfach, eigentlich, die Grundzutaten für ein professionelles Attentat, ausgeführt von einem Profi: In diesem Fall bestanden sie aus einer Büchse mit Super-Benzin, Propangas und einer Stange Dynamit zur Zündung. Nicht allzu schwierig vorzubereiten. Aber würde der Plan tatsächlich funktionieren? Da war sie wieder mal, die 64 000-Dollar-Frage.

In gewisser Weise kam es dem Schlachter fast wie ein Bubenstreich vor - ein Schabernack, wie er, Tony Mullino und Jimmy Hats ihn vielleicht damals, in der guten alten Zeit in der vertrauten Umgebung ihres Viertels ausprobiert hätten. Bloß, um ein bisschen Spaß zu haben. Um vielleicht so einem Typen mit einem Feuerwerkskörper ein Auge rauszuschießen. Ihm kam es so vor, als hätte der Großteil seines Lebens daraus bestanden - Streiche, Zirkusnummern, Rache für erlittene Ungerechtigkeiten. Genau das war auch seinem Vater zugestoßen, so hatte er das kranke Schwein umgebracht. Er dachte nicht allzu gerne darüber nach, darum hielt er dieses Abteil immer gut unter Verschluss. Aber eines Abends vor langer Zeit in Brooklyn, da hatte er den originalen Schlachter von Sligo in kleine Stücke geschnitten und Kevin Sullivan anschließend den Fischen in der Bucht zum Fraß vorgeworfen. Die Gerüchte stimmten alle. Jimmy Hats war mit ihm auf dem Boot gewesen, Tony Mullino auch. Die Jungs, denen er vertraute.

In einer Beziehung unterschied sich der heutige Abend gar nicht so sehr von jenem vergangenen - es ging einzig und allein um Rache. Verflucht noch mal, seit zwanzig Jahren hasste er John Maggione bis aufs Blut.

132

Er kletterte eine Feuerleiter vom Dach des Hauses neben dem Social Club hinab. Auf der Straße angelangt, konnte er aus dem Inneren des Clubs raue Männerstimmen hören. Im Fernsehen lief irgendein Spiel - die Jets gegen Pittsburgh auf ESPN. Vielleicht lag es an dem Spiel, dass an diesem kalten und bedeckten Sonntagabend alle so mit sich selbst beschäftigt waren. *Bollinger lässt sich zurückfallen! Bollinger hält sich im Schutz seiner Vorderleute!*

Tja, auch er befand sich in einer geschützten Zone, dachte der Schlachter. Die perfekte Abschirmung für sein Spiel, alle Zeit, die er brauchte. Er hasste diese Drecksäcke da drinnen im Club. Schon immer. Sie hatten ihn niemals richtig dazugehören lassen, bis auf den heutigen Tag nicht.

Er legte seine leicht zu zündende Feuerbombe vor eine Holzwand in einer schmalen Seitengasse, die auf die Straße hinausführte. Ein Stück weiter entdeckte er ein paar von Maggiones Soldaten, die den Zugang versperren. Sie lehnten am Kofferraum eines schwarzen Cadillac Escalade.

Er konnte sie sehen, aber sie konnten ihn in der dunklen Seitengasse nicht erkennen. Er zog sich noch weiter zurück und versteckte sich hinter einem Abfallcontainer, der nach verfaultem Fisch stank.

Ein Düsenflieger der American Airlines im Landeanflug auf LaGuardia röhre über ihn hinweg und hinterließ ein Donnergerollen am Himmel. Ein wunderbarer Zeitpunkt für den nächsten Schritt.

Das Dröhnen des Flugzeugs war nichts im Vergleich zu der ohrenbetäubenden Explosion an der Hinterwand des Social Clubs. Anschließend waren die Schreie und Flüche der Männer im Inneren zu hören.

Und Feuer! Mein Gott! Die Flammen gerieten in Windeseile außer Kontrolle.

133

Die Hintertür flog auf, und zwei Soldaten - Maggiones persönliche Leibwächter - stürmten heraus, den Boss zwischen sich fest im Griff, als wäre er der Präsident der Vereinigten Staaten und sie der Geheimdienst, der ihn in Sicherheit bringen musste. Die Leibwächter bluteten, husteten aufgrund des Rauchs, aber sie hasteten weiter, auf den Lincoln ihres Chefs zu. Mit den Hemdärmeln versuchten sie sich den Rauch aus den Augen zu wischen.

Sullivan trat hinter dem Container hervor und sagte: »He, ihr Arschlöcher! Ihr seid so scheiße!« Er gab vier Schüsse ab. Die Leibwächter fielen auf den Bürgersteig, Seite an Seite, und waren schon tot, bevor sie auf dem Asphalt aufschlugen. Das karierte Sportsakko des einen stand immer noch in Flammen.

Dann rannte er auf John Maggione zu, der Verbrennungen und Schnittwunden im Gesicht hatte. Er hielt ihm den Lauf seiner Pistole an die Wange.

»Ich weiß noch, wie du ein kleiner Junge warst, Junior. Hochnäsig, schon damals ein verzogenes kleines Würstchen. Hat sich nichts geändert, hmm? Steig in den Wagen, oder ich leg dich hier in dieser Seitengasse um. Schieß dir zwischen die Augen, schneide sie raus und stopf sie dir in die Ohren. Steig in das Auto, bevor ich die Beherrschung verliere.«

Das war der Augenblick, in dem er Junior Maggione das Skalpell zeigte.

»Steig ein, bevor ich es benutze.«

133

100

Sullivan chauffierte den Mafiaboss durch die vertrauten Straßen von Brooklyn - die New Utrecht Avenue, dann die Eighty-sixth

Street -, steuerte den Wagen des Don und genoss jede einzelne Minute.

»Für mich wie eine kleine Reise in die Vergangenheit.« Er begleitete die Fahrt mit seinen persönlichen Kommentaren. »Wer sagt denn, dass der Prophet im eigenen Land nichts gilt? Weißt du, wer das gesagt hat, Junior? Hast du überhaupt jemals ein Buch gelesen? Hättest du mal machen sollen. Jetzt ist es zu spät.«

Er fuhr auf den Parkplatz des Dunkin' Donuts in der Eighty-sixth Street und setzte Maggione in den gemieteten Ford Taurus, der zwar eine Klapperkiste war, aber wenigstens im Verkehr nicht weiter auffallen würde. Dann legte er dem Junior Handschellen an. Enge Polizeihandschellen.

»Was, zum Teufel, soll das denn?« Maggione stöhnte, als die Handschellen sich in seine Handgelenke fraßen.

Sullivan war sich nicht sicher, was genau Junior damit gemeint hatte - der Wagenwechsel, die Feuerbombe, die kommende halbe Stunde? Was denn nun?

»Du wolltest mich doch kriegern, weißt du noch? Du hast mit der ganzen Sache angefangen. Jetzt verrät ich dir was: Ich bin hier, um es zu Ende zu bringen. Das hätte ich schon machen sollen, als wir beide noch Kinder waren.«

Der Don bekam einen roten Kopf und sah aus, als würde er jeden Augenblick einen schweren Herzanfall bekommen. »Du bist doch verrückt Du bist ein Irrer«, kreischte er, als sie vom Parkplatz fuhren.

133

Es hätte nicht viel gefehlt und Sullivan hätte mitten auf der Straße angehalten. Brüllte Junior ihn tatsächlich an, als wäre er nur eine billige Aushilfskraft?

»Hey, ich will mit dir nicht über meinen Geisteszustand diskutieren. Ich bin ein Profikiller, also bin ich vermutlich schon ein kleines bisschen verrückt. Es wird doch sogar von mir erwartet, dass ich verrückt bin, oder? Ich habe bislang achtundfünfzig Menschen umgebracht.«

»Du zerhackst Menschen in kleine Stücke«, sagte Maggione. »Du bist ein unberechenbarer Irrer. Du hast einen meiner Freunde umgebracht, weißt du noch?«

»Ich führe meine Aufträge pünktlich aus, jedes Mal. Kann schon sein, dass der eine oder andere der Ansicht ist, dass ich dabei ein bisschen zu gründlich vorgehe. Aber diesen einen Gedanken, den solltest du festhalten, dass ich die Menschen in kleine Stücke hacke.«

»Was, zum Teufel, redest du da? Du bist doch nicht so verrückt. So verrückt ist niemand!«

Schon erstaunlich mitzukriegen, wie Maggiones Hirn arbeitete, beziehungsweise nicht arbeitete. Aber trotzdem, Junior war ein eiskalter Killer, darum musste er selbst vorsichtig sein. *Keine Fehler jetzt.*

»Nur, damit wir uns richtig verstehen«, sagte Michael Sullivan. »Wir fahren jetzt zu einem Anleger am Hudson River. Wenn wir da sind, werde ich ein paar Fotos für deine Spaghettifresser-Freunde machen. Als unmissverständliche Warnung, dass sie mich und meine Familie in Ruhe lassen sollen. Ich hoffe, sie kapieren das.«

Dann legte Sullivan den Finger auf die Lippen. »Und jetzt bist du still«, sagte er. »Du fängst beinahe an, mir ein bisschen leidzutun, Junior, und das will ich nicht.«

»Ist mir doch egal, was du willst, *aaaah*«, sagte Maggione,

134

weil Sullivan ihn mit einem Klappmesser in den Bauch gestochen hatte. Er hatte es bis zum Heft hineingestoßen und langsam wieder herausgezogen.

»Das war bloß der Anfang«, sagte er mit merkwürdiger Flüsterstimme. »Ich mache mich bloß ein bisschen warm.«

Dann deutete der Schlachter eine kleine Verbeugung an. »Ich bin nämlich *tatsächlich* so verrückt.«

134

101

Sampson und ich hatten uns mittlerweile wieder in Johns Auto gesetzt und warteten auf die Rückkehr des Schlachters zu dem

Haus in Montauk. Wir zählten die Minuten. Früher oder später musste er zurückkommen, bis jetzt war er noch nicht aufgetaucht, und Sampson und ich waren müde, durchgefroren und, um ehrlich zu sein, enttäuscht.

Gegen halb acht ließ sich ein Pizzabote von Papa John's sehen. Aber kein Sullivan, kein Schlachter, keine Erlösung in Sicht, nicht einmal eine Pizza für uns.

»Lass uns über irgendetwas reden«, sagte Sampson. »Damit wir nicht die ganze Zeit ans Essen denken. Und an die Kälte.«

»Hab schon die ganze Zeit, während ich hier sitze und mir den Arsch abfriere, an Maria gedacht«, sagte ich, während wir zusahen, wie der langhaarige Pizzabote kam und wieder ging. Ich hatte schon daran gedacht, dass Sullivan seiner Frau vielleicht mit

Hilfe eines solchen Typen eine Nachricht zukommen lassen konnte. War das soeben geschehen? Wir könnten nichts daran ändern. *Aber war es soeben geschehen?*

»Überrascht mich nicht, Schätzchen«, sagte Sampson.

»Was in den letzten Monaten alles passiert ist, hat eine Menge Erinnerungen aufgewühlt. Ich hatte eigentlich gedacht, ich hätte genug getrauert. Aber vielleicht stimmt das nicht. Das glaubt jedenfalls meine Therapeutin.«

»Du warst ja damals für zwei Kleinkinder verantwortlich. Vielleicht hattest du einfach zu viel um die Ohren und zu wenig Zeit zum Trauern. Ich weiß noch, dass ich dich abends manchmal besucht habe. Du hast anscheinend niemals ge-

135

schlafen. Hast irgendwelche Mordfälle bearbeitet. Hast versucht, Papa zu sein. Du hattest so eine Gesichtslähmung, weißt du noch?« »Jetzt, wo du's erwähnst.«

Nach Marias Tod hatte ich für eine Weile unter recht unangenehmen Gesichtszuckungen gelitten. Ein Neurologe am Johns Hopkins Hospital hatte mir gesagt, dass sie wieder verschwinden oder aber mir auf Jahre bleiben konnten. Es dauerte dann nur gut zwei Wochen und erwies sich sogar als ziemlich hilfreich bei der Arbeit. Jagte den in Untersuchungshaft sitzenden Ganoven, die ich verhören musste, eine Heidenangst ein.

»Damals wolltest du Marias Mörder unbedingt fangen, Alex. Dann hast du dich wie besessen auf andere Mordfälle gestürzt. Das war die Zeit, als du ein richtig guter Detective geworden bist. Meiner Meinung nach jedenfalls. Das war die Zeit, als du gelernt hast, dich zu konzentrieren. So bist du zum Drachentöter geworden.«

Ich fühlte mich wie im Beichtstuhl. John Sampson war mein Priester. Was war daran neu?

»Ich wollte einfach nicht ununterbrochen an sie denken, also musste ich mich wohl auf irgendetwas anderes stürzen. Da gab es die Kinder, und es gab die Arbeit.«

»Hast du jetzt genug getrauert, Alex? Dieses Mal? Ist es vorbei? Oder wenigstens fast vorbei?«

»Soll ich ehrlich sein? Ich weiß es nicht, John. Aber ich versuche, dahinterzukommen.«

»Und wenn wir Sullivan dieses Mal wieder nicht schnappen? Wenn er uns durch die Lappen geht? Wenn er uns schon durch die Lappen gegangen ist?«

»Ich glaube, das mit Maria ist trotzdem besser geworden. Sie ist jetzt schon so lange nicht mehr hier.« Ich unterbrach

135

mich, holte Luft. »Ich glaube nicht, dass es meine Schuld war. Ich hätte nichts anders machen können, als sie erschossen wurde.«

»Ach«, sagte Sampson.

»Ach«, sagte ich.

»Aber hundertprozentig sicher bist du dir nicht, oder? Immer noch nicht wirklich überzeugt.«

»Nicht hundertprozentig.« Dann lachte ich. »Vielleicht, wenn wir ihn heute Abend schnappen. Vielleicht, wenn ich ihm das Gehirn rauspuste. Dann sind wir garantiert quitt.«

»Dann sind wir also deshalb hier rausgefahren, Schätzchen? Um ihm das Gehirn rauszupusten?«

Da klopfte es an das Seitenfenster des Wagens, ich griff nach meiner Pistole.

Neben dem Auto auf meiner Seite stand niemand anders als

Tony Mullino. Was, zum Teufel, *wollte* er denn hier draußen in Montauk?

»Was, zum Teufel, will *der* denn hier?«, sagte Sampson.

Langsam kurbelte ich das Fenster herunter, in der Hoffnung zu verstehen, eine Antwort zu bekommen. Vielleicht sogar einen ganzen Haufen Antworten.

»Ich hätte auch Sully sein können«, sagte er, den Kopf zur Seite geneigt. »Dann wären Sie jetzt beide tot.«

»Nein, *Sie* wären tot«, erwiderte Sampson. Er lächelte Mullino leise an und zeigte ihm seine Glock. »Ich habe Sie schon vor zwei Minuten von hinten anschleichen sehen. Alex auch.«

Hatte ich nicht, aber es war gut zu wissen, dass Sampson mir immer noch den Rücken frei hielt, dass es überhaupt so jemanden gab, denn möglicherweise ließ meine Konzentration gerade ein klein wenig nach, und dann wurde man schnell auch mal erschossen. Oder noch schlimmer.

Mullino rieb die Handflächen aneinander. »Ist verflucht kalt hier draußen«, sagte er. Er wartete ab, dann wiederholte er: »Ich habe gesagt, es ist verflucht beschissen *kalt* hier draußen.«

»Steigen Sie ein«, sagte ich. »Kommen Sie schon.«

»Aber Sie versprechen, dass Sie uns nicht in den Rücken schießen?«, sagte Sampson.

Mullino hob die Hände und machte einen entweder verwirrten oder beunruhigten Eindruck. Bei ihm war das nicht immer leicht zu unterscheiden. »Ich hab nicht mal eine Waffe dabei, Kollegen. Noch nie im Leben.«

136

»War vielleicht besser, bei den Freunden, die Sie haben«, erwiderte Sampson. »Denken Sie mal drüber nach, Bruder.«

»Okay, *Bruder*«, meinte Mullino, begleitet von einem fiesen, kurzen Lachen, das mich daran erinnerte, wer er war.

Er machte die Autotür auf und ließ sich auf den Rücksitz gleiten. Die Frage war noch immer unbeantwortet: Warum war er hier aufgetaucht, was wollte er hier?

»Er kommt nicht?«, fragte ich, sobald er die hintere Tür geschlossen und die Kälte ausgesperrt hatte. »Hab ich Recht?«

»Genau, er kommt nicht mehr«, sagte Mullino. »Hat es nie vorgehabt.«

»Haben Sie ihn gewarnt?«, wollte ich wissen. Ich beobachtete Mullino im Rückspiegel. Seine Augen verengten sich und zeigten eine extreme Nervosität. Irgendwie fühlte er sich unwohl, irgendwas stimmte nicht.

»Ich musste ihn nicht warnen. Sully kann ganz gut auf sich selbst auspassen.« Er sprach mit leiser Stimme, fast schon flüsternd.

»Darauf wette ich«, sagte ich.

»Also, was ist passiert, Anthony?«, wollte Sampson wissen. »Wo steckt der Kerl jetzt? Warum sind Sie hier?«

Mullinos Stimme klang, als käme sie aus einer gefüllten Wasserschüssel. Ich konnte kein Wort verstehen.

Sampson auch nicht. »Sie müssen lauter sprechen.« Er wandte sich nach hinten um. »*Verstehen Sie mich?* Sehen Sie, so funktioniert's. Sie müssen Ihrer Stimme eine gewisse Lautstärke verleihen.«

»Er hat heute Abend John Maggione Jr. umgebracht«, sagte Mullino. »Hat ihn entführt und in Stücke geschnitten. *Damit* war nun wirklich schon lange zu rechnen.«

Im Wagen herrschte jetzt völlige Stille. Nichts, was er hät-

137

te sagen können, hätte mich, glaube ich, mehr überrascht. Mein Gefühl, dass wir hereingelegt worden waren, hatte sich bestätigt.

»Wie haben Sie davon erfahren?«, wollte ich schließlich wissen.

»Ich wohne in der Gegend. Manchmal ist Brooklyn wie ein Dorf. So war es schon immer. Und außerdem... Sully hat mich angerufen, als er fertig war. Er wollte sich jemandem mitteilen.«

Sampson drehte sich vollständig zu ihm um und blickte ihm in die Augen. »Sullivan kommt also nicht hierher, um seine Familie abzuholen. Hat er denn keine Angst um sie?«

Ich beobachtete Tony Mullino immer noch im Rückspiegel. Ich hatte eine Ahnung, was er als Nächstes sagen würde.

»Das da ist gar nicht seine Familie«, sagte er. »Er kennt die Leute nicht einmal.« »Wer ist denn dann im Haus?«

»Ich kenne sie auch nicht. Er hat eine Casting-Agentur beauftragt. Es ist eine Familie, die Sullys ähnlich sieht.«

»Sie arbeiten für ihn?«, fragte ich Mullino.

»Nein. Aber er ist immer ein guter Freund gewesen. Ich war es, der in der Schule immer solche Angst um seine Zähne hatte. Sully hat mich geschützt. Also habe ich ihm geholfen. Ich würde es wieder tun. Verflucht noch mal, ich hab ihm sogar geholfen, seinen verrückten Alten umzubringen.«

»Warum sind Sie eigentlich hier rausgefahren?«, wollte ich als Nächstes von ihm wissen. »Das ist einfach. Er hat mich darum gebeten.« »Wieso?«

»Da müssen Sie ihn schon selber fragen. Vielleicht, weil

321

er nach jedem ausgeführten Auftrag eine kleine Verbeugung macht. Das macht er nämlich, wissen Sie? Eine Verbeugung. Besser, man kriegt die nicht zu Gesicht.« »Hab ich schon«, sagte ich.

Mullino stieß die hintere Tür des Wagens auf, nickte uns zu und war in der Dunkelheit verschwunden. Und mit ihm, das wusste ich, auch der Schlachter.

137

103

Wie ging noch mal dieses Sprichwort, ob alt, ob neu, völlig egal. *Das Leben ist das, was passiert, während du damit beschäftigt bist, andere Pläne zu machen.*

Ich fuhr an diesem Abend noch nach Washington zurück, weil ich die Kinder sehen wollte, wegen Nana Mama und weil ich Patienten hatte, die mich brauchten und am nächsten Tag einen Termin bei mir hatten. Nana predigt mir immer wieder, dass es für mich wichtig sei, anderen Menschen zu helfen, sie nennt es meinen Fluch.

Wahrscheinlich hat sie Recht.

Ich sah Michael Sullivans Gesicht deutlich vor mir, sah seine kleine Verbeugung, es brachte mich um, dass er immer noch frei war und irgendwo herumlief. Nach Angaben des FBI hatte die Mafia bereits eine Million Dollar auf seinen Kopf ausgesetzt und eine weitere Million für seine Familie. Ich hatte immer noch den Verdacht, dass er als FBI- oder Polizeispitzel unterwegs war und dass er von der einen oder anderen Seite Unterstützung bekam, aber ich konnte es nicht mit Sicherheit sagen. Vielleicht würde ich es nie erfahren.

An einem der Abende, nachdem Sullivan entkommen war, saß ich draußen auf der Sonnenterrasse und spielte Jannie und Dämon auf dem Klavier ein paar Rock-and-Roll-Stücke vor. Ich spielte bis kurz vor zehn. Dann redete ich mit den Kindern über ihre Mutter. Es wurde auch Zeit.

138

104

Ich weiß nicht genau, wieso ich ihnen ausgerechnet jetzt von Maria erzählen musste, aber ich wollte, dass die Kinder der Wahrheit über sie ein wenig näherkamen. Vielleicht wollte ich ja, dass sie endlich den Schlusspunkt setzen konnten, der mir nicht möglich war. Ich hatte die Kinder in Bezug auf Maria niemals angelogen, aber ich hatte ihnen Etliches vorenthalten und... nein, in einem Punkt hatte ich gelogen. Ich hatte Dämon und Jannie erzählt, dass ich nicht bei ihr war, als die Schüsse fielen, aber dass ich vor ihrem Tod noch ins St. Anthony's gekommen war und wir ein paar letzte Worte miteinander geredet hatten. Der Grund dafür war, dass ich nicht gezwungen sein wollte, ihnen all die Einzelheiten zu schildern, die ich selbst nicht mehr aus meinem Kopf bekommen konnte: das Krachen der Schüsse, die Maria trafen. Ihr scharfes Einatmen in dem Augenblick, als sie getroffen wurde. Die Art, wie sie aus meinen Armen auf den Bürgersteig glitt. Dann der unvergessliche Anblick des aus ihrer Brust quellenden Blutes und die Erkenntnis, dass die Verletzungen tödlich waren. Das alles war jetzt über zehn Jahre her, und es stand mir immer noch mit alpträumhafter Klarheit vor Augen.

»In letzter Zeit habe ich immer wieder an eure Mom gedacht«, sagte ich an jenem Abend auf der Terrasse. »Ich habe oft an sie gedacht. Aber das wisst ihr wahrscheinlich schon.«

Die Kinder drängten sich dicht an mich heran, weil sie ahnten, dass das keines unserer üblichen Gespräche würde. »Sie war ein ganz besonderer Mensch, in vielerlei Hinsicht.

138

In vielerlei Hinsicht, Dämon und Jannie. Ihre Augen waren lebendig und immer ehrlich. Sie konnte sehr gut zuhören. Und daran erkennt man normalerweise einen guten Menschen. Glaube ich, jedenfalls. Sie hat wahnsinnig gerne gelächelt und andere Menschen zum Lächeln gebracht, wann immer sie konnte. Sie hat immer gesagt: >Hier habe ich einen Becher Traurigkeit und hier einen Becher mit Freude. Was ist dir lieber?< Sie hat sich fast immer für den Becher Freude entschieden.« »Fast immer?«, hakte Jannie nach.

»Fast immer. Überleg mal, Janelle. Du bist ein kluges Mädchen. Sie hat sich für mich entschieden, stimmt's? Sie hätte jede Menge süßer Jungs haben können und hat doch diesen Miesepeter genommen, so einen düsteren Charakter.«

Janelle und Dämon lächelten, dann sagte Dämon: »Ist es, weil der, der sie umgebracht hat, wieder aufgetaucht ist? Reden wir deshalb jetzt über Mutter?«

»Zum Teil, ja, Day. Aber erst kürzlich ist mir klar geworden, dass ich noch nicht im Reinen mit ihr bin. Und mit euch auch nicht. *Deshalb* reden wir jetzt, okay?«
Dämon und Janelle hörten mir lange Zeit schweigend zu. Irgendwann versagte mir die Stimme. Ich glaube, es war das erste Mal, dass ich zuließ, dass sie mich um Maria weinen sahen. »Ich habe sie so sehr geliebt, so sehr, als wäre sie ein Teil meines eigenen Körpers. Ich liebe sie immer noch, glaube ich. Nein, ich *weiß* es.«
»Wegen uns?«, fragte Dämon. »Das ist zum Teil auch unsere Schuld, stimmt's?«
»Wie meinst du das, mein Lieber? Das habe ich, glaube ich, nicht richtig verstanden«, sagte ich zu Dämon.
»Wir erinnern dich an sie, stimmt's? Wir erinnern dich jeden Tag an Mom. Wenn du uns morgens siehst, fällt dir je

139

des Mal wieder ein, dass sie nicht mehr da ist. Hab ich nicht Recht?«
Ich schüttelte den Kopf. »Vielleicht steckt ja tatsächlich ein kleines Körnchen Wahrheit darin. Aber ihr erinnert mich auf eine gute Art und Weise an sie. Auf die beste. Glaub mir, es ist alles gut.«
Sie warteten, bis ich weiterredete, und ließen mich keinen Augenblick lang aus den Augen, als könnte ich ihnen sonst davonlaufen.
»Unser Leben verändert sich, immer wieder«, sagte ich. »Jetzt gehört Ali mit zu uns. Nana wird langsam älter. Ich habe wieder eine eigene Praxis.«
»Gefällt dir das?«, wollte Dämon wissen. »Psychologe zu sein?«
»Es gefällt mir. Bis jetzt.«

»*Bis jetzt*. Das ist so *typisch* für dich, Daddy«, meinte Jannie.
Ich stieß ein schnaubendes Lachen aus, aber ich wollte Jannies Worte nicht dazu missbrauchen, um mir zusätzliche Bewunderung abzuholen. Nicht, dass ich grundsätzlich etwas gegen Bewunderung gehabt hätte, aber alles hat seine Zeit, und darum ging es jetzt nicht. Ich weiß noch, wie es mir gegangen ist, als ich Bill Clintons Autobiografie gelesen habe. Bei den Passagen, in denen es darum geht, wie sehr er seine Frau und seine Tochter verletzt hat, habe ich immer wieder gedacht, dass es ihm dabei nicht nur um das eigentliche Schuldbekenntnis geht, sondern auch um Vergebung und sogar um die tröstende Umarmung seiner Leser. Er konnte der Versuchung einfach nicht widerstehen. Vielleicht ist sein Bedürfnis, geliebt zu werden, einfach so riesig. Und vielleicht ist das auch die Quelle für sein Mitgefühl und seine Leidenschaft.

139

Schließlich aber kam ich zur schwierigsten Stelle überhaupt: Ich erzählte Jannie und Dämon, was mit Maria geschehen war. Ich erzählte meinen Kindern die Wahrheit, soweit ich sie kannte. Ich erzählte ihnen auch die wesentlichen Einzelheiten ihres Todes, ihrer Ermordung, und ich sagte ihnen, dass ich es gesehen hatte, dass ich bei ihrem Tod bei ihr gewesen war, dass ich ihren letzten Atemzug, ihre letzten Worte miterlebt hatte. Als ich fertig war, als ich nicht mehr sprechen konnte, flüsterte Jannie. »Schau dir den Fluss an, Daddy, schau auf das fließende Wasser. Der Fluss ist Wahrheit.«
Als die Kinder klein und ohne Maria waren, war das mein Mantra gewesen. Ich bin mit ihnen am Anacostia River oder am Potomac spazieren gegangen und habe sie aufs Wasser schauen lassen und gesagt: »Schau dir den Fluss an... der Fluss ist Wahrheit.« Oder zumindest so dicht an der Wahrheit wie irgend möglich.

In diesen Tagen fühlte ich mich seltsam aufgewühlt und verletztlich und vielleicht auch lebendig.

Das war gleichermaßen gut wie schlecht.

Fast jeden Morgen frühstückte ich so gegen halb sechs mit Nana Mama. Dann joggte ich in meine Praxis, wechselte die Kleidung und fing um halb sieben mit den Therapiesitzungen an.

Montags und donnerstags war Kim Stafford meine erste Patientin. Es ist mir schon immer schwergefallen, meine persönlichen Gefühle und die Sitzungen zu trennen, aber vielleicht war ich auch nur aus der Übung. Andererseits... bei etlichen meiner Kollegen hatte ich immer das Gefühl gehabt, dass sie zu keimfrei waren, zu reserviert und distanziert. Was sollte man als Patient, als Mensch, denn damit anfangen? *Oh, es macht nichts, dass ich das Mitgefühl einer Steckrübe habe. Ich bin ja Therapeut.*

Ich musste diese Arbeit auf meine Art und Weise machen, mit Wärme, mit Gefühl und Leidenschaft und dafür mit weniger Mitleid. Ich musste die Regeln brechen, musste unorthodox handeln. Wie zum Beispiel Jason Stemple auf seiner Polizeiwache aufzusuchen und zu versuchen, diesem Dreckschwein die Lichter auszuknipsen. *Das nenne ich professionell.*

Bis zum Mittag hatte ich Pause, und so beschloss ich, mit Monnie Donnelley in Quantico zu sprechen. Ich hatte eine Theorie bezüglich des Schlachters, und sie stellte ein paar Nachforschungen für mich an. Doch kaum hatte ich mich gemeldet, da unterbrach Monnie mich schon. »Ich habe etwas

140

für dich, Alex. Das wird dir gefallen. Es ist ja sowieso deine Idee, deine Theorie.«

Dann erzählte Monnie, dass sie mit Hilfe meiner Notizen etwas über Sullivans Frau erfahren hatte, und zwar von einem Mafia-Soldaten aus dem Zeugenschutzprogramm, der jetzt in Myrtle Beach, South Carolina, wohnte.

»Ich habe deine Spur verfolgt, und du hattest voll und ganz Recht. Dadurch bin ich zu einem Kerl gelangt, der auf Sullivans Hochzeit war, die, wie du dir denken kannst, ziemlich überschaubar war. Der Typ aus Brooklyn, von dem du mir erzählt hast, Anthony Mullino, der war auch da. Allem Anschein nach wollte Sullivan nicht viele Menschen an seinem Privatleben teilhaben lassen. Nicht einmal seine eigene Mutter war eingeladen, sein Vater war ja schon tot, wie du weißt.«

»Ja, genau, umgebracht von seinem Sohn und ein paar Kumpels. Was hast du über Sullivans Frau rausgefunden?

»Na ja, das ist ganz interessant und nicht gerade das, was man erwarten würde. Sie stammt ursprünglich aus Colts Neck, New Jersey, und war Grundschullehrerin, als sie Sullivan kennen gelernt hat. Was sagst du dazu? Salvatore Pistelli, der Kerl aus dem Zeugenschutzprogramm, sagt, dass sie ein süßes Mädchen war. Und dass Sullivan nach einer guten Mutter für seine Kinder gesucht hat. Rührend, hmm, Alex? Unser Killer-Psycho hat ein weiches Herz. Ihr Mädchenname lautet Caitlin Haney. Ihre Eltern wohnen immer noch in Colts Neck.«

Noch am selben Tag ließen wir die Telefone im Haus von Caitlin Sullivans Eltern überwachen. Dasselbe bei ihrer Schwester in Toms River, New Jersey, und bei ihrem Bruder, einem Zahnarzt in Ridgewood.

Ich hatte wieder etwas Hoffnung. Vielleicht konnten wir

141

diesen Fall doch noch zum Abschluss und den Schlachter hinter Schloss und Riegel bringen.

Vielleicht würde ich ihn wiedersehen und meinerseits eine kleine Verbeugung machen.

141

106

Seit Michael Sullivan nach Massachusetts gezogen war, nannte er sich Michael Morrissey. Morrissey war ein Spinner gewesen, den er in seinen Anfangsjahren als Profikiller praktisch in seine Einzelteile zerlegt hatte. Caitlin und die Jungs hatten ihre Vornamen behalten, trugen aber jetzt ebenfalls den Nachnamen Morrissey. Die Geschichte, die sie in- und auswendig gelernt hatten, lautete, dass sie während der letzten Jahre in Dublin gelebt hatten, wo ihr Vater als Berater für diverse irische Firmen mit Geschäftsverbindungen in die USA gearbeitet hatte.

Jetzt hatte er seine »Beratertätigkeit« nach Boston verlagert.

Dieser letzte Satz entsprach zufälligerweise sogar der Wahrheit, da der Schlachter gerade über einen langjährigen Kontakt in South Boston einen Job bekommen hatte. Einen Job... einen Auftragsmord.

An diesem Morgen verließ er das Haus mit Blick auf den Hoosic River um neun Uhr, also zu einer äußerst zivilisierten Zeit. Dann lenkte er seinen neuen Lexus auf den Massachusetts Turnpike, in westlicher Richtung. Sein Arbeitswerkzeug - Schusswaffen, eine Knochensäge, ein Nageltacker - lag im Kofferraum.

Am Anfang der Fahrt hörte er keine Musik, sondern beschäftigte sich lieber mit seinen Erinnerungen. In letzter Zeit hatte er viel an seine ersten Morde gedacht: seinen Vater natürlich, ein paar Aufträge von John Maggione Senior und einen katholischen Priester namens Francis X. Conley. Pater Frank X. hatte jahrelang mit kleinen Jungs aus der Gemeinde

141

seine Sauereien getrieben. Das ganze Viertel kannte die Gerüchte, und die Geschichten waren mit einer Menge schweinischer, ekliger Details versehen. Sullivan konnte nicht glauben, dass etliche Eltern gewusst hatten, was da vor sich ging, und absolut nichts dagegen unternommen hatten.

Er war neunzehn Jahre alt gewesen und hatte bereits für Maggione gearbeitet, als er den Priester zufällig drunten am Hafen gesehen hatte, wo Conley ein kleines Boot mit Außenborder zum Fischen liegen hatte. Manchmal nahm er auch für einen Nachmittag einen seiner Ministranten mit. Als Belohnung. Als süße kleine Nascherei.

An eben jenem Frühlingstag war der gute Pater zum Anleger gekommen, um seinem Boot den letzten Schliff für die bevorstehende Saison zu geben. Er war gerade mit dem Motor beschäftigt, als Sullivan und Jimmy Hats an Bord kamen.

»Hey, Pater Frankie«, sagte Jimmy und strahlte ihn mit verschlagenem Lächeln an.

»Wie wär's mit einem kleinen Bootsausflug? Ein bisschen Fischen?«

Der Priester schaute die beiden Nachwuchsgangster mit zusammengekniffenen Augen an und runzelte die Stirn, als er sie erkannte. »Ich glaube kaum, Jungs. Das Boot verträgt noch keine größeren Strapazen.«

Das brachte Hats zum Lachen, und er wiederholte: »Verträgt noch keine größeren Strapazen - ja, genau, ich verstehe.«

Dann trat Sullivan einen Schritt vor. »Doch, doch, das wird es schon verkraften, Paterchen. Wir machen eine Seefahrt. Kennen Sie dieses Lied? *Eine Seefahrt, die ist lustig?* Genau das machen wir jetzt. Nur wir drei.«

Und so schipperten sie aus dem Hafen, und von Pater Frank X. hat kein Mensch je wieder etwas gesehen oder gehört. »Gott möge seine scheinheilige Seele in der Hölle
142

schmoren lassen«, hatte Jimmy Hats auf dem Rückweg gewitzelt.

An diesem Morgen, auf der Fahrt zu seinem neuesten Auftrag, musste Sullivan wieder an das Lied von der lustigen Seefahrt denken und daran, wie der jämmerliche Priester um sein Leben und später, bevor er zu Fischfutter verarbeitet worden war, um seinen Tod gebettelt hatte. Aber vor allem musste er daran denken, dass er sich gefragt hatte, ob er soeben eine *gute Tat* an Pater Frank vollbracht hatte und ob so etwas überhaupt möglich war.

Konnte er überhaupt irgendetwas Gutes tun?

Oder war er einfach nur durch und durch schlecht?

142

107

Schließlich gelangte er nach Stockbridge, unweit der Grenze zwischen den Bundesstaaten Massachusetts und New York, und ließ sich von seinem GPS zum richtigen Haus führen. Er war bereit, sein Schlechtestes zu geben, wieder der Schlachter zu sein, sich seinen Lohn zu verdienen.

Zum Teufel mit guten Taten und guten Gedanken, was immer sie auch beweisen sollten. Er entdeckte das Haus, das sehr nach »Landhaus« aussah und außerdem, so dachte er, sehr geschmackvoll. Es lag an einem ruhigen Teich, umgeben von hektarweise Ahorn, Ulmen und Kiefern. In der Einfahrt stand, wie eine moderne Skulptur, ein schwarzer Porsche Targa.

Man hatte dem Schlachter gesagt, dass eine einundvierzig Jahre alte Frau namens Melinda Steiner im Haus sei und dass sie ein schickes, rotes Mercedes-Cabrio fuhr. Also wer gehörte zu diesem schwarzen Porsche?

Sullivan stellte seinen Wagen abseits der Hauptstraße hinter einem Kiefernwäldchen ab und beobachtete etwa zwanzig Minuten lang das Haus. Dabei stellte er unter anderem fest, dass das Garagentor verschlossen war. Vielleicht verbarg sich ja dahinter ein hübsches, rotes Mercedes-Cabrio?

Also blieb die Frage: Wer gehörte zu diesem schwarzen Porsche?

Vorsichtig achtete er darauf, im Schutz der dichten Zweige zu bleiben, und setzte ein deutsches Fernglas an die Augen. Damit suchte er sorgfältig die Ost- und Südfenster des Hauses ab, eines nach dem anderen.

Die Küchenfenster waren allesamt dunkel, es rührte sich nichts - dort schien niemand zu sein.

142

Genauso wenig im Wohnzimmer, das ebenfalls dunkel und unbelebt dalag.

Aber irgendjemand war im Haus, richtig?

Schließlich entdeckte er sie in einem Eckzimmer im ersten Stock. Vermutlich das Schlafzimmer.

Melinda, oder Mel, Steiner war dort.

Und irgendein blonder Kerl. Vermutlich Anfang vierzig, wahrscheinlich der Porschebesitzer.

Viel zu viele Fehler, um alle zu berechnen, dachte er. Ein richtiges Fehlerfestival.

Was er aber jetzt schon berechnen konnte, war, dass sein Honorar in Höhe von fünfundsiebzigtausend Dollar sich soeben verdoppelt hatte, weil er niemals zwei für den Preis von einem machte.

Der Schlachter näherte sich dem Landhaus, in der einen Hand die Pistole, in der anderen seine Werkzeugkiste, er hatte ein gutes Gefühl, was diesen Auftrag, diesen Tag, dieses Leben, das er ganz für sich alleine hatte, betraf.

143

108

Nur Weniges im Leben fühlt sich besser an als das Vertrauen in die Fähigkeit, seine Arbeit gut zu machen. Während Michael Sullivan sich dem Haus näherte, dachte er über die in diesem Satz liegende Wahrheit nach.

Er war sich bewusst, wie viel Land das weiße Haus im Kolonialstil umgab, anderthalb, vielleicht sogar zwei Hektar abgeschiedene Wälder und Felder. Weiter hinten sah er einen Tennisplatz, der aussah wie grüner Sand. Vielleicht Har-Tru, ein Belag, der auch bei den Tennis-Cracks damals in Maryland sehr beliebt gewesen war.

Aber hauptsächlich konzentrierte er sich auf den Auftrag, den er zu erfüllen hatte, auf die beiden Teile des Auftrags.

Töten Sie eine Person namens Melinda Steiner - und ihren Liebhaber, da er definitiv gerade im Weg war.

Lassen Sie sich selbst nicht töten.

Keine Fehler.

Langsam machte er die hölzerne Haustür des Hauses auf. Sie war nicht verschlossen.

Das war bei vielen Leuten auf dem Land so, nicht wahr? *Fehler.* Er war sich ziemlich sicher, dass er im ersten Stock nicht auf besonders viel Widerstand stoßen würde.

Trotzdem, man weiß ja nie, also nicht überheblich, nicht schlampig, nicht überschlau werden, Mikey.

Er konnte sich noch an das Fiasko in Venedig erinnern, an das, was dort passiert war.

Das ganze Durcheinander und wie er um ein Haar erwischt worden wäre. Die Cosa Nostra würde mittlerweile überall nach ihm suchen, eines Tages würden sie ihn finden.

143

Also warum nicht heute? Warum nicht ausgerechnet hier?

Er hatte diesen Auftrag über einen alten Freund bekommen, aber die Mafia hätte sich problemlos an ihn heranmachen und dann ihm, dem Schlachter, eine Falle stellen können.

Aber das glaubte er nicht. Nicht heute.

Die Haustür war nicht abgeschlossen. Das wäre sie aber gewesen, wenn es sich hier um eine Falle gehandelt hätte, damit sie auch glaubwürdig war.

Das Paar, das er im Schlafzimmer beobachtet hatte, hatte viel zu natürlich ausgesehen, zu sehr im Augenblick verhaftet, und er glaubte nicht, dass irgendjemand - vielleicht mit Ausnahme von ihm selbst - gerissen genug war, um so eine hinterlistige Falle aufzubauen. Dieses Pärchen befand sich da oben im Schlafzimmer und rammelte sich die Seele und die Körperflüssigkeiten aus dem Leib, daran hatte er kaum einen Zweifel.

Als er die Eingangstreppe emporging, konnte er die erfreulichen Begleitgeräusche ihrer Vögelei bis herunter hören. Bettfedern wurden be- und entlastet, das Kopfbrett knallte gegen die Schlafzimmerwand.

Das konnte natürlich auch eine Tonbandaufnahme sein.

Aber der Schlachter glaubte nicht daran, und seine Instinkte waren für gewöhnlich sehr, sehr gut. Sie hatten ihn jedenfalls bis jetzt am Leben gehalten und hatten eine ganze Menge anderer Leute das Leben gekostet.

144

109

Als er im ersten Stock angelangt war, schlug sein Herz schon sehr viel schneller. Das Stöhnen und die Bettgeräusche waren lauter geworden, er musste unwillkürlich lächeln.

Seltsamer Gedanke. Er musste an eine Szene aus dem Film *Sideways* denken, bei der er damals total ausgeflippt war. Der Kleinere der beiden Hauptfiguren, eigentlich nichts weiter als ein Säufer, musste die Brieftasche des anderen besorgen und dazu in ein Schlafzimmer schleichen, wo ein Pärchen dicklicher Penner wie die Karnickel vor sich hin rammelte. Das war eine ziemlich großartige Szene gewesen - witzig und außerdem vollkommen unerwartet. Genau wie das, was jetzt gleich kommen sollte. Zumindest für ihn.

Also umrundete er eine Ecke, linste in das Schlafzimmer und dachte *Überraschung, ihr seid beide tot.*

Der Mann und die Frau wirkten beide ziemlich fit. Gut gebaut und athletisch, hübsche, feste Ärsche. Irgendwie sexy als Paar. Ein Lächeln im Gesicht.

Sie schienen einander gernzuhaben, das machte es erst richtig gut. Vielleicht waren sie sogar verliebt. Auf jeden Fall schienen sie Spaß am Sex zu haben, gute, schweißtreibende Körperarbeit. Der Blonde drang tief in sie ein, Melinda schien das ziemlich gut zu gefallen. Das Ganze machte ihn irgendwie an. Melinda trug weiße Kniestrümpfe, das brachte Sullivan auf Touren. Für wen sie das wohl macht? Für ihn oder für sich selbst?

Nachdem er ungefähr eine Minute zugeschaut hatte, räusperte er sich. Ähem, ähem. Ruhe im Fick-Saal.

Das sich paarende Paar jagte auseinander, das war nicht

144

einfach angesichts der Korkenzieher-Stellung, in der sie sich noch vor wenigen Millisekunden befunden hatten.

»Also, ihr beide... Donnerwetter«, sagte er und lächelte freundlich, als würde er eine Untersuchung über außereheliche Affären durchführen. »Ihr geht ja echt ran. Ich bin beeindruckt.«

Also ehrlich, die beiden gefielen ihm, besonders diese Mel. Für ihr Alter war sie ein absoluter Kracher, kein Zweifel. Hübscher Körper, hübsches Gesicht, ein süßes Gesicht, dachte er.

Es gefiel ihm sogar, dass sie nicht versuchte, ihre Blöße zu bedecken, und wie sie ihn anstarrte, dieses *Was, zum Teufel, machen Sie hier? Das hier ist mein Haus, meine Affäre geht Sie einen Scheißdreck an, wer immer Sie sein mögen. Also verschwinden Sie!*

»Sie sind Melinda Steiner, nicht wahr?«, sagte er und richtete die Waffe auf sie, allerdings nicht irgendwie bedrohlich. Warum sollte er die beiden mehr bedrohen, sie

mehr ängstigen, als es unbedingt notwendig war? Er hasste sie ja nicht. Sie waren nicht die Mafia, sie waren nicht mit Schießprügeln hinter ihm oder seiner Familie her.

»Ja. Ich bin Melinda Steiner. Wer sind Sie? Was wollen Sie hier?«

Sie hatte definitiv etwas Angriffslustiges an sich, ohne dabei jedoch völlig unausstehlich zu sein. Verdammte noch mal, schließlich *war* es ihr Haus, und sie hatte das Recht zu erfahren, was er hier wollte.

Mit wenigen schnellen Schritten betrat er das Zimmer und...

Plopp!

Plopp!

Er schoss den blonden Mann in die Kehle und die Stirn, er

145

plumpste vom Bett auf den indianischen Bettvorleger. Von wegen: Halt dich fit, dann lebst du länger.

Melinda schlug die Hände vor den Mund und stöhnte vernehmlich auf: »Oh, mein Gott.« Aber sie kreischte nicht los, damit war klar, dass es hier in erster Linie um Sex gegangen war. Sie vögelten miteinander, aber sie waren nicht ineinander verliebt, waren nicht einmal eng befreundet. Als er ihr jetzt ins Gesicht sah, da dachte er, dass sie Blondie nicht einmal besonders gemocht hatte.

»Braves Mädchen, Melinda. Du denkst mit. Er hat überhaupt nichts gespürt. Keinerlei Schmerzen, versprochen.«

»Er war mein Innenarchitekt«, sagte sie und fügte dann hastig hinzu: »Ich weiß gar nicht, wieso ich Ihnen das erzähle.«

»Du bist nervös. Wer wäre das nicht? Vermutlich kannst du dir bereits denken, dass ich hier bin, um dich umzubringen, nicht deinen ehemaligen Liebhaber.«

Er stand ungefähr einen Meter von der Frau entfernt, die Pistole ungefähr auf ihre Herzgegend gerichtet. Aber sie schien sich ziemlich gut im Griff zu haben - sehr beeindruckend. Eine Frau nach Sullivans Geschmack. Vielleicht sollte *sie* Mafiachefin werden. Vielleicht würde er ihren Namen ins Spiel bringen.

Jedenfalls mochte er sie, dann überfiel ihn plötzlich der Gedanke, dass er ihren Mann nicht besonders mochte. Er setzte sich auf das Bett, die Waffe nach wie vor auf sie gerichtet, na ja, auf ihre linke Tüte, um genau zu sein.

»Mel, ich sag dir mal was. Dein Mann hat mich hierhergeschickt, damit ich dich umbringe. Er hat dafür fünfundsiebzigtausend Dollar bezahlt. Das, was jetzt kommt, ist reine Improvisation, aber besitzt du vielleicht eigenes Geld? Vielleicht könnten wir uns ja irgendwie einigen. Wäre das denkbar?«

145

»Ja«, sagte sie. »Das wäre es.« Mehr nicht.

Ein paar Minuten später waren sie sich einig und sein Honorar vervierfacht worden. Die Welt wurde von einer Menge Verrückter bevölkert, kein Wunder, dass *Desperate Housewives* so ein großer Erfolg war, musste er unwillkürlich denken.

145

110

Sampson und ich waren schon etliche Jahre nicht mehr in Massachusetts gewesen, nicht, seitdem wir in einem Fall mit dem Decknamen »Katz und Maus« einen »Mr Smith« genannten Wahnsinnigen verfolgt hatten. Mr Smith war wahrscheinlich der gerissenste aller Psychopathen, mit denen wir bis zu jenem Zeitpunkt jemals zu tun

hatten. Er hätte mich beinahe umgebracht. Also waren nicht viele glückliche Erinnerungen mit uns in Sampsons Auto, als wir uns auf der Fahrt von D.C. in die Berkshires befanden.

Unterwegs machten wir einen Zwischenstopp im Restaurant meines Cousins Jimmy Parker, dem *Red Hat* in Irvington, New York, um ein überirdisch gutes Mittagessen und ebensolche Sprüche zu genießen. Mjam, mjam, lecker. Davon abgesehen war dies eine reine Geschäftsreise. Wir waren alleine unterwegs, ohne Rückendeckung. Ich wusste immer noch nicht, was ich machen wollte, wenn ich den Schlachter tatsächlich entdeckte. Falls wir ihn entdeckten, falls er nicht längst geflohen war.

Wir hörten unterwegs ein paar alte Kassetten von Lauryn Hill und Erykah Badu und sprachen kaum über Michael Sullivan, erst, als wir das Ende des Connecticut Turnpike erreicht und die Grenze zu Massachusetts überquert hatten.

»Was machen wir hier, John?«, brach ich schließlich das Schweigen.

»Den Bösen jagen, so wie immer«, erwiderte er. »Hat sich nichts geändert, oder? Der Kerl ist ein Mörder, ein Vergewaltiger. Du bist der Drachentöter. Ich bin dein Begleiter.«

»Bloß du und ich, hmm? Kein Anruf bei der zuständigen

146

Polizeidienststelle? Keine Beteiligung des FBI? Wir haben soeben eine Staatsgrenze überquert, weißt du?«

Sampson nickte. »Ich gehe davon aus, dass es dieses Mal was Persönliches ist. Habe ich Recht? Außerdem hat er den Tod verdient, falls es so weit kommen sollte, und das könnte durchaus sein. Ist sogar wahrscheinlich.«

»Es ist was Persönliches, das stimmt. So persönlich wie nie. Die ganze Geschichte ist doch schon ewig lange am Überkochen. Damit muss endlich Schluss sein. Aber...«

»Kein Aber, Alex. Wir müssen ihm ein Ende machen.«

Die nächsten Kilometer legten wir schweigend zurück. Aber ich musste mich mit Sampson noch ein bisschen ausführlicher besprechen. Wir mussten unser Vorgehen mit bestimmten Spielregeln abstimmen.

»Ich werde ihn nicht einfach umlegen, wenn er überhaupt da ist. Ich betreibe doch keine Selbstjustiz.«

»Das weiß ich«, erwiderte Sampson. »Ich kenne dich, Alex. So gut wie sonst niemand. Lass uns mal abwarten, wie es sich entwickelt. Vielleicht ist er ja nicht einmal da.«

Gegen zwei Uhr nachmittags erreichten wir Florida, Massachusetts, und machten uns auf die Suche nach dem Haus, wo wir Michael Sullivan ein für alle Mal zu finden hofften. Ich konnte spüren, wie meine Anspannung wuchs. Es dauerte noch eine weitere halbe Stunde, bis wir das Haus gefunden hatten. Es stand an einem Berghang mit Blick auf einen Fluss. Wir beobachteten das Haus, aber es schien niemand da zu sein. *War Sullivan schon wieder gewarnt worden?*

Falls das der Fall sein sollte, wer könnte es gewesen sein? Das FBI? Hatte man ihn doch in ein Zeugenschutzprogramm aufgenommen? Hielt das FBI ihm den Rücken frei?

Hatten die ihm verraten, dass wir ihm auf den Fersen waren?

Wir fuhren ins Zentrum des Ortes und setzten uns in einen

146

Denny's. Sampson und ich vertilgten unsere Eier und Bratkartoffeln, ohne viel zu reden, was ungewöhnlich war.

»Mit dir alles in Ordnung?«, sagte er schließlich, als der Kaffee gekommen war.

»Wenn wir ihn haben, geht's mir besser. Aber wir müssen dem ein Ende setzen, da hast du Recht.«

»Dann lass uns loslegen.«

Wir gingen zum Haus zurück. Um kurz nach fünf kam ein Kombi angefahren und parkte direkt vor der Eingangsterrasse. *War er das? Endlich? Der Schlachter?* Drei Jungen purzelten von der Rückbank, dann stieg eine hübsche, dunkelhaarige Frau aus der Fahrertür. Es war eindeutig, dass sie sich gut mit den Jungen verstand. Nachdem sie auf dem Rasen des Vorgartens ein bisschen gerauft hatten, marschierten sie ins Innere des Hauses.

Ich hatte ein Bild von Caitlin Sullivan dabei, aber ich brauchte es mir nicht anzuschauen. »Das ist sie«, sagte ich zu Sampson. »Eindeutig. Dieses Mal haben wir das richtige Haus. Das sind Caitlin und die Jungen des Schlachters.«

»Wenn wir hier stehen bleiben, dann entdeckt er uns garantiert«, sagte Sampson. »Wir sind hier nicht bei einer Reality-Show, und er ist kein dämlicher Kiffer, der nur darauf wartet, verhaftet zu werden.«

»Ja, das sehe ich auch so«, sagte ich.

147

111

Michael Sullivan war nicht einmal in der Nähe des Hauses in West-Massachusetts. Am selben Abend um neunzehn Uhr dreißig betrat er ein Zwölf-Zimmer-Haus in Wellesly, einem reichen Vorort von Boston.

Wenige Schritte vor ihm ging Melinda Steiner, nett anzuschauen mit ihren langen Beinen und ihrem knackigen, kleinen Hintern. Melinda wusste das auch. Außerdem schaffte sie es, zurückhaltend und gleichzeitig hübsch provozierend mit den Hüften zu wackeln.

Von dem breiten Hauptflur, in dem feierlich drei Kronleuchter hintereinander hingen - die zweifellos Melinda oder ihrem Innenarchitekten zu verdanken waren -, gingen etliche Zimmer ab. In einem brannte Licht.

»Ich bin zu Hause, Schätzchen!«, rief Melinda und ließ dabei ihre Reisetasche vernehmlich auf den auf Hochglanz polierten Boden fallen.

Nichts in ihrer Stimme verriet, dass etwas nicht in Ordnung sein könnte. Kein Alarmsignal, keine Warnung, kein schriller Nebenton, nichts als ehefrauliches Wohlwollen.

Sie ist wirklich verdammt gut, musste Sullivan denken. *Bin froh, dass ich nicht mit ihr verheiratet bin.*

Aus dem Zimmer mit dem laufenden Fernseher war keine Begrüßung zu hören. Kein Muckser.

»Liebling?«, rief sie erneut. »Bist du da drin? Liebling? Ich bin wieder da? Jerry?«

Das war garantiert eine ziemliche Überraschung für den Drecksack. *Liebling, ich bin zu Hause! Liebling, ich lebe noch!*

147

Endlich tauchte ein müde wirkender Mann in einem zerknitterten Nadelstreifenhemd, Boxershorts und leuchtend blauen Flipflops in der Tür auf.

Und... auch er ist ein ziemlich guter Schauspieler. Als könnte er kein Wässerchen trüben.

Bis zu dem Augenblick, in dem er den Schlachter im Gleichschritt hinter seiner geliebten Ehefrau, die er soeben in ihrem gemeinsamen Landhaus hatte erschießen lassen wollen, einherschreiten sieht.

»He, Sie da! Wer ist das, Mel? Was ist hier los?«, sagte Jerry, als er Sullivan im Flur stehen sah.

Der Schlachter hatte bereits seine Pistole gezogen und hielt sie auf den Kerl in Unterwäsche gerichtet, zielte auf seine Eier, doch dann hob Sullivan den Lauf und richtete ihn auf das Herz, als ob der hinterhältige Miesling eines hätte. Die eigene Frau ermorden? Was war das denn für eine kaltblütige, kaltblütige Scheiße?

»Planänderung«, sagte Sullivan. »Was soll ich dazu sagen? So was passiert.«

Der Ehemann, Jerry, streckte unaufgefordert die Arme in die Luft. Gleichzeitig wurde er blitzartig hellwach.

»Was reden Sie da? Was soll denn das, Mel? Warum ist dieser Mann hier in unserem Haus? Wer, zum Teufel, ist das?«

Ein Klassiker, der jede Menge Sprengstoff beinhaltete.

Jetzt war Melinda an der Reihe, und sie beschloss, ihm eine gebrüllte Antwort zu geben.

»Das ist der Mann, der mich umbringen sollte, Jerry! Du hast einen bezahlten Killer auf mich angesetzt, du mieses Stück Scheiße! Du bist Abschaum, zu nichts zu gebrauchen, und außerdem bist du ein Feigling. Also habe ich ihm *mehr* bezahlt, damit er *dich* umbringt. Darum geht es, Schätzchen.

148

Das nennt man wohl Wechselgeld«, sagte sie und lachte über ihren eigenen Witz.

Jerry und Sullivan lachten nicht. Es war zwar durchaus witzig, aber eben nicht so richtig brüllend komisch. Vielleicht hatte sie es auch nur falsch rübergebracht, ein kleines bisschen zu hart, mit einem Körnchen zu viel Wahrheit.

Der Ehemann hastete ins Fernsehzimmer zurück und versuchte, die Tür zuzuziehen, das war nicht einmal ansatzweise eine Herausforderung.

Der Schlachter reagierte schnell und brachte einen Fuß, einen Arbeitsstiefel in die Tür. Dann stemmte er sich mit der Schulter dagegen und folgte Jerry ins Innere.

Jerry, sein eigentlicher Auftraggeber, war groß gewachsen und besaß einen Bierbauch. Er war eine Art Managertyp mit beginnender Glatzenbildung. Das Zimmer roch nach seinen Körperausdünstungen, und in einem Aschenbecher neben dem Sofa kokelte eine Zigarre. Auf dem Teppich lagen ein Zwei-Ball-Putter und ein paar Titleist-Golfbälle. Ein wahrer Mann, dieser Kerl, der seine Frau von einem bezahlten Killer erschießen lassen wollte und jetzt mit dem Putter übte, um zu beweisen, dass er keinesfalls nervös war.

»Ich bezahle Ihnen mehr als sie!«, kreischte Jerry. »Egal, was diese Schlampe Ihnen geboten hat, ich verdopple! Ich schwöre bei Gott! Ich habe das Geld! Es gehört Ihnen.«
Wow, das wird ja von Minute zu Minute besser, dachte Sullivan. Ein ganz neuer Aspekt für Game-Shows wie *Jeopardy* oder *Deal Or No Deal*.

»Du elendes Stück Scheiße«, giftete Melinda von der Tür her ihren Ehemann an. Dann rannte sie ins Zimmer und versetzte ihm einen Faustschlag in die Rippen. Sullivan fand immer noch, dass sie in vielerlei Hinsicht eine coole Lady war, aber nicht in jeder.

148

Er wandte sich dem Ehemann zu. Dann wieder Melinda. Interessantes Pärchen, so viel stand fest.

»Ich bin mit Melinda einer Meinung«, sagte der Schlachter. »Aber Jerrys Einwand hat durchaus seine Berechtigung, Mel. Vielleicht sollten wir eine kleine Auktion veranstalten. Was meint ihr? Besprechen wir das Ganze doch wie erwachsene Menschen. Keine Prügeleien mehr und keine Schimpfwörter.«

149

112

Zwei Stunden später war die Auktion beendet, und Michael Sullivan glitt in seinem Lexus über den Massachusetts Turnpike. Das Auto fuhr ganz gut, und die Fahrt verlief so glatt wie ein Babyarsch, vielleicht lag es auch nur daran, dass er sich so gut Es mussten nur noch ein paar Kleinigkeiten geklärt werden, aber die Arbeit war erledigt. Deal Or No Deal hatte ihm dreihundertfünfzigtausend netto eingebracht, die bereits auf einem Konto bei der Union Bank of Switzerland eingegangen waren. Um ehrlich zu sein, so finanziell abgesichert hatte er sich schon eine ganze Weile nicht mehr gefühlt, auch wenn er seinen Bostoner Kontaktmann damit voraussichtlich dauerhaft verprellt hatte. Möglicherweise müsste er auch seiner Familie noch einmal einen Umzug zumuten. Oder aber jetzt war der Zeitpunkt gekommen, sich ganz von ihr zu trennen und sich auf eigene Füße zu stellen, worüber er schon oft nachgedacht hatte. Das war es wahrscheinlich wert gewesen - dreihundertfünfzig Riesen für einen Tag Arbeit. Jerry Steiner hatte die Auktion für sich entschieden, aber dann hatte er den dämlichen, widerlichen Drecksack trotzdem umgelegt. Bei Melinda lag die Sache etwas anders. Er mochte sie, wollte ihr nicht wehtun. Aber was hatte er für eine Wahl? Sollte er sie leben lassen, damit sie die Geschichte überall herum erzählen konnte? Darum hatte er es schmerzlos gemacht - eine Kugel in Mels Hinterkopf. Dann noch ein paar Fotos, um ihr hübsches Gesicht in seiner Sammlung zu verewigen. Aber egal, er sang gerade »Wild Horses«, eine Stones-Bal

149

lade, die ihm schon immer gefallen hatte, als er um die Kurve kam. Dort auf dem Berg, dort stand sein Haus, genau da, wo es hingehörte.

Aber... was, zum Teufel, war das?

Fehler?

Aber wessen Fehler?

Nach der nächsten kleinen Biegung machte er die Scheinwerfer aus. Dann ließ er sich vorsichtig in eine Sackgasse gleiten, von wo er einen besseren Blick auf sein Haus und die Umgebung hatte.

Mannomann, in letzter Zeit kam er wirklich überhaupt nicht mehr zum Luft holen. Entkam seiner eigenen Vergangenheit einfach nicht, egal, wie weit er rannte. Er hatte sie sofort gesehen, in einem dunkelblauen Auto, vielleicht ein Dodge, den Kühlergrill wie eine Pistole auf das Haus gerichtet. Zwei Männer konnte er im Wageninneren erkennen. Die auf ihn warteten, kein Zweifel.

Fehler.

Ihrer!

Aber wer, zum Teufel, waren diese beiden Kerle, die er jetzt umbringen musste?

149

113

Na ja, es spielte sowieso keine große Rolle. Sie waren beide tot -tot wegen einer Nichtigkeit, tot, weil sie Totalversager in ihrem Beruf waren. Tote Männer, die sein Haus beobachteten, die gekommen waren, um ihn und seine Familie zu töten. Sullivan hatte eine drei Jahre alte Winchester im Kofferraum liegen, gesäubert, geölt und einsatzbereit. Er ließ den Kofferraumdeckel aufschnappen und holte das langläufige Gewehr heraus. Dann lud er es mit Hohlkörpergeschossen.

Er war vielleicht nicht ganz so gut wie die Scharfschützen bei der Army, aber für einen Hinterhalt wie diesen reichte es bei Weitem aus.

Er brachte sich in einem Waldstück zwischen ein paar hohen, luftigen immergrünen Büschen, die einen zusätzlichen Tarnvorhang bildeten, in Stellung. Dann warf er einen schnellen Blick durch sein Infrarot-Zielfernrohr. Es besaß kein Fadenkreuz, sondern war wie eine Zielscheibe mit Mittelpunkt markiert, genau das gefiel ihm. Es war übrigens Jimmy Hats gewesen, der ihn zu einem Distanzschützen gemacht hatte. Jimmy war vor seiner unehrenhaften Entlassung in Fort Bragg, North Carolina, ausgebildet worden.

Er zielte mit dem Bull's Eye direkt auf den Kopf des Fahrers und legte den Finger sachte auf den Abzug. Das würde eine einfache Sache, kein Problem für ihn.

Dann nahm er den Kopf des Kerls auf dem Beifahrersitz ins Visier. Wer immer diese beiden Typen sein mochten, sie waren jedenfalls im Einsatz gestorben.

150

Sobald es vorbei war, müsste er seine Familie aufscheuchen und hier wegzagen. Wieder einmal kein Kontakt mit der Vergangenheit. Da lag der Fehler, nicht wahr? Irgendjemand aus längst vergangenen Zeiten, mit dem sie Kontakt aufgenommen hatten. Vielleicht Caitlins Familie in New Jersey. Irgendjemand hatte vermutlich ein Telefonat abgehört. Er würde alles darauf verwetten, dass genau das passiert war.

Fehler, Fehler, Fehler.

Caitlin würde immer wieder Fehler machen, nicht wahr? Was bedeutete, dass Caitlin verschwinden musste. Er wollte nicht allzu viel darüber nachdenken, aber Caitlin war auch bereits Geschichte. Es sei denn, er machte sich einfach alleine aus dem Staub.

Eine Menge Entscheidungen. Und wenig Zeit.

Er zielte wieder auf den Kopf des Fahrers. Er würde jetzt zwei Schüsse abgeben, danach waren beide Männer in diesem Auto tot. Sie wussten es nur noch nicht.

Langsam atmete er aus, bis sein Körper ruhig, regungslos und bereit war, die Tat zu vollbringen.

Er spürte seinen eigenen Herzschlag - langsam, gleichmäßig, selbstbewusst; langsam, gleichmäßig, selbstbewusst.

Dann drückte er auf den Abzug... und hörte, wie ein scharfer, befriedigender Knall die nächtliche Luft durchschnitt.

Einen Augenblick später betätigte er den Abzug ein zweites Mal.

Dann ein drittes und ein viertes Mal. *Das müsste reichen.*

Die Tötung war erledigt, er musste verdammt noch mal hier verschwinden, und zwar pronto. Mit oder ohne Caitlin und die Jungs.

150

Aber zuerst musste er noch wissen, wen er soeben erschossen hatte, und vielleicht ein paar Fotos von den Verblichenen machen.

150

Sampson und ich beobachteten, wie der Schlachter sich dem Auto näherte. Er machte sich dabei fast unsichtbar, aber vielleicht war er nicht ganz so gut, wie er selber dachte. Seine Bewegungen waren schnell, er kam geduckt und schussbereit näher, jederzeit auf Widerstand eingestellt.

Jeden Augenblick würde er dahinterkommen, dass er auf einen Haufen ausgestopfter Kleider und Kissen aus einem örtlichen Supermarkt geschossen hatte. Sampson und ich kauerten keine zehn Meter von dem Wagen, dem er aufgelauert hatte, entfernt, hinter ein paar Bäumen versteckt. Also, wer beherrschte das Spiel besser? Der Schlachter oder wir?

»Du bestimmst, wie es weitergehen soll, Alex«, flüsterte Sampson mir aus dem Mundwinkel zu.

»Nicht umbringen, John«, antwortete ich und berührte sachte Sampsons Arm. »Es sei denn, es muss sein. Nur verletzen.«

»Du bestimmst«, wiederholte Sampson.

Dann geriet die ganze Situation ein wenig außer Kontrolle, um es vorsichtig auszudrücken.

Urplötzlich wirbelte der Schlachter herum, aber nicht in unsere Richtung! Sondern in die entgegengesetzte!

Was, zum Teufel, war denn das? Was war denn jetzt los?

Sullivan blickte zu der dichten Baumreihe im Osten hinüber, nicht zu der, aus der Sampson und ich kamen. Er schenkte uns nicht die geringste Beachtung.

Er gab zwei schnelle Schüsse ab, und ich hörte ein entferntes Stöhnen.

Für einen kurzen Augenblick war ein schwarz gekleidete

151

ter Mann zu sehen, dann stürzte er zu Boden. Wer war das? Dann kamen fünf weitere Männer aus dem nördlich gelegenen Waldstück gerannt. Sie trugen Handfeuerwaffen, Kurzgewehre, und eine Uzi konnte ich auch erkennen. Wer waren diese Typen?

Als wollte er meine Frage beantworten, rief einer der Typen jetzt: »FBI! Waffe fallen lassen! FBI!« Ich glaubte ihm kein Wort. »Mafia!«, sagte ich zu Sampson. »Bist du sicher?« »Ja.«

Dann fingen alle an, aus allen Rohren aufeinander zu schießen, fast so, als befänden wir uns auf den Straßen von Bagdad und nicht irgendwo im ländlichen Massachusetts.

151

115

Die Mafiakiller, falls sie das wirklich waren, schossen auch auf uns. Sampson und ich schossen zurück. Genau wie der Schlachter.

Ich traf einen Kerl mit einem ledernen Trenchcoat, den mit der Uzi, mein erstes Zielobjekt.

Der Pistolero wirbelte herum und fiel auf die Erde, doch dann hob er erneut die Uzi und wollte schießen. Da traf ihn eine Kugel mitten in die Brust. Ich hatte nicht geschossen. Vielleicht Sampson? Oder war es Sullivan?

Die Dunkelheit stellte alle Beteiligten vor ernsthafte Probleme. Überall zischten Kugeln durch die Luft, bohrten sich Bleigeschosse in Bäume, prallten von Felsblöcken ab. Es herrschte absolutes Chaos und Verwirrung, haarsträubender, todesverachtender Wahnsinn im Dunkel.

Die Bösewichte von der Mafia schwärmten aus, versuchten, die Abstände zwischen sich zu vergrößern, was uns noch größere Schwierigkeiten bescheren würde. Sullivan war nach links ausgewichen und nutzte Bäume und Schatten als Deckung. Sampson und ich versuchten, uns zwischen spärlichen Bodendeckern zu verstecken, so gut es eben ging.

Ich hatte Angst, dass wir hier sterben würden, jedenfalls hatte ich durchaus das Gefühl, es könnte passieren. Zu viele Schüsse auf zu engem Raum. Das war eine Todeszone. Es war, als würde man sich schwer bewaffnet einem Exekutionskommando gegenüberstellen.

Ein Mafiakiller feuerte das gesamte Magazin seines Kurzgewehrs in Richtung Schlachter, aber ich war mir ziemlich sicher, dass er sein Ziel verfehlt hatte.

152

Und ich hatte Recht, denn urplötzlich tauchte Sullivan auf und schoss auf den Mafioso, als dieser in die Sicherheit des Wäldchens hasten wollte. Der Kerl stieß einen Schrei aus, dann war kein Laut mehr zu hören. Meines Erachtens waren bisher drei Mafia-Soldaten erschossen worden. Sampson und ich waren unverletzt, aber wir waren auch nicht das primäre Ziel.

Und jetzt? Wer würde den nächsten Schritt wagen? Sullivan? John oder ich?

Dann geschah etwas Seltsames... ich hörte die Stimme eines Jungen. Ein winziges Stimmchen, das rief: »Dad! Dad! Wo bist du, Dad?«

152

116

Ich drehte ruckartig den Kopf und spähte zu dem Haus auf der Anhöhe hinüber. Ich sah zwei der Sullivan-Jungen die Eingangstreppe herunterrennen. Sie trugen Schlafanzüge und waren barfuß.

»Geht zurück!«, brüllte Sullivan sie an. »Geht zurück ins Haus, ihr beiden! Geht rein!«

Dann kam Caitlin Sullivan im Morgenmantel aus dem Haus gerannt. Sie versuchte ihren jüngsten Sohn zurückzuhalten und nahm ihn schließlich in die Arme. Dabei brüllte sie die beiden anderen Jungen in den höchsten Tönen an, sofort zurückzukommen.

Mittlerweile waren von überall her Schüsse zu hören, die laut krachend durch die Nacht hallten. Lichtblitze erleuchteten Bäume, Feldblöcke, leblose Körper im Gras. Sullivan brüllte immer wieder: »Geht zurück ins Haus! Geht rein! Caitlin, hol sie zurück!«

Die Jungen gehorchten nicht. Sie liefen einfach weiter über die Wiese, auf ihren Vater zu.

Einer der Killer richtete seine Waffe auf die laufenden Gestalten, ich schoss ihn seitlich in den Hals. Er wirbelte herum, fiel zu Boden und blieb liegen. Ich dachte: *Jetzt habe ich Sullivans Söhnen das Leben gerettet*. Was hatte das zu bedeuten? Dass wir quitt waren dafür, dass er damals zu mir nach Hause gekommen war und niemanden umgebracht hatte? Sollte ich jetzt auch noch Caitlin erschießen, als Rache für Maria?

Nichts, was auf diesem dunklen, blutbefleckten Rasen geschah, ergab noch einen Sinn.

152

Ein weiterer Killer trat im Zickzack seinen hastigen Rückzug an und warf sich, bei den Bäumen angekommen, mit dem Kopf voraus in das Gestrüpp. Jetzt war nur noch ein einziger im offenen Gelände zu sehen. Er und Sullivan starrten einander an und

schossen. Der Soldat wirbelte herum und fiel. Blut sprudelte aus einer offenen Wunde in seinem Gesicht. Sullivan stand noch.
Er wandte sich Sampson und mir zu.

153

117

Ein Patt - zumindest für den Augenblick. Ein paar Sekunden. Und was geschieht dann? Mir wurde klar, dass Sampsons Auto nicht länger als Schutzschild zwischen Sullivan und mir stand. Seine Söhne rannten mittlerweile nicht mehr auf ihn zu. Caitlin Sullivan hielt die beiden jüngsten schützend im Arm. Der älteste Junge stand neben ihr, in Beschützerhaltung. Er sah seinem Vater sehr ähnlich. Ich hoffte inständig, dass der Junge jetzt nicht in das Ganze mit hineingezogen wurde.

»Ich bin Alex Cross«, sagte ich zu Sullivan. »Sie waren vor einiger Zeit einmal bei mir zu Hause. Dann haben Sie meine Frau getötet. Neunzehnhundertdreißig, in Washington, D.C.«

»Ich weiß, wer Sie sind«, rief Sullivan zurück. »Ich habe Ihre Frau nicht getötet. Ich weiß, wen ich umgebracht habe.«

Dann rannte der Schlachter in vollem Lauf auf die Bäume zu. Ich zielte auf seinen Rücken, das war die Gelegenheit... aber ich schoss nicht. Ich konnte nicht.

Nicht in den Rücken. Nicht vor den Augen seiner Frau und seiner Kinder, unter gar keinen Umständen.

»Dad!«, rief einer der Jungen, als Sampson und ich uns an die Verfolgung seines Vaters machten. »Renn weiter! Renn weiter!«

»Er ist ein Killer, Alex«, sagte Sampson, während wir über unebenes Gelände voller hoher Grashalme, hervorstehender Felsen und Baumwurzeln rannten. »Wir müssen ihn zur Strecke bringen. Das weißt du. Keine Gnade für den Teufel.«

153

Daran musste ich nicht erinnert werden. Ich wurde nicht übermütig.

Aber ich hatte die Möglichkeit gehabt zu schießen und hatte es nicht getan. Ich hatte Michael Sullivan nicht zur Strecke gebracht, obwohl sich die Chance geboten hatte. Zwischen den Bäumen war es dunkel, aber der Mond schien so hell, dass man Schatten und die eine oder andere Einzelheit durchaus erkennen konnte. Vielleicht könnten wir Sullivan sogar sehen, aber er würde uns ebenfalls sehen.

Die Pattsituation bestand also weiter. Aber einer von uns würde heute Nacht sterben. Das wusste ich, und ich hoffte, dass ich es nicht war. Das hier musste jetzt zu Ende gebracht werden. Es lag einfach schon viel zu lange in der Luft.

Ich fragte mich, wohin er wohl rannte, ob er einen Fluchtplan hatte oder ob wir in einen Hinterhalt liefen.

Seitdem er die Baumgrenze erreicht hatte, hatten wir Sullivan nicht mehr gesehen. Vielleicht war er ja sehr schnell, oder aber er hatte einen Haken geschlagen und die Richtung geändert. Wie gut kannte er sich in den Wäldern aus?

Beobachtete er uns im Moment? Machte er sich bereits schussklar? Würde er gleich hinter einem Baum hervorspringen?

Schließlich sah ich eine Bewegung, vor uns war jemand in schnellem Lauf unterwegs. Das musste Sullivan sein! Es sei denn, es war der übrig gebliebene Mafioso.

Wer immer er sein mochte, ich konnte sowieso nicht schießen. Zu viele Baumstämme, Zweige und Äste im Weg.

Mein Atem ging in kurzen, ruckartigen Stößen. Ich war nicht außer Form, also musste es der Stress sein. Ich war hinter dem Hurensohn her, der Maria umgebracht hatte. Seit über zehn Jahren hasste ich ihn und hatte mir diesen Tag herbeigesehnt. Ich hatte sogar darum gebetet.

154

Aber ich hatte nicht geschossen, als ich die Möglichkeit hatte.

»Wo ist er?« Sampson war an meiner Seite. Weder er noch ich konnten den Schlachter sehen. Wir konnten ihn auch nicht laufen hören.

Dann hörte ich einen Motor aufheulen - im Wald! Einen Motor? Was für einen Motor? Scheinwerfer flammten auf, zwei gleißende Augen, direkt auf uns gerichtet.

Ein Auto kam herangebraust. Sullivan oder sonst jemand kauerte hinter dem Steuer.

Der Wagen folgte einem Pfad, den der Fahrer sehr gut kannte.

»Schieß doch!«, brüllte Sampson. »Alex, schieß doch!«

154

118

Sullivan hatte irgendwo im Wald ein Auto versteckt, vermutlich für einen Notfall wie diesen. Ich blieb stehen und feuerte einmal, zweimal, dreimal auf die Fahrerseite der Windschutzscheibe.

Aber der Schlachter kam immer noch näher!

Das Auto war eine dunkle Limousine. Plötzlich wurde es langsamer. Hatte ich ihn getroffen?

Ich rannte vorwärts, stolperte über einen Stein, fluchte lauthals. Ich überlegte nicht, was ich tun sollte, ich überlegte nicht, was ich nicht tun sollte, ich dachte nur daran, dass diese Geschichte endlich ein Ende haben musste.

Dann sah ich, wie Sullivan sich in seinem Wagen aufrichtete, und er sah mich auf sich zu kommen. Ich hatte den Eindruck, als ob sein Mund sich zu einem spöttischen Lächeln verzog, während er seine Pistole hob. Ich duckte mich in dem Augenblick, als er schoss. Er feuerte noch einmal, aber ich befand mich um Zentimeter außerhalb seines Sichtfeldes.

Da setzte sich der Wagen mit laut aufheulendem Motor wieder in Bewegung. Ich ließ ihn an mir vorbeischlittern, dann sprang ich mit einem Satz auf den Kofferraum. Ich hielt mich an den Seiten fest, das Gesicht an das kalte Metall gepresst.

»Alex!«, hörte ich Sampson hinter mir rufen. »Runter da!« Ich wollte nicht, konnte nicht.

Sullivan beschleunigte, aber angesichts der vielen Bäume und Steine konnte er nicht besonders schnell fahren. Jetzt überfuhr er einen Felsblock, und der Wagen sprang in die Höhe, beide Vorderräder hoben vom Boden ab. Beinahe wäre

154

ich nach hinten geschleudert worden, aber irgendwie konnte ich mich noch festhalten. Dann trat er auf die Bremse. Mit voller Kraft! Ich hob den Blick.

Er drehte sich auf dem Vordersitz um. Einen Sekundenbruchteil starrten wir einander in die Augen, knapp zwei Meter voneinander entfernt, höchstens. Ich konnte Blutspuren seitlich an seinem Gesicht erkennen. Er war getroffen worden, vielleicht von einem meiner Schüsse durch die Windschutzscheibe.

Wieder hob er seine Waffe. Als ich vom Hinterteil des Wagens sprang, schoss er. Ich landete auf dem harten Untergrund und rollte weiter.

Dann kam ich auf die Knie. Zielte auf das Auto.

Ich schoss zweimal durch das Seitenfenster. Ich schrie Sullivan an, den Schlachter, wer er auch sein mochte. Ich wollte ihn tot sehen, und ich wollte derjenige sein, der ihn umbrachte.

Es muss zu Ende gebracht werden. Hier und jetzt. Irgendjemand wird sterben. Irgendjemand wird leben.

155

119

Noch einmal schoss ich auf das Ungeheuer, das meine Frau und so viele andere Menschen umgebracht hatte, oftmals auf unvorstellbare Art und Weise, mit Schlachterhämmern, Knochensägen, Metzgermessern. *Stirb, Michael »der Schlachter« Sullivan. Stirb einfach, du Schweinehund. Wenn es einen Menschen auf dieser Erde gibt, der den Tod verdient hat, dann dich.*

Da stieg er aus dem Auto.

Was war denn jetzt los? Was machte er da?

Er humpelte auf seine Frau und seine drei Söhne zu. Blut rann ihm über das Hemd, durchtränkte es, tropfte auf seine Hose und seine Schuhe. Dann ließ sich Sullivan neben seiner Familie auf den Rasen fallen. Nahm sie in seine Arme.

Sampson und ich liefen mit gezügeltem Tempo vorwärts, verwirrt angesichts der Ereignisse, unsicher, was wir als Nächstes tun sollten.

Ich entdeckte blutige Striemen an den Jungen, überall auf Caitlin Sullivan. Es war das Blut ihres Vaters, des Schlachters. Beim Näherkommen erkannte ich, dass er wie betäubt wirkte, als würde er bald bewusstlos oder sogar sterben. Dann sagte er zu mir: »Sie ist ein guter Mensch. Sie hat nicht gewusst, was ich mache, weiß es bis jetzt noch nicht. Das da sind gute Kinder. Schaffen Sie sie weg von hier, weg von der Mafia.« Ich wollte ihn immer noch umbringen, und ich hatte Angst davor, er könnte überleben, dennoch senkte ich meine Waffe. Ich konnte damit nicht auf seine Frau und seine Kinder zielen.

155

Sullivan lachte, und plötzlich setzte er seiner Frau seine Waffe an den Kopf. Er riss sie vom Boden hoch. »Legen Sie die Waffe nieder, oder ich erschieße sie, Cross. Das mache ich, ohne mit der Wimper zu zucken. Ich bring sie um. Auch die Jungs. Ist überhaupt kein Problem für mich. So bin ich.«

In Caitlin Sullivans Miene spiegelte sich weniger Überraschung oder Schock wider als vielmehr eine schreckliche Traurigkeit und Enttäuschung über diesen Mann, den sie wahrscheinlich liebte oder zumindest zu einem früheren Zeitpunkt einmal geliebt hatte. Der Jüngste schrie seinen Vater an, es klang herzerzerrend. »Nein, Daddy, nein! Tu Mummy nicht weh. Daddy, *bittel*«

»Die Waffen nieder!«, brüllte Sullivan.

Was blieb mir anderes übrig? Ich hatte keine Wahl. Nicht innerhalb meiner Welt, innerhalb meines moralischen Universums. Ich ließ die Glock fallen.

Sullivan verneigte sich.

Dann explodierte ein Schuss aus seiner Waffe.

Ich spürte einen harten Schlag in der Brust und wurde halb vom Boden gehoben. Vielleicht eine Sekunde lang stand ich auf Zehenspitzen. Tanzend? Schwebend? Sterbend?

Ich hörte eine zweite Explosion, dann eigentlich gar nichts mehr. Ich wusste, dass ich sterben würde, dass ich meine Familie nie wiedersehen würde und dass ich niemand anderem die Schuld daran geben konnte als mir selbst.

Ich war oft genug gewarnt worden. Ich hatte einfach nicht zugehört.

Der Drachentöter war nicht mehr.

156

120

Ich täuschte mich. Ich sollte nicht sterben an jenem Abend vor dem Haus des Schlachters, auch wenn ich nicht gerade behaupten kann, ich sei der nächsten Kugel ausgewichen.

Ich wurde ziemlich übel zusammengeschossen und verbrachte den folgenden Monat im Massachusetts General Hospital in Boston. Nachdem Michael Sullivan sich verneigt hatte, hatte Sampson ihm zwei Schüsse in die Brust verpasst. Er war noch an Ort und Stelle gestorben.

Ich bedaure es nicht. Ich empfinde kein Mitleid mit dem Schlachter. Das bedeutet wohl, dass ich mich gar nicht so sehr verändert habe, wie ich wollte, dass ich zumindest immer noch der Drachentöter bin.

Zurzeit habe ich fast jeden Morgen nach meinen ersten Patienten eine Sitzung mit Adele Finaly. Sie kommt so gut mit mir zurecht, wie ein Mensch mit mir zurechtkommen kann. Eines Tages erzähle ich ihr von dem finalen Schussgefecht bei Sullivans Haus, und wie ich das befriedigende Gefühl der Rache und der Gerechtigkeit gesucht, aber nicht gefunden habe. Adele sagt, sie versteht mich, aber sie empfindet kein Mitleid, weder mit Sullivan noch mit mir. Wir erkennen beide die offensichtlichen Verbindungen zwischen Sullivan und mir. Und dann stirbt einer von uns vor den Augen seiner Familie.

»Er hat gesagt, er hätte Maria gar nicht getötet«, erzähle ich Adele im Verlauf der Sitzung.

»Na und, Alex? Sie wissen, dass er ein Lügner war. Ein Psychopath. Mörder. Sadist. Ein Stück Hundescheiße.«

»Ja, ja, das alles und noch viel mehr. Aber ich habe das Ge

156

fühl, ihm glauben zu können. Doch, wirklich. Ich habe bis jetzt nur noch nicht begriffen, was das bedeutet. Noch ein zu lüftendes Geheimnis.«

In einer weiteren Sitzung sprechen wir über meine Fahrt nach Wake Forest, North Carolina, das liegt nördlich von Raleigh. Ich nahm den neuen R 350, das Familienauto, das Crossover-Fahrzeug. Ich wollte Kayla Coles besuchen, wollte mit ihr reden, ihr in die Augen sehen, wenn sie mit mir sprach.

Kayla ging es blendend, geistig und körperlich, sie sagte, das Leben hier unten würde ihr sogar noch besser gefallen, als sie erwartet hatte. Sie erzählte mir, dass sie in Raleigh wohnt. »Hier in North Carolina gibt es jede Menge Leute, die Hilfe benötigen, Alex«, sagte sie. »Und die Lebensqualität hier ist, zumindest aus meiner Sicht, höher als in Washington. Bleib eine Weile hier, und probier es selber aus.«

»War das eine Einladung von Kayla?«, fragt mich Adele nach einer schweigsamen Pause.

»Schon möglich. Eine Einladung, von der sie gewusst hat, dass ich sie nicht annehmen würde.«

»Weil?«

»Weil? Weil... ich Alex Cross bin«, erwidere ich.

»Daran wird sich auch nichts ändern, nicht wahr? Ich frage ja nur. Nicht als Therapeutin, Alex, sondern als Ihre Freundin.«

»Ich weiß es nicht. Ich möchte schon das eine oder andere an meinem Leben ändern. Darum bin ich ja hier bei Ihnen. Und natürlich, weil es mir irgendwie Spaß macht, mit Ihnen dummes Zeug zu labern. Also gut, die Antwort lautet: Nein, ich werde mich nicht sehr ändern.«

»Weil Sie Alex Cross sind?«

»Ja.«

157

»Gut«, sagt Adele. »Das ist ein Anfang. Und, Alex...« »Ja?«

»Mir macht es auch Spaß, mit Ihnen dummes Zeug zu labern. Sie sind ein einzigartiger Mensch.«

157

121

Noch ein Geheimnis, das gelüftet werden musste.

Eines Abends im Frühling gingen Sampson und ich die Fifth Street entlang, um ein bisschen Zeit miteinander zu verbringen. Es herrschte eine vertraute Atmosphäre, wie immer, wenn wir zusammen sind. In unseren braunen Papiertüten steckten Bierflaschen. Sampson trug eine Ray-Ban-Wayfarer-Sonnenbrille und einen alten Kangol-Hut, den ich seit Jahren nicht mehr auf seinem großen Kopf gesehen hatte.

Wir kamen an alten Häusern mit Holzschindeln vorbei, die seit unserer Kindheit hier standen und heute auch nicht viel anders aussahen als damals, obwohl sich Washington enorm verändert hat, im Positiven wie im Negativen oder auch irgendwo dazwischen.

»Ich habe mir Sorgen um dich gemacht, als du im Krankenhaus gelegen hast«, sagte er.

»Ich habe mir auch Sorgen um mich gemacht. Ich habe schon langsam diesen Massachusetts-Akzent angenommen. Ständig diese lang gezogenen Aas. Und ich bin politisch korrekt geworden.«

»Ich muss mit dir über was reden, was mich schon lange beschäftigt.«

»Ich bin ganz Ohr. Schöner Abend, um zu reden.«

»Der Anfang ist nicht ganz leicht. Es war so ungefähr zwei, drei Monate nach Marias Ermordung«, fuhr Sampson fort. »Kannst du dich noch an diesen Typen aus unserem Viertel erinnern, einen gewissen Clyde Wills?«

»Sehr gut sogar. Drogenkurier mit hochfliegenden Plänen. Bis sie ihn umgebracht und hinter einem *Popeyes Chicken* in

157

einen Mülleimer gestopft haben, wenn ich mich recht erinnere.«

»Ganz genau. Wills hat als Spitzel für Rakeem Powell gearbeitet, als Rakeem noch Detective im 103 war.«

»A-ha. Das überrascht mich nicht. Wills hat beide Seiten bedient. Worauf willst du hinaus?«

»Ich bin ja gerade dabei, Schätzchen. Ich versuche es ja. Clyde Wills hat ein paar Dinge über Maria herausgefunden... zum Beispiel, wer sie umgebracht haben könnte«, fuhr Sampson fort.

Ich sagte kein Wort, aber ein kalter Schauer jagte mir den Rücken hinunter. Ich ging weiter, mit leicht zitternden Knien.

»Es war nicht Michael Sullivan?«, fragte ich. »Er hat also die Wahrheit gesagt.«

»Er hatte damals einen Partner«, erwiderte Sampson. »Ein knallharter Typ aus seinem alten Viertel in Brooklyn, hieß James >Hats< Galati. Galati hat Maria erschossen.

Sullivan war gar nicht dabei. Kann sein, dass er Galati damit beauftragt hat. Vielleicht hatte Galati es aber auch auf dich abgesehen.«

Ich sagte kein Wort. Um ehrlich zu sein, ich konnte nicht. Außerdem wollte ich Sampson zu Ende sprechen lassen. Wir gingen weiter und redeten, er starrte dabei stur geradeaus, ohne mich ein einziges Mal anzublicken.

»Rakeem und ich haben dann unsere eigenen Ermittlungen angestellt. Hat ein paar Wochen gedauert, Alex. Wir haben uns voll reingehängt. Sind sogar nach Brooklyn gefahren. Aber wir konnten keine eindeutigen Beweise gegen Galati finden. Obwohl wir wussten, dass er es getan hat. Er hat Freunden in New York von seinem Anschlag erzählt. Galati hat drunten in Fort Bragg eine militärische Scharfschützenausbildung bekommen.«

158

»Damals hast du auch mit Anthony Mullino gesprochen, stimmt's? Deshalb hat er sich an dich erinnert?«

Sampson nickte. »Also, jetzt kommt's, jetzt kommt das, was ich all die Jahre mit mir herumgeschleppt habe. Ich habe heute noch Mühe, es auszusprechen. *Wir haben den Drecksack erledigt, Alex.* Rakeem und ich haben eines Nachts in Brooklyn Jimmy Galati getötet. Bis jetzt konnte ich dir das einfach nicht erzählen. Ich habe es versucht, damals. Und noch einmal, als wir wieder angefangen haben, nach Sullivan zu suchen. Aber ich konnte es nicht.«

»Sullivan war ein Killer, ein übler Killer«, sagte ich. »Er musste gefasst werden.«

Jetzt sagte Sampson nichts mehr, genau so wenig wie ich. Wir gingen noch eine Weile weiter, dann trennten wir uns, er ging nach Hause, nehme ich an, durch eben jene Straßen, in denen wir gemeinsam aufgewachsen waren. Er hatte Marias Mörder erledigt, für mich. Er hatte getan, was er für richtig gehalten hatte, aber er wusste, dass ich damit niemals hätte leben können. Deshalb hat er mir nie davon erzählt, nicht einmal dann, als wir uns gemeinsam auf die Jagd nach Sullivan gemacht haben. Diesen letzten Teil konnte ich nicht ganz verstehen, aber alles kann man sowieso nie verstehen. Vielleicht würde ich John ein anderes Mal danach fragen.

Als ich zu Hause angekommen war, konnte ich nicht einschlafen und nicht vernünftig denken. Schließlich legte ich mich wieder zu Ali ins Bett. Er schlummerte selig wie ein Engel, arglos und unbekümmert.

Ich lag neben ihm und dachte daran, was Sampson mir erzählt und wie sehr ich ihn ins Herz geschlossen hatte, völlig egal, was geschehen war. Dann dachte ich an Maria und daran, wie sehr ich sie geliebt hatte.

Du hast mir so sehr geholfen, flüsterte ich meinen Erinne

158

rungen an sie zu. *Du hast mich herausgefordert. Hast mich gelehrt, an die Liebe zu glauben, zu wissen, dass es so etwas gibt, ganz egal, wie schwierig es zu erreichen ist. Also hilf mir noch einmal, Maria... ich muss über dich hinwegkommen, Süße. Du weißt, wie ich das meine. Ich muss über dich hinwegkommen, damit ich endlich wieder mein Leben leben kann.*

Plötzlich hörte ich eine Stimme in der Dunkelheit, die mich aufschreckte, weil ich im Geist irgendwo ganz anders gewesen war, weit weg von der Realität der Gegenwart.

»Daddy, alles in Ordnung?«

Ich drückte Ali sanft an meine Brust. »Jetzt ist alles in Ordnung. Natürlich. Danke der Nachfrage. Ich hab dich lieb, Kumpel.«

»Ich hab dich lieb, Daddy. Ich bin dein kleiner Mann«, sagte er.

Ja, genau. Mehr gibt es dazu nicht zu sagen.

159

Epilog

Jemand feiert Geburtstag

122

So sieht also der Anfang meines neuen Lebens aus, oder vielleicht auch nur seine kontinuierliche Entwicklung von Geschichte zu

Geschichte. Meistens ist es ziemlich nett und schön, denn heute ist Nanas Geburtstag, auch, wenn sie sich weigert, eine konkrete Zahl oder wenigstens ein *Jahrzehnt* zu nennen.

Meines Erachtens müsste sie sich bereits in einem Stadium befinden, in dem sie mit ihrer Langlebigkeit prahlen könnte, doch das tut sie nicht.

Aber egal, heute ist jedenfalls ihr Abend, ihre Geburtstagswoche, sagt sie, und da kann sie machen, was sie will. *Wie an jedem anderen Tag des Jahres auch*, denke ich im Stillen und behalte es für mich.

Es war der ausdrückliche Wunsch ihrer Hoheit, dass »die Jungs« das Abendessen zubereiten, deshalb bewegen Dämon, Ali und ich unsere Familienkutsche zum Markt und machen Gebrauch von einem Teil des knapp zweieinhalb Kubikmeter großen Laderaums. Dann verbringen wir den größeren Teil des Nachmittags mit der Zubereitung von zweierlei Brathähnchen, Brötchen, Maiskolben, Butterbohnen und Tomatensülze.

Um sieben Uhr wird das Abendessen serviert, einschließlich eines ansprechenden Bordeaux, von dem sogar die Kinder ein Schlückchen abbekommen. »Herzlichen Glückwunsch zum Hundertsten!«, sage ich und erhebe mein Glas.

»Ich muss auch noch ein paar Grußworte loswerden«, sagt Nana und erhebt sich von ihrem Stuhl. »Ich sehe mich hier am Tisch um, und ich muss sagen, ich liebe unsere Familie mehr als je zuvor, ich bin stolz und glücklich, dass ich dazu

159

gehöre. Besonders in meinem Alter, egal, welches Alter es sein mag, aber ganz bestimmt *nicht* hundert.«

»Hört, hört«, pflichten wir ihr alle bei und klatschen in die Hände wie diese kleinen Spielzeugaffen mit ihren Becken.

»Auf Ali, der schon ganz alleine Bücher lesen und der seine Schnürsenkel wie ein Weltmeister binden kann«, fährt Nana fort.

»Auf Ali! Auf Ali!«, rufe ich. »Weiter so mit den Schnürsenkeln!«

»Dämon hat so viele Möglichkeiten im Leben. Er kann so wundervoll, wundervoll singen und ist ein hervorragender Schüler, wenn er sich bemüht. Ich hab dich lieb, Dämon.«

»Ich hab dich auch lieb, Nana. Du hast die NBA vergessen«, sagte Dämon.

»Nein, die National Basketball Association habe ich nicht vergessen«, nickt Nana ihm zu. »Deine linke Hand ist zu schwach. Wenn du wirklich auf einem höheren Niveau spielen willst, dann solltest du wie vom Dämon besessen daran arbeiten.«

Dann fährt sie fort: »Mein Mädchen, Janelle, ist ebenfalls eine hervorragende Schülerin, und das weder für mich noch für ihren Vater, sondern ganz allein aus eigenem Antrieb, für sich selbst. Ich bin stolz, sagen zu können, dass niemand anders als Janelle über Janelle bestimmt.«

Dann setzt Nana sich an ihren Platz, und wir sind alle ein klein wenig überrascht, besonders ich, da ich nicht einmal erwähnt wurde. Bis jetzt wusste ich nicht, dass sie mich in die Hundehütte verbannt hat.

Dann springt sie wieder auf, ein durchtriebenes Lächeln auf dem kleinen, kantigen Gesicht. »Oh, da hätte ich beinahe jemanden vergessen.

Alex hat in diesem Jahr die tiefgreifendste Verwandlung

160

von uns allen durchgemacht, und wir alle wissen, wie schwer es diesem Mann fällt, sich zu ändern. Er hat seine Praxis wieder und widmet sich auch anderen Menschen.

Arbeitet sogar in der Küche von St. Anthony's mit, auch wenn er in meiner Küche nur schwer in die Gänge kommt.«

»Wer hat denn dieses Essen gemacht?«

»Die *Jungs* haben vorzügliche Arbeit geleistet, ihr alle miteinander. Ich bin so stolz auf unsere Familie, ich *weiß*, dass ich mich wiederhole, Alex, aber ich bin sehr stolz auf dich. Du bist ein Rätsel. Aber du bist mir auch eine andauernde Freude. Warst du schon immer. Gott segne die Crosses.«

»Gott segne die Crosses!«, fallen wir einstimmig ein.

Später am Abend bringe ich Ali ins Bett, so wie meistens in letzter Zeit, und lege mich noch ein paar Minuten zu ihm. Der Junge hat einen aufregenden Tag hinter sich und schläft sofort ein.

Dann klingelt das Telefon wie ein Wecker, ich springe auf und haste auf den Flur hinaus. Ich nehme den Hörer von der kippeligen Gabel.

»Hier Familienresidenz Cross«, sage ich, noch ganz in der Stimmung dieses Tages.

»Es hat einen Mord gegeben«, höre ich, und mein Magen sackt mir in die Kniekehlen. Ich lasse mein Herz noch ein-, zweimal schlagen, bevor ich etwas sage. »Warum rufen Sie mich an?«, frage ich.

»Sie sind Dr. Cross, und ich bin der Mörder.«